Porkeles und Porkelessa

Von demſelben V. ..ſſer iſt im gleichen Verlag ..ſchienen:

Germania. Zwei Jahrtauſende deutſchen Lebens, kulturgeſchichtlich geſchildert.

Mit Bildern erſter deutſcher Künſtler.

Pracht-Ausgabe. 370 Seiten Text mit 248 Illuſtrationen und 64 ganzſeitigen Bildern in Tondruck. 34 Hefte à 1½ Mk., in reichſtem Prachtbande 70 Mk.

Ausgabe in Gartenlaube-Format. 370 Seiten Text mit 248 Illuſtrationen und 24 ganzſeitigen Bildern. 40 Hefte à 40 Pfg., in reichem Einbande 20 Mk.

Porkeles u. Porkelessa

Eine böse Geschichte

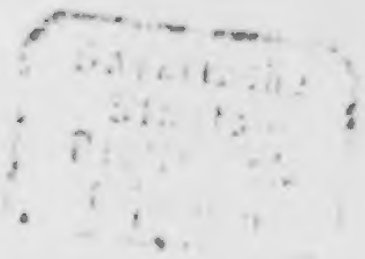
von

Johannes Scherr

Berlin und Stuttgart
Verlag von W. Spemann
1882

Erſter Zeddel —

mittels deſſen ein mehr oder minder hochgeachtetes
Publikum in das Haus Porkeles eingeführt
wird.



Ich habe den alten Issaskar Porkeles gut gekannt und selbiger steht mir leb- und leibhaft in nicht unangenehmer Erinnerung.

Dank unserer neuzeitlichen, so wohlgebauten und wohlgeölten Mittelmaßplattdruckswalze gehen die Sonderlinge allmälig aus. Wir brauchen auch keine mehr, sondern nur noch uniformirte Seelen vom ordonnanzmäßigen Mittelmaß. Namentlich ist so gut wie völlig ausgestorben jene Sorte von Sonderlingen, welche die Marotte hatten, Wahrheitsager sein und Menschen und

Dinge mit deren wirklichen Namen benennen zu wollen. Einer der letzten Mohikaner dieſer von der vorſchreitenden Kultur, welche alles begreift und demnach alles verzeiht, weggefegten Raſſe meinte eines Tages, man könnte das Weſen und die Erſcheinung von Iſſaſkar Porkeles wohl am richtigſten kennzeichnen, ſo man ſagte, dieſer Herr wäre der ehrwürdigſte Wucherer im neuen deutſchen Reiche.

Natürlich verwies ich dem zeitwidrigen Freunde ſofort dieſen altfränkiſchen Ausdruck und erinnerte ihn daran, daß die Begriffe Wucher und Wucherer als gänzlich unſtatthaft aus der ſo herrlich weit gebrachten Socialpolitik hinausgeworfen wären. Iſt doch das Geld, wie männiglich weiß und weibiglich wiſſen ſollte, eben auch nur eine Waare, deren Preis die Nachfrage beſtimmt. Die Nachfrager müſſen es ſich ſchon gefallen laſſen, daß die Inhaber ihnen den Preis machen, — warum fragen ſie nach? Uebrigens hat unſeren hochreſpektabeln Börſegreis niemand zu

verleumden vermocht, er hätte jemals mehr „Percente“ genommen, als er hatte bekommen können, wie das ja überall ſo Brauch in der Juden-, Chriſten- und Heidenheit.

Von Ausſehen, Haltung und Gebaren war der Mann fraglos ehrwürdig. Ein wandelndes Altes Teſtament im vornehmen Sinne. Moſche in Lackſtiefeln und die Propheten in Glanzhandſchuhen. Die Schärfe der Raſſezüge durch Kulturbeleckung gemildert. Haar und Bart von reinſter Silberwährung. Harte Luchsaugen, aber um die Mundwinkel ein Zug, welcher zu ſagen ſchien: Meine Vorfahren haben trauernd mit an den Waſſern Babylons oder wenigſtens in einem Gemälde Bendemanns geſeſſen. Sprache ſanft und gewählt, häufig mit einem Tonfall, ſo an die Kadenzen der Klagelieder Jeremiä erinnerte. Anzug einfach, aber ſauber, engliſcher Stil: Iſſaſkar hatte lange in einer britiſchen Kolonie gelebt — als Sklavenhändler, ziſchelte ſelbſtverſtändlich die geheime öffentliche Meinung — und

er hielt daher darauf, „gentlemanlike“ zu erſcheinen. Für orientaliſche Reminiſcenzen konnten allenfalls gelten die überſchwere goldene Uhrkette, die funkelnde Bruſtnadel und der blitzende Solitär am kleinen Finger der Linken unſeres Bankherrn.

Der Beſitzer dieſer Herrlichkeiten, ſowie noch anderer, als da waren ein Palaſt mit Garten und ſonſtigem Zubehör in der Stadt, ein großes Rittergut mit „gothiſchem“ Schloß in der Provinz und ein mit Werthpapieren vollgeſtopfter Arnheim in ſeinem Schlafzimmer — der Beſitzer von alledem, ſag' ich, hielt feſt an dem Glauben ſeiner Väter. Er wollte ein ſtrenggläubiger Bekenner des Alten vom Berge Sinai nicht nur ſcheinen, ſondern auch ſein, und er war es wirklich. Der Glaube an die Erfüllung der Verheißung, daß der Samen Abrahams die Erde beſitzen werde, ſtand ihm um ſo felſenfeſter, als er in ſeinen Tagen dieſe Verheißung ja zu einem guten Theile ſchon erfüllt ſah. Ein Stammgaſt der Synagoge, kam

er allen Vorschriften des orthodoxen Rituals mit würdevoller Gewissenhaftigkeit nach. Pünktlichste Rabbiner konnten sich erbauen an der Pünktlichkeit, womit im Hause Porkeles die Sabbathsbräuche vollzogen wurden. Zu Fastenzeiten fastete der Hausherr buchstäblich, zu Freudenzeiten aß er mit andächtigem Appetit Schalet. Und der fromme Mann war auch ein guter, wenigstens stellenweise. Wenn seine Hand für die „Gojim" allerdings nur gegen angemessene — seine christlich-germanischen Neider und Verleumder sagten ungemessene — Vergütung sich öffnete, so war sie dagegen für die Kinder Israel — nämlich für die rechtgläubigen — häufig und zwar „ganz umsonst" offen. Verschiedene wohlthätige Stiftungen zu Gunsten der orthodoxen Gemeinde trugen den Namen Porkeles.

Dieser Name erinnerte, beiläufig bemerkt, seinen Träger mitunter an die Trübsal vergangener Zeit, allwo Israel in der Knechtschaft Aegyptens geseufzt hatte, obzwar mitten in

Baiern. Denn in dieſem Lande hatte Iſſaſkars Vater geſchachert, Aaron Porkeles. Oder eigentlich Aaron Schweineles, alswie zu heißen man ihm ſchnöderweiſe von amtswegen zugemuthet hatte. Dazumal nämlich, als das Kurfürſtenthum Baiern ein Königreich von Napoleons Gnaden geworden war und der Pharao Montgelas herrſchte, wurde die Judenheit zwangsweiſe zur Annahme von „zeitgemäßen“ Familiennamen angehalten. Die Herren Landrichter trieben damit nicht allein ihren brutalen Spaß, ſondern auch einen einträglichen Handel. Sie theilten alſo den Söhnen Abrahams, Iſaaks und Jakobs nicht ſelten die groteſkeſten, ja die unflätigſten Namen zu und ließen ſich dann die Vertauſchung derſelben mit wohlriechenderen um ſchweres Geld abkaufen. Den armen Aaron beſchenkte die Paſchalaune ſeines Herrn Landrichters mit dem Namen Schweineles. Alles Bitten, Flehen, Weinen des Unglücklichen, die „Vertreifung“ durch den Namen des „treifen“ Thieres von ihm

zu thun, fruchteten nichts. Erſt dann, als Aaron verzweifelnd die Schnüre ſeines Geldſäckels aufband, fühlte der Paſcha ein chriſtliches Rühren. „Nun wohl, Mauſchel, fragte er lachend, gefällt dir der Name Porkeles beſſer?“ — „Ach ja, Euer Gnaden,“ erwiderte der arme Jude, welcher nicht wie ſein Preſſer vordem auf den Bänken einer Lateinſchule geſeſſen. Dieſe Geſchichte hatte der Geſchröpfte und Verhöhnte ſeinem Sprößling Iſſaſkar oft erzählt. Der Sprößling ſeinerſeits hatte jedesmal bei ſich einen heiligen Schwur gethan, die Gojim ſollten die ſeinem Vater abgepreſſte Summe zehnfach, hundertfach, tauſendfach ihm zurückbezahlen, und man muß ihm nachrühmen, daß er dieſen Schwur mit viel mehr Erfolg gehalten, als vor Zeiten der Raſſegenoſſe Hannibal den ſeinigen zu halten vermocht hatte.

Herr von Porkeles — er war, wie ſich von ſelbſt verſteht, Geheimer Kommerzienrath und Ritter verſchiedener Orden — genoß der allge-

meinen Achtung. Er war die Reſpektabilität ſelber, die Reſpektabilität in Lebensgröße. „Von's Geſchäft“ hatte er ſich zurückgezogen, das heißt, wie er in humoriſtiſchen Augenblicken zu ſagen pflegte, von der „kleinen Schafſchur“; die „große“ betrieb er noch. War er doch, ein anderes Bild anzuwenden, ein nicht unwichtiges Rad in jener koloſſalen Völkerſchröpfmaſchine, deren Hauptſaugſtrang in die Kaſſen der Dynaſtie Goldſchild ſich entleert. Der ehrwürdige Iſſaſkar war alſo ſtets mit dabei, wo es galt, dem Staate mit niedrig aufgelegten und hoch verzinſ'ten Anleihen beizuſpringen oder ſonſt einen patriotiſchen Schnitt zu machen. Demzufolge war auch von dem bekannten, jetzo faſt ſchon mythiſch gewordenen Fünfmilliardenſegen mancher ſchwere Goldtropfen in ſeinen Arnheim gefallen. Die Arbeit iſt ja ſo hübſch vertheilt in dieſer Welt! Ein Hunderttauſend armer Teufel muſſte ſein Blut auf die Gefilde Frankreichs ſäen, damit daheim die Porkeles und Mitpolypen eine reiche Gold-

ernte einthun könnten. „Gott gerechter," hatte bei dieser Gelegenheit der Herr Geheime Kommerzienrath zu seiner Ehehälfte gesagt, „was sein die Franzosen vor reiche Leit' und was ist der Bismarck vor ein großer Mann! Aber so er hätte genommen 15 Milliarden statt 5, wär' er noch größer um ganze 200 Percent."

Die Frau Michle von Porkeles war eine Kommerzienräthin, wie sie nicht im Buche steht. Ein einfaches, bescheidenes, seelengutes Wesen von Weib, das sich begnügte, eine sorgsame Hausfrau vorzustellen und zu sein. Keine Wohlthätigkeitsbazardame, aber im Stillen eine unermüdliche Wohlthäterin der Armen, gleichviel ob die Bedürftigen vom Stamme Sem oder vom Stamme Teut kamen. In den großen Gesellschaften, welche der Herr Kommerzienrath „vor die Ehre des Hauses" häufig zu geben sich veranlasst sah, fühlte sich die schlichte Frau mitunter nicht wenig gedrückt, und sie konnte dann wohl auch heimlich beklagen, daß zur Zeit, wo sie

jung gewesen, so wenig „vor ihre Bildung“ geschehen wäre. Allein sie richtete sich aus dieser Gedrücktheit sofort wieder auf an der unverrückbaren Sicherheit, womit ihr Eheherr, und noch mehr an der „Flottigkeit“, womit ihr Sohn, der Student, die „Hunnährs“ des Hauses machte. Der Herr Kommerzienrath war für Frau Michle ein Gegenstand warmer Bewunderung. Ihren Augen erschien er als ein wahrhaft großer Mann, ein sicherlich um ganze 100 Percent größerer denn Bismarck. Allein wie sehr sie den Gatten bewunderte, ehrte und liebte, das war doch alles nichts, verglichen mit dem Gefühle, welches sie für ihren Sohn hegte, ihr einziges Kind, welches sie viele kinderlose Ehejahre entlang mit heißen Thränen ersehnt hatte. Der endlich erschienene Sprössling wurde das Glück, der Stolz, die Leidenschaft der Mutter.

Er war seinem Großvater zu Ehren auf den Namen Aaron cirkumciselirt, nannte sich aber natürlich Arthur. Ein verteufelt hübscher Junge,

in der That. Auch aufgeweckt, geſcheid, liebenswürdig, mit allerhand kleinen Talenten begabt und ganz entſchieden mit dem großen, ſeines Vaters Geld zu einem erklecklichen Theile wieder unter die Leute zu bringen. Denn Arbeitstheilung muß überall ſein: der Vater rafft zuſammen, der Sohn verthut. Arthur Porkeles, in welchem ſein „Alter" den Reichsfinanzminiſter der Zukunft vorherſah, war gehörig verwöhnt. Der Herr Kommerzienrath hatte von ſeinem Aufenthalt unter den „großherzigen" Briten die Anſicht mitgebracht, daß junge Leute „das Kalb austreiben" müſſten, ſo ſelbiges nicht ſpäter als Ochſe aus ihnen herausbrüllen ſollte. Demnach unterſtützte er die vonſeiten des Sohnes eifrigſt betriebene Kalbaustreiberei mittels Zahlung reichlicher Subſidien. Nur darin war er unerbittlich, daß der Sohn, wann derſelbe daheim, ein „koſcheres" Leben führen muſſte.

Arthur iſt ein „fahrender Schüler" im fahrigſten Sinne des Wortes geweſen. Wenn

er nicht einmal die Außenseiten der Hörsäle kannte, so war er um so genauer mit den Innenseiten der Karcer von einem Dutzend deutscher Hochschulen bekannt. Auf allen Korpskneipen vom Rhein bis zur Oder und vom Neckar bis zum Pregel war er unter dem wohlklingenden, wenn auch nicht gerade wohlduftenden Namen Porkus berühmt.

Seitdem die Biographen Bismarcks mit geziemender Bewunderung dem deutschen Volke verkündigt haben, daß ihr Held als Errungenschaft seiner Universitätsstudien 28, sage achtundzwanzig Mensuren aufzuweisen vermochte, ist ja bekanntlich der richtige Korpsbursch in der öffentlichen Achtung ungeheuer gestiegen. Möglicherweise könnte ja unter jeder zwei- oder dreifarbigen Cerevismütze ein Zukunftsbismarck oder wenigstens ein Zukunftsbismärckelchen stecken.

Porkus hatte die bismarck'sche Mensurenzahl schon weit überholt und demnach offene Aussicht

auf zukünftige Staatsmännischkeit. Er schlug viel und fein, kam aber keineswegs immer ungeschlagen davon. Der Herr Kommerzienrath that, als ob er den neuen Schmiß, welchen der Sohn regelmäßig in die Ferien mitheimbrachte, nicht sähe, freute sich aber heimlich über den Löwen vom Stamme Issaskar, so ein Sprosse seiner Lenden. Frau Michle jammerte zwar mitunter, daß ihres Sohnes hübsches Gesicht so garstig zerschmissen wäre, ließ sich aber gern von Arthur belehren, das gehörte nun einmal zur wissenschaftlichen Bildung und zum „akedämischen Kummang". In das von ihr also geheißene Ding ist sie in Folge der Mittheilungen ihres Sohnes tief eingeweiht gewesen und es war ergötzlich, sie, obzwar etwas wirrsälig, vom „Aufbrummen der Salamander" und vom „Reiben dummer Jungen", von „kontrahirten Paukdoktoren" und „ausgeschmierten Kuhschweifen," von „angesch—nittenen Skandalirfüchsen",. von Biergerichten, Korpshatzen, Bestimmungs-

menſuren, Nachtrandalen und dergleichen „akademiſchen“ Myſterien mehr theilnahmevoll reden zu hören.

Zweiter Zeddel —

welcher den Beweis erbringt, daß auch noch in unſeren Tagen die Sage vom Oreſt und Pylades einen geſchichtlichen Kern habe.

Arthur Porkeles hatte einen Freund auf Leben und Tod, einen richtigen Herzbruder. Wer hat keinen solchen, wenn man jung, lustig, arglos, reichlich bei Geld und freigebig ist?

Der Herzbruder unseres jungen Löwen vom Stamme Issaskar hieß Julius Reichard und war, obzwar ein schon etwas angealterter Student, ein wahrer Mustertypus von einem blonden, blauäugigen und rothwangigen Germanen. Hohen, schlanken und geschmeidigen Wuchses, besaß er einen ebenso intelligenten als Zutrauen ein-

flößenden Gesichtsausdruck und seinem frischen, von einem seidenweichen, üppigen Lippenbart halb verdeckten Munde stand ein sehr gewinnendes, ja geradezu verführerisches Lächeln zu Gebote, welchem, hieß es, die Männlein nicht leicht und die Weiblein sehr schwer, wenn überhaupt, zu widerstehen vermöchten. Er hielt viel auf sein Aeußeres, war stets gut, sogar fein angezogen, ging nie ohne Handschuhe, wusste in all sein Gebaren eine so zu sagen selbstverständliche Vornehmheit zu legen, trat schmiegsam, aber zugleich so sicher auf wie ein Mann, welchem gar nicht einfallen konnte, daß irgendwer seinen Werth anzuzweifeln vermöchte.

In dem Korps, in welches Arthur Porkeles als Fuchs „eingesprungen", hatte Richard einen großen Stand, — nicht so fast als Paukant mit Schläger und Säbel, als vielmehr mit der Zunge. Sein sarkastischer Witz war um so gefürchteter, als er das boshafte Schlangenzischen desselben unter die artigsten Redeblumen zu verstecken wusste. Seine Kommilitonen liebten ihn nicht,

aber sie achteten seinen scharfen Verstand, bewunderten seine reiche Erfahrung, fürchteten seine Bosheit und blickten mit heimlichem Grauen auf die vornehme Sicherheit, womit er theoretisch und praktisch darthat, daß er als richtiger „Sohn der Zeit" mit Erfolg sich bemüht hätte, „alle Standpunkte zu überwinden". Einen hatte er nicht zu überwinden gebraucht: den Standpunkt des Studiums, welchen er ja nie betreten. Alle ernstliche Arbeit hielt er grundsätzlich von sich fern, als weit unter seiner Würde, und er bekannte sich zum Dogma von der „göttlichen Faulheit", wie es zu ihrer Zeit Friedrich Schlegel und andere Romantiker gepredigt hatten. Dennoch war dem mit einer außerordentlichen Fassungskraft und mit einem wunderbaren Gedächtniß Ausgestatteten mancherlei Wissen sammelsurisch angeflogen. Daraus wusste dann seine kecke Gewandtheit unendlich viel mehr zu machen, als es werth war, und namentlich gab er sich bei Gelegenheit gern für einen Stilkünstler,

der, wie er ſagte, bei dem einzigen Deutſchen, welcher jemals zu ſchreiben verſtanden hätte, in die Schule gegangen ſei, beim Friedrich von Gentz. Dieſer war überhaupt ſein Ideal, ſoweit bei einem ſo abſolut „poſitiviſtiſchen“ Menſchen von der „Lächerlichkeit“ eines Ideals die Rede ſein konnte. Er ließ aber doch bei Gelegenheit verlauten, daß es immerhin bewundernswerth, wie Gentz es verſtanden hätte, die allgemein-menſchliche und die ſpecifiſch-gentziſche Selbſtſucht mitſammen zu einem vollendeten Kunſtwerk des Epikuräismus zu geſtalten.

In ſtudentiſchen Kreiſen hieß Julius Reichard um ſeines herrenmäßigen Auftretens willen cereviſiſch „Der Lord“ oder auch „Pompoſus“. Statt Pompoſus ſagten viele wohl auch „Pumpoſus“; denn — wie bei der Schöpfung des Namens ein Kommiliton bemerkt hatte — „der Lord kommt, grüßt und pumpt.“

Dieſe Thatſache der Pumpoſität Reichards war jedoch nur epiſodiſch merkbar geworden, und

zwar zur Zeit, welche dem Erſcheinen von Arthur Porkeles auf der akademiſchen Bildfläche unmittelbar vorherging. Früher war Pumpoſus im Stande geweſen, viel Geld zu verſchlagen. Krittliche Leute, welche wuſſten, daß der Vater des Lords ein bankbrüchiger Kaufmann geweſen und gänzlich verarmt geſtorben, hatten über dieſe Verſchwendung baß ſich verwundert und über die Herkunft der Mittel zu derſelben allerlei Gloſſen gemacht. Es ging in der Univerſitätsſtadt viel Geraune über allerhand dämmerige oder auch ganz dunkle Punkte in der Vergangenheit Sr. Lordſchaft. Sicheres wuſſte man freilich nicht. Immerhin jedoch gab es Leute, welche unter vier Augen behaupteten, zur Zeit, als der verfloſſene Verhuellius Raſo den Titel Napoleon der Dritte führte, wäre Reichard ein aus der verhuelliſchen Reptilienkaſſe gutbezahlter Späher und Berichterſtatter über ſüddeutſche Zuſtände, Stimmungen und Wollungen geweſen. Gewiß iſt, ein Zufall hatte es an den Tag gebracht,

daß dazumal Pompoſus mit der franzöſiſchen Geſandtſchaft in einer ſüddeutſchen Reſidenz in Beziehungen ſtand. Dieſen Umſtand wuſſte er jedoch in der harmloſeſten Weiſe zu erklären, und wie konnte man ihn für einen Söldling des „Verbrechers vom 2. December" halten, ihn, der, wie bekannt, als ein fleißiger Korreſpondent der urdemokratiſchen „Muckmackelburger Zeitung" des berühmten Gründers und Volksmanns Samuel Schnodderheimer auf der vorgeſchobenſten Vorſchrittslinie für Freiheit, Gleichheit und Manchesterthum focht? Krittlichere Leute meinten freilich in ſtiller Verleumdungsfreude, jene Späherei und dieſe Fechterei hätten ſich ganz gut mitſammen vertragen; denn es wäre ja bekannt, daß das ſchnodderheimer'ſche Blatt dazu beſtimmt ſei, unter dem Aushängeſchilde des Demokratismus gegen Deutſchland und für Frankreich zu arbeiten. Uebrigens, ſo hatten krittlichſte Leute weiterargumentirt, wäre ja auch die Geldquelle, welche für Herrn Reichard als Korreſpondenten der

muckmackelburger Zeitung geflossen, plötzlich und gänzlich versiegt. Herr Schnodderheimer hätte nämlich den gentzischen Stilkünstler barsch abgeschafft, weil er erfahren, daß selbiger den Versuch gemacht, die angeblichen Mysterien der muckmackelburger Zeitung an ungeeigneter Stelle in Berlin zu profaniren.

Wie es sich mit alledem verhalten mochte, bleibe dahingestellt. Die Leute, sogar die krittlichen, krittlicheren und krittlichsten, hörten ja auch auf, davon zu reden oder zu raunen, seitdem Pumposus wieder zum Pomposus geworden. Dies aber war von Stund' an geschehen, als „Der Lord" sich herabgelassen, den unflüggen Fuchs Porkeles unter seine sehr ausgewachsenen Flügel zu nehmen. Die Gönnermiene, womit er das that, imponirte dem guten Arthur ganz gewaltig. Aber Pomposus wusste dieser Miene einen Zug von so brüderlichem oder gar von so väterlichem Wohlwollen zu gesellen, daß der begönnerte junge Mann die herzlichste Zuneigung

zu seinem Gönner fasste und blindlings der Leitung desselben sich überließ. Um so mehr, da der neue Pylades oder Jonathan seine Ueberlegenheit nie dazu benützte, seinen Oreſt oder David zu so langweiligen Sachen anzuhalten, als da sind „Kollegientrampeln“, „Büffeln“ und dergleichen „Leder“ mehr, sondern im Gegentheil sich bestrebte, selbigen zu aller erdenklichen akademischen Kurzweil anzuleiten und zwar mit dem überaus glücklichen Erfolg, dessen schon weiter oben gedacht worden ist. Trieb doch „Der Lord“ seine Aufopferung soweit, daß er auch die ganze Verwaltung der Finanzen seines Freundes übernahm, damit dieser alle seine Zeit und Kraft darauf verwenden könnte, „den forschen Kerl herauszubeißen“. Kurz, der treue Jonathan ließ sich keine Mühe verdrießen, damit seinem theuren David der Kampf mit der Philisterei, d. h. jede Sorge um die gemeinen Wirklichkeiten des Lebens vollständig erspart würde.

Seitdem diese David- und Jonathanschaft so

recht in Blüthe gekommen, brummte Herr von Porkeles senior mitunter, der künftige Reichsfinanzminiſter zöge doch auffallend viele und ſtarke Wechſel auf ſeinen „Alten“. Es juckte dem Herrn Geheimen Kommerzienrath auch nicht ſelten in den Fingern, ſein ſchon halb hingeſchriebenes Akcept wieder durchzuſtreichen. Aber er unterließ es doch jedesmal. Er erinnerte ſich, einmal geleſen zu haben, der Finanzminiſter Ludwigs des Sechszehnten, der Graf Calonne, hätte als der „diſtinguirte“ Mann, der er geweſen, den Grundſatz gehabt und befolgt: „Um Kredit zu haben, muß man verſchwenden.“ Demnach wäre Porkeles junior auf dem richtigen Wege, ſich Kredit zu verſchaffen. Dazu kam, daß natürlich Frau Michle als ewige Fürſprecherin thätig war. Zuletzt, aber nicht als das Letzte, wirkte auf die Hintanhaltung einer väterlichen Unterſuchung der überfleißigen Wechſelſchriftſtellerei Arthurs, beziehungsweiſe der pylades- oder jonathan'ſchen Aufopferungen Reichards, der Umſtand, daß der

Herr „Kandidat der Sociologie“, welchen klingenden Titel kürzlich der „Lord“ als Geburtstagsgeschenk sich zugebilligt hatte, im Hause Porkeles, wohin der gute Porkus seinen positivistischen Herzbruder und Mentor zu Ferienzeiten regelmäßig mitbrachte, sich förm'ich und eigentlich einzunisten und sich darin einen großen Stand zu machen verstanden hatte.

Er war zu diesem Ende bemüht gewesen, alle Register seiner Weltgewandtheit zu ziehen. Er wusste dem Herrn Kommerzienrath, welcher ja weit mehr mittels Instinkts als mit Hilfe der Wissenschaft ein Geldfürst geworden, zu imponiren durch „geniebl'zig“ hingeworfene Winke, die auf eine tiefe Kenntniß der Finanzerei schließen lassen konnten. Auch gab er sich dem Hausherrn gegenüber als einen Bekenner jenes nationallau—en Liberalismus, welcher dem Judenthum so angemessen und bequem ist, weil er hübsch kleidet, aber zu nichts verpflichtet, zeitgemäß aussieht und doch dem „Geschäft“ nicht hinderlich, sondern im Gegentheil

förderlich ist. Aber noch mehr und wirklich ganz und voll gewann Pompejus die Werthschätzung, das Vertrauen und die Zuneigung des Vaters seines Freundes durch die sympathische Ehrerbietung, welche er im Hause Porkeles wie in der Synagoge, wohin seinen Gönner zu begleiten er nie unterließ, den israelitischen Bräuchen und Formeln bezeigte, sowie durch den „grundehrlichen Brustton der Ueberzeugung", womit er bei jeder passenden Gelegenheit die Vorzüge des „echten", d. h. orthodoxen Mosaismus hervorzuheben und anzuerkennen sich befliß.

Der guten Frau Michle gegenüber bedurfte es solcher Befleißungen gar nicht. Ihr Arthur hatte ja den Herrn Kandidaten, welcher „so fürnehm" und zugleich „so gemüthlich" aufzutreten wusste, von Herzen lieb. Folglich verstand es sich für sie von selbst, daß sie ihn ebenfalls liebhaben musste.

Auch das gesammte zahlreiche Hausgesinde, Männlein und Weiblein, hatte der stets höfliche und rücksichtsvolle Gast für sich einzunehmen ge-

wuſſt. Sogar die vom Altjungferthum ſchon etwas angeſäuerte, ſonſt ſehr kritiſch geſinnte Oberköchin Zipora Roſenthau erklärte mit Emphaſe, der Herr Kandidat der „Salzalgie“ ſei der hübſcheſte Menſch mit dem ſchmuckeſten Schnurrbart, für den ſie jemals gekocht hätte. Und mit einem aus der tiefſten Tiefe ihres weitſchichtig ſtiliſirten Buſens hervorgeholten Seufzer pflegte ſie beizufügen: „Schade, daß er ein Geſchmatteter, ein Goi!“

Dritter Zeddel —

worauf zu lesen steht, wie nicht David um Jonathan,
sondern umgekehrt Jonathan um David
zu klagen hat.

Nur zwei Insassen des Hauses Porkeles hatte der „Lord“ nicht für sich einzunehmen vermocht. Das waren ein alter Hund und ein junges Mädchen.

Dieses hieß Gertrud, jener Trottl. Sie gehörten zusammen, denn sie waren mitsammen als Schutz- und Hilfeflehende in das Haus gekommen, vom Herrn Kommerzienrath ungern und widerwillig, von der Frau Michle dagegen voll Erbarmen und Liebe aufgenommen.

Vom alten Trottl ist weiter nichts zu sagen, als daß er, seinem Aeußern nach ein ganz ge-

wöhnlicher ſchwarzer Spitz, mit einer ſo zu ſagen überhündiſchen Treue an ſeiner jungen Herrin hing, auch als ein wohlerzogener Köter gegen jedermann beſcheiden, freundlich und dankbar ſich betrug, ausgenommen den Herrn „Kandidaten der Sociologie", deſſen Annäherungsverſuche der Vierfüßler entſchieden und konſequent zurückgewieſen hatte. So oft ihm Pompoſus hatte ſchönthun wollen, hatte Trottl den Schweif eingeklemmt, die Ohren zurückgelegt, die Zähne gewieſen und ganz zweideutig geknurrt.

Bei einer ſolchen Gelegenheit — Gertrud und Trottl waren auf der Treppe dem herunterkommenden Lord begegnet — hatte Herr Reichard mit ſeinem gewinnendſten Lächeln geſagt: „Was das für ein Hypochonder von Hund iſt, Fräulein Gertrud."

„Ich heiße Gertrud Scharf, Herr Kandidat," war ihm erwidert worden. Dabei hatte das junge Mädchen die ſchlanke, ſchmächtige Geſtalt aufgerichtet und den Namen „Scharf" ſo eigen ſcharf

betont, als wollte deſſen Trägerin ſagen: „Für Sie bin ich nicht Gertrud, ſondern nur Fräulein Scharf.“

Das weiße Gebiß Reichards wurde unter ſeinem üppigen Lippenbart für einen Augenblick ſichtbar und man hätte zur Vervollſtändigung der Gebärde ein zorniges Knurren erwarten ſollen, wie es vorhin Trottl ausgeſtoßen. Allein der junge Mann beſaß mehr Selbſtbeherrſchung als der alte Hund und begnügte ſich daher, dem jungen Mädchen, welches mit einer leichten und kalten Verbeugung an ihm vorüber und die Treppe hinauf gegangen war, einen Spottblick nachzuwerfen und leiſe vor ſich hin zu murmeln: „Häſſlich wie die Tugend und ſtolz wie eine richtige Bettlerprinzeſſin!“

Dies und jenes war verlogen. Allerdings war Gertrud keine „ſtilvolle“ Schönheit, aber doch ſehr weit davon entfernt, eine Häſſlichkeit zu ſein. Von Geſtalt vielleicht zu ſchlank und zu ſchmächtig, war ſie von Antlitz wirklich ſchön, denn die ovale Kopfform, der edle, an den helleniſchen Typus er-

innernde Schnitt ihrer Züge, die klaren Blauaugen, der Kontraſt dunkler, weit und hoch geſchwungener Brauen und des reichen, weichen, hellkaſtanienbraunen Haares — das alles machte ein gar anmuthiges Ganzes aus.

Stolz aber wäre das junge Mädchen nur zu nennen geweſen, ſo man die angeborene, inſtinktmäßige und energiſche Scheu vor allem Gemeinen, die ſelbſtverſtändliche Abweiſung alles Unlauteren als Stolz bezeichnen wollte. Im übrigen hätte ſie, ſtatt Gertrud Scharf zu heißen, von rechtswegen Gertrud Sanft heißen ſollen, und im ganzen ließ ſich von ihr ſagen, daß ſie ein zweckwidriges Weſen war, inſofern ſie für unſere liebe Welt, wie dieſe nun einmal iſt, nicht paſſte. Wer ſie näher beobachtete, muſſte von ihrer Erſcheinung und Haltung den Eindruck gewinnen, daß ſie zur Familie Hölderlin-Shelley gehörte, alſo eine „Fremdlingin“ auf Erden wäre. Solche gehören aber nicht darauf. Sie beſchmutzen zwar beim Hinwandeln über den Erdenkoth kaum die Sohlen

ihrer Schuhe, aber schon dieses ist zu viel für sie, von welchen beim Göthe geschrieben steht:

„Uns ist ein Erdenrest
Zu tragen peinlich;
Denn wär' er von Asbest,
Er ist nicht reinlich."

Fünfzehnjährig hatte Gertrud ihren Vater verloren — die Mutter war schon etliche Jahre zuvor gestorben — und mit ihm zugleich die Illusion, die Tochter eines reichen Mannes zu sein. Vom frischen Grabe eines Vaters zurückkehrend, der bis zuletzt den schwindelhaften Schein des Reichthums aufrechtzuhalten verstanden hatte, fand sie sich in der That als Bettlerin, d. h. bettelarm. Sie konnte nichts ihr eigen nennen als die Kleider, welche sie anhatte, und den alten Trottl, den keiner der Gläubiger haben wollte.

Die arme Waise wusste wohl, daß ihre Herkunft von mütterlicher Seite sie zu einigem Anspruch auf den Schutz des Herrn Geheimen

Kommerzienrathes berechtigte. Ihre Großmutter war ja die Halbschwester vom alten Aaron Porkeles gewesen. Aber freilich auch eine Abtrünnige vom Gesetz und von den Propheten, die sich hatte „schmatten“ lassen, um einen „Goi“, einen Christen heiraten zu können. Der rechtgläubige Issaskar hatte sich dazumal feierlich von seiner Tante losgesagt und es wäre ihm sicherlich jetzt nicht entfernt eingefallen, der verlassenen Enkelin des „abtrünnigen Weibes“ sich anzunehmen. So wenig, als Gertrud in ihrer schrecklichen Bedrängniß und Rathlosigkeit es gewagt hätte, den „Herrn Baron“ um Hilfe zu bitten. Aber die unerbetene und unverhoffte war überraschender Weise gewährt und geleistet worden infolge der Dazwischenkunft von Frau Michle, welche kaum erfahren hatte, in welcher Noth Gertrud sich befände, als sie bei ihrem Herrn Gemahl nicht nachließ mit Bitten und Betteln, bis der anfangs heftig Widerstrebende die Aufnahme des armen Waisenkindes in sein Haus zuließ.

Er hatte es freilich nur unter der Bedingung gethan, daß die „Tochter des Bankerutters von Christen“ baldigst zum „Glauben ihrer Väter“ zurückkehren müsste. Aber diese Bedingung war unerfüllt geblieben. Als Frau Michle auf Antreiben vonseiten des Kommerzienrathes ungern und nur bittweise und der Herr von Porkeles selber eifrig und befehlend den Konfessionswechsel zur Sprache brachte, erklärte die sonst so sanfte, bescheidene und gehorsame Gertrud mit Festigkeit: „Meine theure selige Mutter hat mich gelehrt, jede religöse Ueberzeugung aufrichtig zu achten und zu ehren; aber ich will leben in dem Glauben, in welchem sie gestorben ist.“

Dabei hatte es sein Bewenden. Die Sache war, keinem Menschen hätte es beikommen können, gegen ein Wesen zwangsweise vorgehen zu wollen, welches binnen wenigen Wochen der alle Augen erquickende und alle Herzen erwärmende Sonnenstral im Hause Porkeles geworden war.

Sogar die geſtrenge Jungfrau Zipora Roſenthau fühlte ſich gedrungen, eines Sabbaths vor verſammeltem Hausgeſinde nachdruckſam zu erklären: „Geſchmattet oder nicht, Fräulein Veilchen iſt ein Engel!“

Das nämlich hatte Herr von Porkeles auf dem Wege des Kompromiſſes durchgeſetzt, daß Gertrud ſtatt mit dieſem „goihaften“ Namen mit dem „gut deutſch-iſraelitiſchen“ Veilchen gerufen wurde. Der Name hätte gar nicht beſſer gewählt werden können. Hinſichtlich dieſer Namenswahl hatte Arthur, der künftige Reichsfinanzminiſter, lachend zu ſeiner Mutter geſagt: „Papa hat Geſchmack. Gewiß hat er nie eine Zeile von Wordsworth geleſen und doch am richtigen Orte die Verſe deſſelben in Anwendung gebracht:

»A violet by a mossy stone
Half hidden from the eye.«

Der gutmüthige „fahrende Schüler“ war ſeinem Bäschen aufrichtig vetterlich zugethan, ſo-

weit ihm nämlich die Obliegenheiten seines Korpsburschenthums — er war neuerlich „zweiter Chargirter“ geworden — gestatteten, Gertrud-Veilchen zu beachten. Und wie verhielt sich das junge Bäschen gegenüber dem um fünf bis sechs Jahre älteren Vetter? So, wie es einem reinen und wohlerzogenen Mädchen zukam, freundlich und herzlich, aber taktvoll und gemessen. Mama Michle jedoch sah mit Mutteraugen, welche bekanntlich zumeist blind, unter Umständen aber auch sehr scharfsichtig sind, auf das ihr sehr werth und theuer gewordene Pflegekind und machte sich eigene Muttergedanken.

Eines Abends im Zwielicht, als sie über allerhand mit ihrem Eheherrn vertraulich geplaudert hatte, that sie an ihn die Frage: „Bist du zufrieden mit Veilchen?“

„Nun ja. Sie ist ein gutes, kluges und dankbares Persönchen. Ich muß sagen, es ist mit ihr etwas ins Haus gekommen, was das Herz frohmacht.“

„Oh, gewiß, Lieber, ſo iſt es. Und wie einſichtig, dienſtwillig und arbeitſam das Kind iſt! Veilchen hat mir die Laſt der Haushaltsführung ganz abgenommen. Wie geſchickt, flink und leicht ſie alles ein- und ausrichtet! Es iſt zum Verwundern. Ich bin ganz glücklich, daß auch unſer Aaron — ihrem Eheherrn gegenüber nannte Frau Michle, die eben als Frau ein Stück von geborener Diplomatin war, ihren Sohn nie Arthur — dem Mädchen nicht abgeneigt iſt.“

„Aaron?“

„Ach, Lieber, warum ſoll ich es verhehlen? Ich wollte, wir könnten Veilchen von rechts- und geſetzeswegen unſere Tochter nennen.“

„Hm, ja, ſiehſt du, Michle, auch ich habe ſchon ſo bei mir gedacht, daß Veilchen das Zeug hätte, den zuweilen ins Weite, ja, ſo zu ſagen ins Gränzenloſe gehenden Flatterſinn Aarons zu bändigen und die guten Gaben und Charaktereigenſchaften des Jungen ins richtige Geleiſe zu

bringen. Aber eine Christin zur Schnur haben? Nun und nimmermehr!“

Die gute Kommerzienräthin wusste zwar nichts davon, daß und wie der Bürgerkönig Louis Philippe, der Vicekaiser Rouher und andere mehr oder minder berüchtigte »Jamais«-Rufer kläglich lügengestraft worden, allein trotzdem ließ sie sich von dem „Nun und nimmermehr!“ ihres Herrn Gemahls nicht allzu sehr anfechten. Zufrieden mit den beiden Zugeständnissen Issaskars, daß mit Gertrud etwas das Herz Frohmachendes ins Haus gekommen und daß ihm der Gedanke einer Verheiratung seines Sohnes mit dem „guten, klugen und dankbaren Persönchen“ auch schon nahegetreten wäre, verfolgte sie klüglich die Sache zuvörderst nicht weiter. „Jeruschalaim ist ja auch nicht an einem Tag gebaut worden“, dachte sie. „Und wie sagt der weise Spruchsprecher Schlomoh? Durch kluge Weiber wird das Haus erbauet, sagt er.“

Aber, ach, das Haus, welches sie mittels

geduldiger Klugheit aufzurichten hoffte, das Jerusalem ihrer mütterlichen Liebe und Hoffnung, sollte nicht gebaut werden.

Zur Osterferienzeit, nur wenige Tage nach dem gemeldeten Zwiegespräch der Frau Michle mit ihrem Eheherrn, brachte man ihr eines Vormittags den Sohn mit einer tödtlichen Schußwunde in der Brust vor's Haus gefahren, das Opfer eines Pistolenduells, welches er frühmorgens mit dem Herrn Kurt von Pankwitz, Leutnant bei den hellblauen Dragonern, draußen in der Hirschhaide ausgefochten hatte. Selbstverständlich war Jonathan der Sekundant Davids gewesen.

Der sterbende „Löwe vom Stamme Issaskar" hatte nur noch zu wenigen Worten Kraft und Zeit.

Er fühlte, was alles seiner Mutter mit ihm starb. Darum bat er sie: „Verzeih' mir meinen Tod!"

Er hielt Gertruds Hand in seiner erkaltenden

Rechten und ſagte, ſchon vom Todesröcheln unterbrochen: „Eigentlich hatt' ich dich doch recht lieb, Baschen.“ Dann: „Papa, Mama, laſſt Veilchen eure Tochter ſein!“

Und wie hätte, ſelbſt in der Todesnoth, dieſes leichte und fröhliche, aber argloſe und treue Herz ſeines „Herzbruders“ vergeſſen können?

„Mama, Papa,“ ſtöhnte er mit erlöſchender Stimme, „thut es mir zu Liebe, haltet meinen guten Kameraden da wie einen Sohn, hört ihr?“

Seine Gedanken verwirrten ſich. Es war ſchrecklich anzuſehen und anzuhören, als er zu ſingen verſuchte: „Ich hatt' einen Kameraden, einen beſſern findſt du nit —“ und dann, als ob alle die liebſten Erinnerungen ſeines Daſeins in ſeinen letzten Augenblick ſich zuſammendrängten, mit einem konvulſiviſchen Anſatz zum Lachen röchelte: „Lord, Pompoſus, altes Haus, wir waren doch flotte Burſche, gelt?“

So ſtarb er und eine ſchwarze Trauerwolke ſenkte ſich ſchwer auf das Haus Porkeles herab.

Vierter Zeddel —

welcher zuvörderſt von Gefühlen, ſodann von Piſtolen und ſchließlich von einer Bekehrung handelt.

Auf der weiten Erde sind bekanntlich nicht zwei Menschengesichter zu finden, welche sich vollständig gleichsehen. Auch wohl nicht zwei Männer, deren Lachen, und keine zwei Frauen, deren Weinen nicht von einander zu unterscheiden wäre. So äußerten sich denn Schmerz, Trauer und Klage über den furchtbaren Schlag, welcher das Haus Porkeles getroffen, auch sehr verschieden. Am geräuschvollsten trauerte Zipora Rosenthau, am stillsten Gertrud, am augen-

fälligſten, ohne jedoch aus dem guten Takt und Ton zu fallen, der Herr Kandidat der Sociologie.

Was Mutter Michle angeht, ſo lebte ſie nur noch ſo hin. Vielleicht wäre ſie dem ſo plötzlich und ſo gewaltſam ausgelöſchten Licht ihres Lebens nacherloſchen, wenn nicht das arme Veilchen dageweſen, welches der angebetete Todte „doch eigentlich recht lieb gehabt hatte“. Dieſe mit ſchon im Todeskampfe bebenden Lippen abgegebene Bezeugung war für die Mutter ein Vermächtniß, das heilig gehalten werden muſſte. Die Tochter — denn das war ja Gertrud der guten Frau ſchon lange — durfte nicht allein gelaſſen werden in dieſer böſen Welt, ſo lange ſie, die Mutter, noch zu leben die Kraft hätte. Mit der Kraft freilich war es mitunter übel beſtellt. Es gab auch Stunden, Tage, wo Frau Michle an das Geſchehene gar nicht zu glauben vermochte. Es ſei ja unmöglich. Wie ſollte man ihr das angethan haben? Es könnte ja nicht ſein! Gewiß müſſte das liebe luſtige

Gesicht Arthurs wieder zur Thüre hereinsehen: — „Guten Morgen, Mama!“ und: „Hör' mal, lass' dir erzählen, was für einen famosen Bummelwitz wir gestern Abend im „„Haarigen Floh““ aufgeführt haben.“

Sie lauschte mit angehaltenem Athem, als könnte sie den Ton der theuren Stimme in ihren Ohren festhalten. Sie suchte mit den sehnenden Mutteraugen in allen Zimmern, überall im Haus und Garten nach dem Verschwundenen, suchte, bis sie nichts mehr sah vor Zähren. Dann vernahm sie wohl ihr zur Seite ein leises Mitweinen und fand sich in den Armen Gertruds in die Wirklichkeit dieser „bösen Welt“ zurück.

Der Herr Kommerzienrath trauerte kaum weniger tief, aber in seiner Art, d. h. in der Aug'- um -Auge- und Zahn-um-Zahn-Art seines grimmigen Adonai-Schaddai, an welchen er so felsenfest glaubte. Er dürstete nach Rache und Julius Reichard that eifrigst dazu, diesen Durst

noch brennender zu machen. Das Nächſtliegende freilich wäre geweſen, daß „Der Lord“ als Bluträcher ſeines Freundes ein- und auftrat und dem Herrn von Pankwitz anzuthun verſuchte, was dieſer dem armen Arthur angethan hatte. Man ſollte meinen, auch Herr von Porkeles hätte müſſen auf dieſen Gedanken kommen, wenn er den Kandidaten ſo rachgierig reden hörte. Allein er dachte hieran gar nicht, und zwar weil er ein Mann des Geſetzes ſowohl im altteſtamentlichen wie im neupolizeiſtaatlichen Sinne war. Vielleicht auch darum nicht, weil es ihm davor graute, das Leben des jungen Mannes auf's Spiel zu ſetzen, in welchem er alles Ernſtes einen Erſatz für den verlorenen Sohn gefunden zu haben glaubte.

Merkwürdigerweiſe theilte Frau Michle, wie ſehr ſie auch durch die Augen ihres Eheherrn zu ſehen gewohnt war, dieſen Glauben nicht. Sie duldete und ertrug den Herrn Kandidaten nur noch, ſie hatte ihn nicht mehr gern. Warum?

hätte sie nicht zu sagen vermocht. Aber je anhänglicher, mitfühlender, liebevoller Julius Reichard sich ihr gegenüber zu geben suchte und wusste, um so kühler fühlte sie sich für oder vielmehr gegen ihn gestimmt. In ihrer Herzensgüte hätte sie sich gern eingeredet, daß sie dem jungen Mann unrecht thäte. Aber sie konnte nicht anders. Etwas in ihr sprach gegen den Menschen, welcher im übrigen schon ganz als Sohn des Hauses angesehen und gehalten war, und wenn sie vollends sah, mit welchem ruhigen und gemessenen, jedoch unverhohlen eisigen Widerwillen Veilchen die Gegenwart des Kandidaten ertrug, so fand sie sich überzeugt, daß jenes etwas rechthätte.

Julius Reichard seinerseits that so, als ob er die Stimmung und Gesinnung der beiden Frauen gegen ihn gar nicht bemerkte. Er fuhr fort, den Damen gegenüber ein so gentlemännisches und zugleich so zartsinniges Gebaren einzuhalten, daß er Herrn von Porkeles, sowie das gesammte

Hausgesinde, immer den alten Trottl ausgenommen, damit höchlich erbaute. Die Jungfrau vom Herde, Zipora Rosenthau, ließ sich also vernehmen: '„Der arme Herr Arthur — verflucht sei der Goi, so ihn umgebracht, verflucht bis ins siebente Glied! — wusste so herzlich zu lachen, daß einem mitlachte das Herz im Leibe; aber der Herr Kandidat lächelt so fein, daß einem dabei wird zu Muthe ganz fürnehm.“

Herr von Porkeles setzte alle Hebel in Bewegung, welche einem Geheimen Kommerzienrath von seiner Stellung und Bedeutung zustehen, um die gebührende Verfolgung und Bestrafung des Herrn von Pankwitz zu erlangen. Nicht vergeblich. Eine Untersuchung fand statt und das zuständige Militärgericht verurtheilte den Dragonerleutnant zu ganzen drei Tagen Stubenarrest.

Untersuchung und Procedur entzogen sich der Oeffentlichkeit, denn im „Staate der Intelligenz“ hüllt sich bekanntlich das Militärgerichtsverfahren

in das Dunkel der weiland venetianiſchen Staats-inquiſition. „Im Intereſſe des Dienſtes", verſteht ſich. Was davon in die Oeffentlichkeit drang, ſtimmte jedoch ganz entſchieden mit dem, was ſchon zuvor über den leidigen Handel bekannt geworden war. Der Officier war zweifellos der beleidigte Theil geweſen. Er war ſchwer, ja geradezu unverantwortlich gereizt und herausgefordert worden. Man begriff nur nicht recht, wie der junge Porkeles ſo plump verletzend hatte auftreten können. Allerdings war er als ein ſehr „forſcher" Korpsſtudent bekannt, welcher „losging", wo ſich zum Losgehen nur irgendwie anſtändige Gelegenheit bot. Aber, wohlverſtanden, eine „anſtändige". Denn an der Anſtändigkeit und Ehrenhaftigkeit des zudem als höchſt gutmüthig und jovial bekannten „Porkus" zu zweifeln war nie einem Menſchen eingefallen. Es war freilich ausgekommen, daß er an jenem böſen Abend in der hochfeinen Rheinweinkneipe „Zum haarigen Floh" etwas „angeſäuſelt" geweſen, aber

doch nur „etwas“. Krittliche Leute von jener Sorte, welche die Spargeln wachſen und die Maikäfer huſten hört, wollten ſogar wiſſen, dieſes etwas ſei ſoviel wie nichts geweſen. Natürlich behaupteten beſagte Leute auch, ganz genau zu wiſſen, wie der ganze beklagenswerthe Auftritt ſich abgeſpielt hätte.

Nämlich alſo. Porkus ſaß mit Pompoſus und noch etlichen Kommilitonen von auswärts, welche die Oſterferien in der Hauptſtadt verbrachten, im „Haarigen Floh“ und zwar ſeelenvergnügt. Die ſtudentiſche Geſellſchaft war gerade nicht mehr beim erſten Glas, doch auch kaum über das dritte hinaus, als Herr von Pankwitz mit ein paar Kameraden eintrat. Die Officiere ſetzten ſich an einen benachbarten Tiſch, tranken ihre Flaſche und laſen Zeitungen. Einer, der Herr von Buckow von den rothen Huſaren, grüßte auch flüchtig herüber, weil er an den Studenten die „Couleur“ erkannte, welche er noch vor etlichen Jahren ſelber getragen. Der Huſar,

welcher ſich mitunter ſeines Schulſacks zu erinnern liebte, fragte ſeinen Nachbar Pankwitz, als dieſer den «Figaro» weglegte: «Quid novi e Babylone?» Der Dragoner ſetzte ſeinen Glimmſtengel in Brand und erwiderte: „Nichts als den alten Tanz. Die amneſtirten Herren Kommunarden machen ſich ſchon wieder recht mauſig. Werden es ſo lange treiben, bis da drüben mal wieder alles drunter und drüber geht.“ Dazu meinte Leutnant von Garum von den grünen Ulanen: „Was ſchad't's? Es kommt dann ſchon irgendeiner mit einem großen Sabel und haut das Geſindel wieder ein bißchen in Ordnung.“ Der hünenhafte Leutnant von der Barlitz von den weißen Küraſſiren liebkoſ'te ſeinen Vollbart und ſagte mit der Nachdrucksſamkeit der ſchweren Kavallerie: „Wenn dann nur der Sabel ſo lang iſt, daß er über das ſkrophulöſe Kommuniſtengeſchmeiß hinaus oder hindurch reicht und mal die ganze liberale Blaſe zuſammenſchlägt.“

„Dieſe Kalibane von Junkern!“ flüſterte Pompoſus-Jonathan ſeinem Porkus-David zu. „Ich glaube gar, ſie ſuchen Händel mit uns.“

„Meinſt du?“ entgegnete Arthur.

Der politiſche Standpunkt des jungen Mannes war eigentlich gar keiner, d. h. ſeine Stimmung der Politik gegenüber war die der vollendeten „Wurſchtigkeit“. Allein der Löwe vom Stamm Iſſaſkar in ihm ſpitzte bei dem Worte „Händel“ doch ſchon die Ohren. Es müſſte ſo hübſch ſein, mal mit einem Kavallerieofficier „loszugehen“.

„Möchte nur wiſſen,“ ſetzte drüben der Ulan das Geſpräch fort, „ob unter dem rothen Geſchmeiß in Paris die Juden auch ſo graſſiren wie, wie —“

„Merkſt du was?“ flüſterte der treue Jonathan ſeinem David zu. Das gilt d i r!“

„Wie unter unſern Fortſchrittlern, willſt du ſagen?“ fiel der Huſar ein.

„Ekelige Kerle, die vom Fortſchritt,“ meinte

der Küraſſir. „Haben die perennirende Maulcholera.“

„'s iſt aber doch kurios“, bemerkte der Ulan, „daß die Juden unter die Fortſchrittler gehen. Sie haben doch ſo viel Geld, ſo judenmäßig viel Geld. Warum ſollten ſie den Umſturz wollen?“

„Warum?“ entgegnete der Dragoner. „Weil ſie von jeher demokrätzig geweſen. Darum juckt es ſie allfort revoluzig.“

Es war der reine Zufall, daß der Blick des Sprechenden bei dieſen Worten unſern Löwen vom Stamm Iſſaſkar ſtreifte oder zu ſtreifen ſchien.

„Blutiger Tuſch!“ ziſchte Pompoſus.

Im nächſten Augenblick war Porkus aufgeſprungen und hinter den Stuhl des Officiers getreten, welchem er ſeine Hand auf die Schulter legte.

Der Dragoner ſchüttelte mit einer kaum merklichen Bewegung ſeiner Achſel Arthurs Hand ab, kehrte ſich um, ohne jedoch aufzuſtehen, und

ſagte im Tone ruhiger Befremdung: „Was ſoll's, Herr?“

„Sie ſollen die blutige Beſchimpfung revociren, welche Sie ſo eben meiner Konfeſſion angethan haben,“ ſagte Arthur mit hochrothem Geſicht und leidenſchaftlich zitternden Naſenflügeln.

„Revociren? Ich? Wie kommen Sie mir vor? Wer ſind Sie?“

„Der und der.“

„Ah, Herr Arthur von Porkeles? So? Was wollen Sie?“

„Ich will, daß Sie revociren, Herr von Pankwitz.“

Der Dragoner behielt noch immer ſeine Kühlheit und ſeinen Sitz. Er war kein Raufbold. Er hatte gar nicht auf die Studenten nebenan geachtet, und auf Arthur Bezug zu nehmen hatte ihm, als er ſeine draſtiſche Aeußerung fliegen ließ, um ſo weniger zu Sinne kommen können, als er in der That an die Möglichkeit, von

einem Mitgliede der jüdischen „Konfession“ gehört zu werden, gar nicht gedacht. Er fühlte auch ganz wohl, daß, was er so hingeworfen, für einen Sohn Israels eine schnöde Beschimpfung sein musste. Sein Rechtssinn ließ ihn sogar wünschen, das Gesagte wäre ungesagt geblieben. Aber sich „brüskiren“ lassen, er, Kurt von Pankwitz. Kavalier und Officier? Undenkbar das! So sagte er, achselzuckend zu seinen Kameraden sich wendend:

„Hört ihr wohl? Der Herr von Porkeles will. Komisch das, auf Ehre!“

Es spottete ein Sarkasmus aus diesen Worten, welcher den armen Arthur außer sich brachte. Er musste sich furchtbar zusammennehmen, um wenigstens nicht laut herauszuschreien, als er entgegnete:

„Komisch? Finden Sie es vielleicht auch komisch, Herr von Pankwitz, wenn ich mir die Ehre gebe, Ihnen zu sagen, daß Sie sich als von mir geohrfeigt anzusehen haben.“

Die Officiere fuhren auf, die Studenten er-

hoben ſich. Herr von Pankwitz griff unwillkürlich mit der Rechten an ſeine linke Seite, aber ſein Pallaſch hing glücklicherweiſe drüben an der Wand. „Infamer Judenbengel!“ ſchrie wüthend der weiße Küraſſir. Die Gäſte an den anderen Tiſchen machten, ſkandalfroh, lange Hälſe. Einen Augenblick ſchien es, ein ſolenner Buhurd müſſte losbrechen. Aber nur einen Augenblick.

„Ruhig Blut!“ ſagte der Dragoner mit einer Betonung und einer Handbewegung, die etwas entſchieden Beruhigendes und Nobles hatten. Dann flüſterte er dem rothen Huſaren etwas zu und darauf verlief, ohne daß noch ein Ruf oder auch nur ein lautes oder heftiges Wort gehört wurde, alles glatt, anſtändig, durchaus kommentmäßig, wie am Schnürchen.

Abſeits in einer Fenſterniſche verhandelten Herr Reichard und ein anderer Korpsbruder, Herr Graberg, leiſe mit den Herren von Buckow und von Garum in Sachen Porkeles contra von Pankwitz und Von der Barlitz contra Porkeles.

Die „Affaire“ Porkeles-Pankwitz ſollte natürlich die Vorhand haben.

„Eine böſe Geſchichte,“ ſagte der rothe Huſar, „bitterböſ! Vermittelung ſelbſtverſtändlich ausgeſchloſſen. Bedaure das für meine Perſon vonwegen dazumal, vonwegen der „„Couleur““, wiſſen Sie? Aber laſſen Sie mal ſehen, Herr Reichard, ob ſich hinſichtlich der Waffen nicht noch reden laſſe.“

„Bedaure meinerſeits,“ gab Pompoſus zur Antwort, „auf der getroffenen Feſtſetzung beharren zu müſſen.“

„Aber Säbel wären doch honorig und patent genug und ich muß Sie im Intereſſe Ihres Kommittenten aufmerkſam machen, daß Pankwitz als Schütze berühmt iſt.“

„Bedaure nochmals. Aber uns als dem geforderten Theile ſteht die Wahl der Waffen zu. Wir haben Piſtolen gewählt und es muß dabei ſein Bewenden haben.“

„Wie Sie wollen,“ beſchloß Herr von Buckow

dieſe Seite der Verhandlung, mit gemeſſener Höflichkeit ſich verbeugend.

Der grüne Ulan bemerkte Herrn Graberg gegenüber: „Zuviel Geknalle wäre ungeſund. Da Von der Barlitz der geforderte Theil, ſo wähle ich mit ſeiner Zuſtimmung krumme Säbel. Abwechſelung muß ſein.“

Nachdem noch „Barrière“, „Gänge“ und alle Zugehörigkeiten ausgemacht waren, trennten ſich die Verhandelnden mit den geflüſterten Worten: „Alſo morgen bei Tagesanbruch beim „„Birkentriangel““ in der Hirſchhaide .....“

Zu der vom grünen Ulan gewünſchten „Abwechſelung“ war es nicht gekommen. Das Piſtol hatte ja dem Säbel nichts mehr zu thun übriggelaſſen. Herrn von Pankwitz war jedoch einmüthig bezeugt, daß er im erſten Gang ſeinen Gegner augenſcheinlich geſchont und erſt im zweiten, als der Rand ſeiner Mütze von Arthurs Kugel ſcharf geſtreift worden, den Widerpart ſchärfer auf's Korn genommen habe. Die Offi-

ciere gaben ihrerſeits dem armen Arthur gern das Zeugniß, daß er beim Birkentriangel vom Anfang bis zum Ende „ganz patent und fein“ ſich gegeben und geführt hätte.

Für den Vaterſtolz des Kommerzienrathes lag hierin eine Art von Troſt.

„Er iſt für den Glauben ſeiner Väter gegangen in den Tod,“ ſagte Herr Iſſaſkar zu der untröſtlichen Mutter; „er hat für ſein Volk geſtritten und gelitten, mannhaft, wie ein Held, wie ein Simſon, wie ein Makkabäer. Das muß uns ſein ein Labſal in unſerer Noth, Michle.“

„Ja,“ erwiderte ſie tonlos, „er war brav und ohne Falſch, gut jede Fiber in ihm; aber, oh, ich habe keinen Sohn mehr!“

„Unſer Gott iſt ein ſtarker und eifriger Gott. Er hat ſeines Zornes Ruthe erhoben wider uns, daß wir uns müſſen krümmen darunter. Aber er iſt auch ein gnädiger Gott und in ſeinem Er-

barmen hat er uns gegeben einen Erſatz, den wir ſollen annehmen um ſo dankbarer, als Julius immer entſchiedener ſich abgewandt hat von den falſchen Göttern der Gojim, um anzuhangen unſerem Gott, welcher iſt der alleinwahre und alleinige."

Die Kommerzienräthin wandte ſich ab.

„Hüte dich vor Unrecht, Michle!" warnte ihr Eheherr. „Julius, der bald einen mehr koſcheren Namen tragen wird, hegt für dich alle die Ehrfurcht und Anhänglichkeit, ſo da ziemt einem guten Sohn. Und ich habe mit ihm noch einen weiteren Plan, welcher dir, glaub' ich, wird zuſagen ſehr und dir wird machen große Freude."

„Freude? Was könnte mir noch machen Freude auf Erden?"

„Arme Michle," ſagte der Kommerzienrath und auch ſeine Stimme bebte; „ja, der Schlag war grauſam. Aber es ſteht geſchrieben im 116. Pſalm: „„Richte dich wieder auf, meine

Seele! Denn der Herr unſer Gott iſt barmherzig und will thun Gutes an dir.““

Am Abend des Tages, an welchem dieſes Zwiegeſpräch ſtattgefunden, hatte der Hausherr in ſeinem Arbeitskabinett eine lange Unterredung mit Julius Reichard. Die Küchebeherrſcherin Zipora Roſenthau kam gerade den dämmerigen Korridor entlang, als die Thüre des Kabinetts aufging und Herr Reichard heraustrat. Er bemerkte ſie nicht und wandte ſich der Treppe zu. Zipora hörte ihn murmeln, ſpitzte — ohne daran zu denken, daß ſich das für eine Dame, welche „Fräulein Roſenthau“ titulirt zu werden verlangte, eigentlich nicht ſchickte — ihre jungfräulichen Ohren und glaubte die Worte zu vernehmen: „Es iſt albern, wahrſcheinlich auch recht ſchmerzhaft und jedenfalls ſehr widerwärtig; aber es muß ſein!“

„In dieſem Hauſe hat jetzt alles Kummer,“ murmelte nun ihrerſeits die Küchebeherrſcherin im Weitergehen. „Von der armen Frau Kom-

merzienräthin will ich reden gar nicht: die iſt ja nur noch ganz Trauerweide. Dem Herrn Kommerzienrath ſein Bart iſt geworden noch weißer als weiß. Fräulein Veilchen läſſt hängen den Kopf wie eine geſchächtete Taube. Der Herr Kandidat geht herum wie David, da er trauerte um Jonathan oder gar um Abſalom. Aber was ſoll denn ſein „„recht ſchmerzhaft und jedenfalls ſehr widerwärtig““? Gott, gerechter, es wäre ja in dem Trauerhauſe bald gar nicht mehr zum Aushalten, ſo mir die Karten, die ich geſtern gelegt, nicht ganz beſtimmt hätten geſagt, daß es trotz dieſem und jenem und alledem hier bald werde geben eine Hochzeit.“

In den nächſtfolgenden Tagen ſah man den Oberrabbiner viel im Hauſe Porkeles aus- und eingehen. Auch der Herr Juſtizrath Perl, der Rechtsanwalt des Hausherrn, kam und ging wiederholt mit ſeiner Aktenmappe unter dem Arm. In verſchiedenenmalen hatten in denſelben Tagen der Herr Kommerzienrath und der

Herr Kandidat Reichard mitſammen auf der zuſtändigen Gerichtskanzlei und auf dem Notariat des Stadtſprengels zu thun.

Eines Sabbathmorgens ſodann fuhr mit dem Kommerzienrath Julius Reichard zur Synagoge und kam nach beendigtem Gottesdienſt als Aaron von Porkeles zurück.

Fünfter Zeddel —

darin flüchtig von einem Korbe die Rede ist und ausführlicher davon, wie Einer nach Berühmtheit auf die Suche geht.

Haus Porkeles hatte demnach wieder einen Sohn und Stammhalter, als solcher mittels Erfüllung aller Vorschriften der Staatsgesetze wie des mosaischen Ritualgesetzes anerkannt, besiegelt und, so zu sagen, gestämpelt.

Wenige Tage nach dem, welcher den „Lord" zu einem Sohn Israels gemacht, trat der Kommerzienrath mit seinem „weiteren Plan" hervor, welcher, wie er glaubte, seiner Ehefrau Freude machen würde.

Er wollte seinen Adoptivsohn mit Veilchen verheiraten, wobei es sich denn doch von selbst verstände, daß zuvor das Mädchen zu dem Glauben an den „alleinwahren und alleinigen" Gott zurückkehrte. Die Möglichkeit, daß Veilchen, das arme Waisenkind, den stattlichen und eleganten Julius, will sagen Baron Aaron, welcher jetzt sein Sohn und Erbe war, ausschlagen könnte, kam dem Herrn Kommerzienrath nicht entfernt zu Sinne. So etwas ginge ja ebensosehr wider die Thora und den Talmud als wider den Kurszettel.

Demnach ließ Herr von Porkeles sen. eines Tages Gertrud in sein Kabinett rufen und theilte ihr ohne alle Vorbereitung und Umschweife kurz und gut mit, daß sein Sohn Aaron bei ihm um ihre Hand geworben und daß er als Familienhaupt und als „so zu sagen" Veilchens Oheim sein Jawort gegeben habe.

Da geschah aber etwas, was den alten

Herrn unſäglich verblüffte, ja geradezu ſtupi-ficirte.

Er war mit ſeiner Eröffnung kaum zu Ende, als er bemerkte, daß mit dem ſonſt ſo ruhigen, ſanften und maßvollen Mädchen, welchem er ein großes Glück angekündigt zu haben glaubte, eine ſchreckſame Veränderung vorging.

Gertrud ſtieß einen Schrei des Abſcheu's und Entſetzens aus. In ihr blaſſes, verhärmtes Geſicht ſchoß jäh eine dunkle Röthe. Ihre Naſenflügel erweiterten ſich, ihre Augen wurden groß und ſtarr. Mit erhobenen Armen und weitgeſpreizten Fingern ging ſie auf den Kommerzienrath zu, mit ſeltſam heiſerer Stimme kreiſchend:

„Der? Der? Oh, Onkel! Der, an deſſen Händen das Blut deines Sohnes klebt?“

„Du redeſt irre, Veilchen.“

Der überraſchte Greis hatte keine Zeit, mehr zu ſagen. Denn Gertrud wankte auf ihren

Füßen und ſchlug der Länge nach auf den Teppich hin.

Er riß an der Klingelſchnur, und als die Bewuſſtloſe weg und zu Bette gebracht worden war, hatte er lange zu thun, von ſeiner Erſchütterung ſich zu erholen.

Was war das nur? Er wuſſte doch, daß Veilchen in einem geſunden Leib eine geſunde Seele trug. Ungeachtet der Schmächtigkeit des Wuchſes und der Zartheit ihrer ganzen Erſcheinung war Gertrud nichts weniger als nervenſchwach, ſondern ſtets gefaſſt und Herrin ihrer Miene und Rede. Und trotz alledem dieſe Wirkung eines Heiratvorſchlags, welchen von tauſend jungen Mädchen ſicherlich nicht eins zurückgewieſen hätte? An Verſtellung und Komödie auch nur zu denken, verwehrte Herrn von Porkeles die Achtung vor ſeinem Blut. Denn Veilchen war ja doch von ſeinem Blut. Er wuſſte ſich die Sache ſchlechterdings nicht zurechtzulegen. Um ſo weniger, als der „tolle“ Inhalt von Veilchens

Klage- und Anklageschrei nicht den geringsten Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Er wollte gerade das Zimmer verlassen, um „seinen" Aaron aufzusuchen, dessen Rath in zweifelhaften Fällen einzuholen er längst gewohnt war, als die Kommerzienräthin hereinkam und die Thüre mittels Vorschiebung des Nachtriegels hinter sich verschloß.

Schon das war auffallend. Herr von Porkeles bemerkte aber noch etwas Auffallenderes. Nämlich einen ganz ungewohnten Zug in dem Gesichte seiner Ehefrau, etwas wie feierliche Entschlossenheit.

„Wie geht es dem thörichten Kinde?" fragte er.

„Ihr Bewusstsein ist zurückgekehrt, aber sie fiebert. Du hast Veilchen auf den Tod erschreckt. Das darf nicht zum zweitenmal geschehen. Oh, Issaskar, ich komme, Großes von dir zu verlangen."

„Großes?"

„Ja. Du weißt, Lieber, seit ich so glücklich

bin, dein Weib zu ſein, hab' ich mich deiner überlegenen Einſicht ſtets willig gefügt."

„Ja," entgegnete er aufrichtig und nicht ohne einen Anflug von Rührung, „ja, Michle, du warſt mir allezeit ein gutes, treues und liebes Weib."

„Wohl," fuhr ſie fort, indem ſie ihre Hand auf ſeinen Arm legte und ihm mit einer Feſtigkeit, wie er ſie niemals an ihr wahrgenommen, ins Auge ſah — „wohl, wenn dem ſo iſt, ſo erfülle mir jetzt eine große Bitte."

„Welche?"

„Schwöre mir bei dem Gott unſerer Väter, daß von dieſer Heirat nie wieder — hörſt du? — nie wieder die Rede ſein ſoll."

„Aber ich meinte es damit ſo gut, ich wollte auch Veilchens Zukunft ganz ſicherſtellen."

„Ich weiß, ich weiß; aber ich weiß auch, daß Veilchen eher ſtürbe als einwilligte. Laſſ' mich nicht vergebens bitten zu dieſer Stunde! Schwöre, Iſſaſkar, ſchwör' es mir!"

Es ſprach die Angſt einer Mutter, ein ſo überzeugender Ernſt, eine ſolche Energie und Feierlichkeit aus dieſer Mahnung, daß nicht zu widerſtehen war.

„Ich ſchwör' es dir!“ ſagte er.

„Bei dem Gott unſerer Väter?“

„Bei dem Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs!“ bekräftigte er und hob die Hand.

„Nun iſt es gut. Ich danke dir, Lieber, ich danke dir von Herzensgrund!“ . . . . .

Niemand erfuhr weiter von dieſem Ausgang der Sache, ausgenommen den, der es erfahren muſſte, der Sohn des Hauſes oder, wie ihn Fräulein Zipora Roſenthau und nach ihrem Vorgang das geſammte Geſinde reſpektvoll nannte, „der junge Herr Baron“.

Er vernahm die Mittheilung vonſeiten des alten Herrn mit einer Betrübniß, welche zu verbergen er ſich keine Mühe gab.

„Ach, Papa,“ ſagte er, „du meinteſt es ſo klug und gütig wie immer, und ich meinestheils

darf wohl ſagen, daß Veilchen an meiner Bruſt wohlgeborgen geweſen wäre. Aber“ —

Er konnte nicht weiter ſprechen und muſſte zu ſeinem Taſchentuche greifen.

„Nun, tröſte dich, lieber Aaron,“ ſprach ihm der Adoptivpapa theilnehmend zu. „Du muſſt das überwinden wie ein Mann. Auf den Wunſch einer baldigen Erfüllung meiner Hoffnung, daß du den Stamm Porkeles fortpflanzen werdeſt, kann ich aber nicht verzichten. Es gibt ja der ſchönen, geſcheiden und auch reichen Mädchen genug unter den Töchtern Iſrael und du haſt, denke ich, als mein Sohn unter denſelben die Wahl.“

„Du weißt, dein Wunſch iſt mir Befehl, beſter Papa. Ich bitte dich nur um Gewährung einer Friſt. Laſſ' mir Zeit, erſt dieſen Schlag zu verwinden.“

Er verwand „dieſen Schlag“, aber nur ſo allmälig und ſtufenweiſe, als wäre die genaueſte Berechnung im Spiele. Ueberhaupt war „der junge Herr Baron“ im Verwinden merkwürdig

ſtark. Darum verwand er auch weltmänniſch-taktvoll alle die Unzukömmlichkeiten und Unbequemlichkeiten, welche ſich aus dem Zuſammenleben mit Frau Michle und mit Fräulein Gertrud unter einem Dache denn doch nothwendig ergeben mussten. Wer ihm aber, ſo man vom Tiſche aufgeſtanden, in ſeine im Obergeſchoß des Hauſes eingerichteten Zimmer nachgegangen wäre, hätte nicht ſelten mitanſehen können, wie er mit krampfhaft geballten Fäuſten hin und her ging oder vielmehr rannte, wobei unter ſeinem prächtigen ſeidenweichen Lippenbart die weißen Zähne hervorblitzten, als wollten ſie beißen.

Vielleicht ſagte ſich in demſelben Augenblicke Herr von Porkeles sen., welcher bei Tiſche Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie ſeines Adoptivſohns Weltmänniſchkeit ſo zu ſagen mit einem Firniß von Weh- und Schwermuth überzogen war, drunten mit Befriedigung: „Er hat das, was die deutſchen Gojim Gemüth nennen. Das bringt zwar nichts ein, aber es ziert doch die

Menſchen wie der Federbuſch das Schlittenpferd.“

Herrn von Porkeles jun. war mit dem neuen Menſchen, den er angezogen hatte, die Erkenntniß angeflogen, daß doch noch nicht gar alle Standpunkte „überwunden“ wären. Er hatte ſich zwar eine prächtige Poſition gemacht, aber es galt jetzt, dieſelbe zu befeſtigen und auszunützen. Sein „beſter Papa“ hatte ihm geſagt, er, der Papa, erwarte, daß ſein Sohn dem Namen Porkeles Ehre machen werde. Die Frage war nur, womit? Da gerade wieder einmal eine große Gründerzeit angebrochen und das Geld nur ſo „haufenweiſe auf den Straßen lag“, ſo ließ ſich Pompoſus herab, ſein Finanzgenie leuchten zu laſſen. Leider mußte er erfahren, daß es noch leuchtendere, noch bedeutend größere Finanzgenies gäbe als das ſeinige, und er kehrte demzufolge von ſeinem erſten Feldzug an der Börſe ſo rattenkahl geſchoren zurück, daß der beſte Papa, welcher die Kriegskoſten zu bezahlen hatte, beſtimmt erklärte,

„zur Schafschur“ hätte der liebe Aaron keine geschickte Hand und es müsste bei dem ersten, sehr kostspielig ausgefallenen Versuche, das haufenweise auf der Straße liegende Geld aufzuraffen, ein für allemal sein Bewenden haben. Das Reichsfinanzministerium der Zukunft war also für das Haus Porkeles in die Brüche gegangen.

Aber berühmt sollte und wollte der junge Herr Baron doch werden. War es ja eine Ehrensache für die Kinder Israel, allmälig auf allen Gebieten, nicht nur auf dem der Finanz, den Kindern Teut den Meister zu zeigen.

Und es redete Herr Issaskar zu seinem Sohn Aaron und sprach: „Du bist ja so gelehrt wie irgendeiner. Heutzutage aber hat die Wissenschaftlichkeit“ — der Herr Kommerzienrath pflegte sich dieser langschwänzigen Wortform zu bedienen, weil sie „gebildeter“ klang — „einen guten Kurs. Was sind die Herren Professoren jetzt vor respektirte Leit'! Speis'te neulich mit drei solcher Respektabilitäten bei Goldschilds und ging die junge

Frau Baronin den Dreien um die Bärte, als ob sie wären leibhaftige Seraphim oder wenigstens Teraphim, wahrhaftig! Thu' dich als Professor auf, lieber Aaron! Das bringt Respekt, Ehre und mit der Zeit, so man es geschickt angreift, auch Geld."

Der liebe Aaron konnte dem besten Papa nichts abschlagen und die Streberei nach der Professorenschaft hub demzufolge sofort an. Indessen ging es weder so glatt noch so rasch vorwärts und gegen das erstrebte Ziel hin, wie die Ungeduld von Porkeles sen. und jun. wünschte. Die deutschen Gojim sind so pedantisch! Gründlichkeitszöpfe und Worteklauber! Der junge Herr Baron musste sich schon bequemen, es zu machen wie andere Kandidaten auch, d. h. vor allem die Habilitation als Privatdocent zu versuchen. Natürlich in der philosophischen Fakultät, maßen diese seinem weltweiten Genius den weitesten Spielraum verhieß. Er erinnerte sich, daß er vormalen ein halbes Kolleg über Aesthetik, ein

drittels über Literargeſchichte und ein viertels über germaniſtiſch-philologiſche Methodik gehört hätte. Er beſaß auch noch die Teſtimonia ſeines Hörerfleißes, die ſo entſchieden günſtig lauteten, daß er nicht abgeneigt war, ſelber daran zu glauben. Auch die Rückſprache mit dem zeitweiligen Dekan der Fakultät fiel ganz gut aus. Der gelehrte Mann ließ ſich durch die ſo zu ſagen lordsmäßige Behandlung der Angelegenheit vonſeiten des jungen Herrn imponiren. Nur blieb er von amtswegen dabei, daß zuvörderſt die Einreichung einer wiſſenſchaftlichen Diſſertation erforderlich wäre. „Auch was Geſchriebnes forderſt du, Pedant?“ hätte Pompoſus ihm zurufen mögen, behielt aber das Citat einſtweilen hinter dem Doppeltgatter ſeines prächtigen Gebiſſes.

Jetzt ereignete ſich etwas, das alle, welche den jungen Herrn Baron früher gekannt, für unmöglich erklärt haben würden: — der „Lord“ arbeitete.

Die Alexandrinerei ſtand im deutſchen Reiche

gerade wieder einmal im üppigſten Makulatur-flor. Dieſes Geiſtes verſpürte unſer Streber einen Hauch. Er ſtöberte in Bibliotheken herum, verkehrte in Archiven, berieth ſich mit Antiquaren, Autographenſammlern und Kurioſitätenjägern, ſtieg in Plunderkammern hinauf, leerte angeſchimmelte Papierkörbe aus und ſtürzte übelriechende Rehrichtfäſſer um. Kurz, er forſchte, forſchte heftig. Nachdem er ſo ein koloſſales, wahrhaft „grundlegendes“ Material zuſammengebracht, machte er ſich an's Verarbeiten deſſelben. Nach allen Regeln ſtrenger Methode, verſteht ſich. Das Kreißen des Berges war ein ſchweres, doch ſchließlich wurde glücklich die Maus geboren. Und was für eine Maus! Eine Rieſenmaus, welche man auch für einen Elephanten hätte nehmen und ausgeben können: — Die nur infolge ſchnödeſter Schickſalstücke weltunberühmt gebliebene hiſtoriſch-kritiſch-philologiſch-biologiſche Abhandlung „Ueber den Kauſalzuſammenhang zwiſchen den Froſtbeulen der Frau Geheimeräthin

Chriſtiane von Göthe und der ſymboliſch-allegoriſchen Eiszeit im zweiten Theile des Fauſt."

Damit kam er aber ſchön an!

Zwar ſtellte ſich heraus, daß die Fakultät, wie das Fakultäten nicht ſelten begegnen ſoll, hinſichtlich der obſchwebenden Frage nicht gleicher Meinung wäre. Zwei Mitglieder waren ſogar entſchieden für Gutheißung der Diſſertation und auf Grund derſelben für Zulaſſung des Verfaſſers zur Docentur. Der eine dieſer Gönner Pomposi war der Philoſoph Geheimerath Profeſſor Dr. Thaddäus von Schnupfenheim, welcher mittels eines berühmten Buches in zwei Bänden das Welträthſel gelöſ't, d. h. bis zur unwiderſprechlichen Evidenz nachgewieſen hatte, daß die Welt nichts anderes ſei als ein Schnupfen Gottes oder, korrekt hegeliſch zu ſprechen, des Abſoluten. Der andere war der Archäolog Geheimerath Profeſſor Dr. Witukind von Krei-Sching, geborener Chineſe, aber aufgepäppelter Germane, ja Urgermane. Hörte man ihn vom Deutſchthum, von ſeinem Deutſchthum,

von deutſcher Gottesfurcht und Frauenminne, von deutſcher Unterthanenzucht und von anderen deutſchen Gemüthlichkeiten begeiſtert rednern, ſo muſſte man glauben, ſeine Altvorderen hätten im teutoburger Walde mit Armin dem Cheruſker geräucherten Speck gegeſſen und mit der Frau Thuſnelda Eichelnkaffee getrunken. Nicht ſelten freilich ſchlug ihm das angeſtammte Chineſenthum durch das anempfundene teutoniſche Bärenfell. Dann begegnete ihm das Wunderliche, daß er die chineſiſche Reichsgeſchichte mit der deutſchen verwechſelte und umgekehrt. Zeuge deſſen ſein großes, erzchineſiſch gedachtes und urdeutſch geſchriebenes Hiſtorienwerk „Die Wunderblume der Mitte“, allworin er die Dynaſtie Hong-Tong verherrlichte — allerdings ohne weder ſich ſelber noch ſeine Leſer völlig ins Klare zu ſetzen, ob der „nationale Beruf“ beſagter Dynaſtie allbereits in dem von der „ſchattenbefruchteten Nacht geborenen Urei“, wovon in den „Vögeln“ des Ariſtophanes die Rede, oder aber in dem Ovarium

der bibliſchen Menſchenmutter Eva mit unverkennbarer Deutlichkeit vorgebildet geweſen ſei.

Dieſe beiden hochverdienten Gelehrten alſo befürworteten die Zulaſſung Pomposi zur Pagode der Zunft. Freilich aus verſchiedenen Motiven, obzwar jeder aus einem irrthümlichen. Der Herr Geheimerath Profeſſor Dr. von Schnupfenheim, weil er, welcher ein erklärter Geringſchätzer des zweiten Theils vom Fauſt war, wähnte, der Kandidat wäre ein Schalk, der den Lobpreiſern ſelbigen zweiten Theils eins hätte an's Bein geben wollen. Der Herr Geheimerath Profeſſor Dr. von Krei-Sching, weil er glaubte, der Kandidat hätte mittels ſeiner Abhandlung dem Göthekult überhaupt eins verſetzen wollen. Beſagter Kultus lag ihm nämlich nicht ſo ganz recht, weil er in demſelben eine Beeinträchtigung der Aufmerkſamkeit und Bewunderung ſah, welche die Nation von rechtswegen der „Wunderblume der Mitte“ ſchuldete.

Zum Unglück für den jungen Herrn Baron

war der Germaniſt-Ordinarius der Fakultät, der Herr Geheime Hofrath Profeſſor Dr. Fulgentius Mausöhrle nicht der Meinung ſeiner beiden Herren Kollegen. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Aber ebenfalls aus Irrthum. Er nahm nämlich das, was heiliger, echtalexandriniſch-wiſſenſchaftlicher Ernſt war — die Diſſertation Pomposi — für Ironie, ja für ſatiriſche Bosheit. Noch ſchlimmer, er wähnte, dieſe Ironie, dieſe boshafte Satire wäre auf ihn, Fulgentius Mausöhrle, geſpitzt, ſowie auf das, was ihm das Theuerſte auf Erden, d. h. auf das große Werk, an welchem er, wie die weite wiſſenſchaftliche Welt wuſſte, ſeit nahezu zwanzig Jahren mit nie ermattendem Eifer arbeitete. Was davon ruchbar geworden, hatte die gelehrten Kreiſe in eine Spannung verſetzt, welche kaum noch auszuhalten war. Es handelte ſich aber auch um etwas in den Augen ſämmtlicher Alexandriner und aller, die es werden wollten, ungeheuer Wichtiges. Nämlich in unwiderſprechlicher, inappellabler, abſchlußgebender

Weiſe klarzumachen, feſtzuſtellen, als einen rocher de bronze zu ſtabiliren, was denn eigentlich Göthe unter den „Müttern“ verſtanden hätte, zu welchen er im 1. Akt des 2. Theils ſeinen Fauſt hinabſteigen läſſt. Die Frage war um ſo brennender geworden, als ein leichtfertiger, unzünftiger Menſch aus dem Unbewuſſtſein ſeiner Unzöpfigkeit heraus es gewagt hatte, dieſelbe zu profaniren. Dieſer Sünder hatte nämlich ſcherzweiſe behauptet, Göthe hätte die bekannte Frage ſeines Famulus Eckermann, wer die „Mütter“ wären, augenſcheinlich darum nicht beantwortet, weil er es ſelber nicht gewuſſt. Jedenfalls wuſſte es der große Fulgentius, der überhaupt alles wuſſte und ſogar noch etwas mehr. Beklagenswerth nur, daß ſein epochemachendes Werk noch immer nicht erſcheinen wollte. Aus den geheimnißvollen Andeutungen, welche der genialiſche Forſcher von Zeit zu Zeit ſeinen vertrauteſten Freunden und Schülern machte, glaubten dieſe entnehmen zu dürfen und in Umlauf ſetzen zu ſollen, daß es der tiefſinnige

Mausöhrle nach dem Vorbilde der Liebelei Fauſts mit Gretchen abgeſehen hätte auf eine ſo zu ſagen Verheiratung des Furor Kommentatorius mit der Naturwiſſenſchaft, als wodurch die Aeſthetik auf eine ganz neue Grundlage geſtellt würde. Und weiter transpirirte, Göthe, der Dichter-Naturforſcher und Naturforſcher-Dichter, hätte, wie Fulgentius beweiſen werde, unter den „Müttern“ nichts anderes verſtanden und verſtanden wiſſen wollen als die berühmte Univerſalurzelle, aus welcher bekanntlich nach und nach alle Daſeinsformen, alſo mit der Zeit auch der Göthe, der Fauſt und die Fauſtkommentatoren, nur ſo ſich herausgeſchleimt hätten. Zur unumſtößlichen Thatſache potenzire Fulgentius dieſe Aufſtellung mittels der 333 Paragraphen, welche er der Erklärung des Verſes gewidmet hätte, der da beſagt, die „Mütter“ ſeien „umſchwebt von Bildern aller Kreatur“. Allerdings ſchiene hierbei etzliche Schwierigkeit zu bereiten der Umſtand, daß der Dicher nicht von einer oder von

der Mutter gesprochen, sondern von „Müttern“; allein so etwas vermöge einen gewiegten Exegeten und Kommentator nicht aus der Fassung zu bringen. „Mütter“ statt „Mutter“ sei nicht etwa eine poetische Licenz, sondern vielmehr ein Pluralis majestatikus, vom Faustdichter mit Wohlbedacht angewandt, um seinen ungeheuren Respekt vor besagter Universalurzelle den Wissenden zu erkennen zu geben.

Der Herr Geheime Hofrath trug es in der Fakultät über die beiden Herren Geheimeräthe davon. Der von dem Bewerber um die Docentur gelieferte Nachweis seiner wissenschaftlichen Qualitäten ward für ungenügend erklärt und die Zunftpagode blieb ihm demzufolge verschlossen.

Herr von Porkeles sen. nahm diese „schreiende Ungerechtigkeit“ fast noch übler als Herr von Porkeles jun., dessen Scharfblick der mit Erfolg gegen ihn angezettelten „Intrike“ rasch auf den Grund kam. Auch half das liebe Glück, wie schon so oft, seinem Scharfblick nach.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

War es doch gerade zur Zeit, wo unter den Auſpicien eines vom chriſtlich-germaniſchen Eifer nicht verzehrten, ſondern recht wohlgenährten Hof-derwiſches der Rummel einer antiſemitiſchen Liga zu ſpektakeln begann. Das wuſſte der „liebe Aaron“ vortrefflich zu benützen, um ſeinen „beſten Papa“ zu überzeugen, daß es fraglos ein Zubehör der „Judenhatz“, wenn man ihm, Aaron von Porkeles, die Thüre der mehrerwähnten Pagode vor der Naſe zugeſchlagen habe. Darüber wäre vollends jeder Zweifel unſtatthaft, ſeitdem es ſich herausgeſtellt, daß der Geheime Hofrath Profeſſor Dr. Fulgentius Mausöhrle unter die Telegrammatiker gegangen, welche dem Fürſten Reichskanzler immerfort ihr widerjüdiſches „Deutſchland, Deutſchland über alles!“ vorſängen.

Und es antwortete Vater Iſſaſkar ſeinem Sohne Aaron und ſprach: „Ja, da haſt du recht, Lieber. Der Goi, der Mausöhrle, und die andern Gojim, ſo wider dich haben geſtimmt in der Fackeltät, fürchteten ſich, daß du ihnen

würdeſt machen Konkurrenz in wiſſenſchaffentlichen Geſchäften.“

Der junge Herr Baron war zwar ſeiner Herrſchaft über den alten Herrn Baron ganz ſicher, allein trotzdem fand er es mitunter verwunderlich, ja geradezu komiſch, wenn, was der „liebe Aaron“ in den „beſten Papa“ hineingedacht hatte, aus dieſem nicht nur ſinn-, ſondern auch wortgetreu herausgeſprochen kam.

„Du magſt wohl das Richtige getroffen haben, beſter Papa, wenn ich ſo unbeſcheiden ſein darf, es zu ſagen. Dehinc illae irae, daher der Zunftzorn wider mich. Nicht umſonſt hat der weiland Dahlmann geſagt: „„Der Weg der Profeſſoren iſt meiſtens mit Gemeinheit gepflaſtert.““ Er muſſte es ja wiſſen, er war ja auch einer. Und wie ſchrieb ein anderer, der alte Görres? „„Kein engeres, niedrigeres, kleingeiſtigeres Volk gibt es doch als das deutſche Gelehrtenvolk““ — ſchrieb er. Ganz in der Ordnung alſo, daß dieſe Ritter von der Mittel-

mäßigkeit jedes Talent haſſen, und gar noch ein ſemitiſches! Aber ich will es ihnen ſchon eintränken.“

„Recht ſo, Lieber. Gib es ihnen tüchtig, dieſen Gojim, welche es uns nicht können verzeihen, daß wir ſind geſcheider als ſie, viel geſcheider, um 100 Percent geſcheider.“

„Natürlich. Ich fühle das deutlich, ſeit ich bin geworden ein Sohn Iſraels.“

„Fühlſt du ſo? Der Herr, unſer Gott, ſegne dich dafür tauſendfach!“

„Ja, er wird mir beiſtehen in meinem Vorhaben.“

„Was haſt du vor?“

„Ich habe eine Idee, eine große Idee, deren Ausführung freilich etliches Geld koſten wird, wenigſtens zum Anfang.“

„Etliches Geld? Thut nichts, ſo deine Idee kömmt zu gut dem auserwählten Volke Gottes.“

„Das ſoll und wird ſie. Wir müſſen die Feinde Iſraels mit ihren eigenen Waffen ſchlagen.

Wir müſſen die Antiſemiten überbieten, müſſen dieſe Schafsköpfe ſo zu ſagen überſchafsköpfen.“

„Wie heißt?“

„Gib mir nur Friſt, meinen Plan allſeitig zu überlegen. Die Umriſſe ſtehen ſchon fix und fertig vor meinem Geiſt, aber die Einzelnheiten wollen reiflich bedacht ſein. Vorderhand nur ſoviel: wir müſſen ein neues publiciſtiſches Organ ſchaffen, eine Zeitſchrift, eine Tags-, Wochen- oder Monatsſchrift — darüber bin ich noch unklar — welche zwei Fliegen, nämlich die Liberalen und die Judenfeinde, mit einer Klappe ſchlägt. Du weißt ja, beſter Papa, dem ſogenannten Volke der Dichter und Denker kann man alles weismachen, wenn man mit der gehörigen Unverfrorenheit auftritt, und von dieſer hat ja — Dank ſei dem Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs! — unſer Volk ein ausgiebiges Kapital aufzuwenden.“

Sechster Zeddel —

welcher zuvörderst von ferner etwas vernehmen läßt, das wie dumpfer Donner tönt, weiterhin aber ein mehreres meldet von dem „Reichsschlaraffen“, sowie vom Balduin Zwiebele und von andern Celebritäten.

Eines Vormittags, als der junge Herr Baron, welcher neuestens einen sehr ausgebreiteten und eifrigen Briefwechsel führte, an seinem Schreibtische saß, seinen „großen Plan“ im Hirne hin- und herschiebend, wurde ihm mit andern Briefschaften auch ein Schreiben gebracht, welches an Herrn Julius Reichard adressirt war.

Die Handschrift dieser Adresse musste für den Empfänger etwas Auffallendes haben, um nicht zu sagen etwas unangenehm Ueberraschendes, ja sogar etwas Schreckhaftes.

Statt den Brief zu öffnen, ſchob er denſelben auf Armslänge weit von ſich, ſtand auf und durchmaß mit langen Schritten ſein prächtig eingerichtetes Arbeitszimmer.

Aber der fatale Brief war nun einmal doch da. Es ſah ſich ſeltſam an, wie Herr Aaron von Porkeles auch von der fernſten Ecke des Gemaches her ſeinen Blick fortwährend darauf richten muſſte.

Endlich kam er zum Schreibtiſch zurück, öffnete die eingelaufenen Briefe, mit Ausnahme des bezeichneten, und durchflog ihren Inhalt. Aber er wuſſte kaum, was er las. Der uneröffnete Brief hielt ihm Auge und Sinn gebannt.

Zuletzt nahm er ihn zur Hand, muſterte aufmerkſam die Züge der Adreſſe und murmelte: „Dieſe dumme Findigkeit der Reichspoſt! Verdammt!“

Noch einmal zögerte er, den Brief aufzumachen. Dann that er es doch und las. Es währte lange. Denn wenn er das nicht ſehr

ausführliche Schreiben zum Ende gelesen, kehrte er zum Anfang zurück. Das wiederholte sich drei- oder viermal. Es schien ihm große Mühe zu machen, den Inhalt zu verstehen oder verstehen zu wollen. Die Linke, in welcher er das, wie es schien, so schwerverständliche Papier hielt, fiel ihm bleiern auf die Palisanderholzplatte des Schreibtisches herab, während er sich mit der Rechten über die Stirne fuhr, als gälte es, ein lästiges Insekt von dort zu verscheuchen.

Lange saß er so. Dann stand er wieder auf, langsam, mühsam, als wären ihm die Gliedmaßen gelähmt.

Als sein Blick den großen Spiegel streifte, würde er, so er darauf geachtet hätte, bemerkt haben, daß an die Stelle seiner blühenden Gesichtsfarbe eine fahle Bläße getreten war. Er hatte aber nur für etwas Augen und Gedanken, und das war der Brief! der Brief!

Er hielt denselben in seiner krampfhaft geschlossenen linken Hand, während er mit der rech-

ten eine auf dem Schreibtiſche ſtehende Kerze anzündete. Denn er war jetzt zur Faſſung und zum Entſchluß gekommen.

Brief und Umſchlag der Flamme preisgebend, überwachte er ängſtlich den Verzehrungsproceß.

Dann wiſchte er ſorgfältig mit der Rechten die auf den Schreibtiſch gefallene Aſche in ſeine Linke zuſammen, öffnete das gegen den Garten hinausgehende Fenſter und ſtreute den Staub in die Lüfte.

Als er das Fenſter zugemacht hatte und ſich in das Zimmer zurückwandte, war die Fahlheit ſeiner Wangen wieder der natürlichen Röthe derſelben gewichen. Ein Lächeln kräuſelte ſeine Lippen und hob die langen Enden ſeines prächtigen Schnurrbartes, als er halblaut vor ſich hin ſagte: „Wie man doch dumm ſein kann! Es gibt ja gar keinen Julius Reichard mehr . . .“

Er ſuchte dieſe Brief-Epiſode zu vergeſſen, allein ſogar ſeiner Uebung und Meiſterſchaft in der Kunſt des Vergeſſens wollte das nicht

recht gelingen. Es gab Augenblicke, mitunter ſelbſt Stunden, wo ihm die Adreſſe der verbrannten Zuſchrift mit einer ſo ſtechenden Schärfe vor den Augen ſchwebte, daß dieſe ihn ſchmerzten.

Zum Glück gab ihm ſein „großer Plan“ viel zu thun und hielt ihn in Bewegung.

Nach reiflicher Erwägung hatte er ſich für die Gründung einer Wochenſchrift entſchieden, welche unter dem viel ſagenden und noch mehr errathen laſſenden Titel „Der Reichsſchlaraff“ erſcheinen ſollte.

Die Beſtimmung dieſes neuen, ſelbſtverſtändlich dem am tiefſten gefühlten aller Zeitſchriftenbedürfniſſe entgegenkommenden „Organs“ war, den berühmten „konſervativen Hauch“, welchen die Herren Reptilienfoundländer unlängſt im deutſchen Reiche entdeckt hatten, zu einem den ſtets verneinenden Liberalismus wie Spreu in alle Winde ſtäubenden Sturm anſchwellen zu machen. Item, als Filtrirmaſchine zu dienen, durch welche der Socialismus der Kneipe wie der des Katheders

ſo lange nach obenhin geſeiht werden ſollte, bis er als hof-, kanzlei- und ſakriſteifähig herauskäme. Ob die neue Zeitſchrift nebenbei auch noch als Glorifikationspoſaune für das Reich Sem, aus welchem ja hervorgegangen der Verkünder des Evangeliums vom Staatsſocialismus, Feiſt Laſal, der ſchönen rothen Helena glücklicher und unglücklicher Liebhaber, arbeiten ſollte, iſt aus den Akten nicht zu erſehen und folglich nur durch nicht allzu kurze Hofderwiſchohren, welche allenthalben „ſemitiſches Unkraut" wachſen hören, etwann zu vernehmen.

Es gehörte freilich ein Kandidat der Sociologie, wie er ſein ſoll, dazu, ſo grundverſchiedene und gegenſätzliche Tendenzen unter einen, unter ſeinen Direktionshut zu bringen. Genug, er brachte ſie darunter. Das Wie? war ſeine Sache. Als Gründer und Direktor des glorioſen Organs für Verwandelung der nicht mehr ganz jungen Germania in eine jugendliche Schlaraffia hatte er ſich keine Mühe und auch kein Geld reuen

laſſen, ein hochgradig leiſtungsfähiges Redaktionsperſonal zu beſchaffen, und ſeine Bemühungen waren vom ſchönſten Erfolge geweſen.

Hatte er es doch erreicht, als Chefredacteur zu gewinnen den weltbekannten Herrn Balduin Zwiebele, genannt Doctor peregrinabalis, ſintemal er gar vieler Menſchen Städte und gar mancher Herren Länder mit dem Rücken anzuſehen mehr oder weniger zwingende Veranlaſſung gehabt. Herr Doktor Zwiebele konnte für den vielgewandteſten und ſinnreichſten Odyſſeus der deutſchen, ja der europäiſchen Preſſe gelten. Er war überall zu Hauſe, obzwar nirgends lange. Er war kein lächerlicher Principienreiter, bewahre! ſondern ein ſchnellſter Schnellläufer, im Wechſeln der Standpunkte von officiöſeſter Geſchwindigkeit. Man konnte ihn unmöglich für ein Reptil halten, denn ſeine Feder kroch nicht, ſondern flog von einer Futterkrippe zur andern. Er kannte ganz genau die Kräfte aller Parteien, namentlich die finanziellen. Unter Umſtänden, d. h. bei ſplendider

Verköſtigung, konnte er ein ſchwärmeriſcher deutſcher Patriot ſein, als welcher er vorkommenden Falles an Deutſchthum ſogar den Geheimerath Profeſſor Dr. von Krei-Sching überkreiſchingte. Aber das Vaterland war lange nicht groß genug, um ſeine weltweite Anſchauung au[illegible]n. Wann die Koſmopolitik ihn erfaſſte, blickte er von der Höhe des Menſchenthums mit Verachtung auf die „Philiſterei" des Patriotismus herab oder vielmehr er fühlte ſich dannzumal, natürlich immer „unter Umſtänden", als ein feuriger franzöſiſcher, italiſcher, däniſcher, holländiſcher, walachiſcher, ruſſiſcher ꝛc. Patriot. Auf einer ſeiner vielen Kunſtreiſen hatte er zu Budapeſt als im Handumdrehen magyariſirter Zwibenyi Boldvinár den „edlen" Magyaren, welchen das „großmächtige" deutſche Reich mit ſeinen zwei Millionen Bajonetten gutmüthig lächelnd zuſieht, während ſie zwei Millionen Deutſche mit den beſpornten Stiefeln „einſtampfen", tapfer auf Deutſchland und alles Deutſche ſchimpfen und läſtern geholfen. In Prag

war er unter die Czechen gegangen, hatte ſich, um als richtiger Enkel Czechs auftreten zu können, Wenzel Prdſk genannt und als ſolcher in den alt- und jungczechiſchen Blättern alle Furien des böhmiſchen Stallmägdekrieges gegen die Deutſch-öſtreicher losgelaſſen. Aehnliche kosmopolitiſche Gaſtrollen hatte er auch anderwärts gegeben. Er wuſſte auch ganz gut, daß man das alles in Deutſchland wüſſte. Allein trotzdem kehrte er von ſeinen publiciſtiſchen Razzias heim, als wäre nichts geſchehen. Er kannte ja ſeinen Pappenheimer, den lieben guten alten deutſchen Michel, welcher ſich auf der Naſe herumtanzen läſſt und ſich dafür noch ergebenſt bedankt. Er wuſſte, daß dieſer Kulturmichel von allen möglichen ruppigen und ſtruppigen Halb- oder Ganzbarbaren ſich hännſeln und beſchimpfen ließe, ohne zu zucken. Er war ganz ſicher, daß er nach ſeiner Rückkehr ins deutſche Reich daſelbſt das Maul wieder ſehr voll nehmen könnte, ohne entfernt zu riſkiren, was ihm gebührte, nämlich daß man ihm tüchtig darauf

ſchlüge, ſo tüchtig, daß er für immer verſtummen müſſte. Uebrigens hatte der Doktor peregrinabilis vor Seinesgleichen noch immer etwas voraus: er log wenigſtens nur andere an, nicht aber ſich ſelber. Er liebte es, mit ſeinem theuren Ich und Selbſt lange Dialoge zu halten und dem Balduin den Standpunkt Zwiebele's oder umgekehrt klarzumachen. Ungefähr ſo: „Wir leben mit Dampf. Das rennt und raſt weiter, weiter, weiter. Meinetwegen dem Teufel zu. Ich kann's ja doch nicht aufhalten. Ein Narr, wer in die Speichen der rollenden Dampfräder greift. Wenn ſich da drunten an der mehr oder weniger blauen Donau zwei Millionen oder noch mehr Deutſche von den Magyaren einſtampfen laſſen, je nun, ſo verdienen ſie nichts Beſſeres. Ihre träge Geduld fordert ja das Einſtampfen geradezu heraus. Und überhaupt, was hatte und hat denn der Deutſche von ſeiner Nationalität? Nichts, als daß er allenthalben geſchurigelt wurde und wird. Was Wunder, daß er überall ſo ſchnell wie möglich aus

der teutoniſchen Haut zu fahren ſich bemühte und bemüht. Nationalgefühl? Nationalſtolz? Nationalgeſchichte? Bah, nichts als Romantik, die keinen Pfifferling einbringt. Was geht geſcheide Leute das Geſtern an? Das Heute iſt alles. Ein Verdienſt oder ein Verſehen oder auch ein Vergehen von geſtern, heute iſt dieſes wie jenes vergeſſen. Mit dem alten Ammenmärchendingsda, dem Gewiſſen, iſt zugleich auch das Gedächtniß der modernen Menſchheit in Dampf aufgegangen. Was ſoll ſie ſich mit dem Geſchehenen ſchleppen? Sie hat genug zu thun mit dem Geſchehenden. Vivat die Fixigkeit!“

Durch Vermittelung eines ſolchen Chefredacteurs wurden die ſämmtlichen Redaktionsfächer würdig ausgefüllt. Mit lauter Celebritäten oder mindeſtens mit Notabilitäten. Die Herren waren wahre Prachtexemplare — wenn nicht von Charakteren, ſo doch von Typen.

Mit in erſter Linie ſtand der große Volkswirthſchafter Garrulus Pfluder, welcher das

wunderbare Talent hatte, im Laufen zu ſchreiben und im Schreiben zu laufen. Mit jeder Meile, die er zurücklegte, hatte er einen Druckbogen Nationalökonomie oder 32 Seiten Ethnographie fertig. Von Haus aus zwar ein Mancheſterling, wuſſte er doch zu gut, das ganze Daſein ſei nur eine Reihe von Kompromiſſen, als daß er nicht ſchwerwiegende volkswirthſchaftliche Gründe hätte ausfindig machen können, welche nachdruckſam dafür ſprachen, das neue Wirthſchaftsſyſtem des leitenden Staatsmannes wäre doch auch nicht ohne. Indeſſen verurſachte es ihm immerhin etzliche Mühe, die große Schwenkung mit Grazie mitzumachen, und es begegnete ihm zuweilen, daß unter ſeinem neuangethanen Schutzzöllnerrock plötzlich ein freihändleriſcher Hemdzipfel hervorſah.

Der Juriſt des Blattes war der vielgenannte Dr. j. u. Nathanael Nelkenduft, der philanthropſte aller Philanthröpfe. Ein ſenſitiver Mann, ſo lang er war, alſo 4 Fuß 2 Zoll lang, eine ſchöne Seele vom Scheitel bis zu den Hühneraugen. Er

hoffte die Humaniſirung der Strafrechtspflege noch ſoweit gebracht zu ſehen, daß jeder Verbrecher, ſo man ihn einen ſolchen hieße, auf Berufsehrekränkung klagbar werden müſſte, ſelbſtverſtändlich mit der beſtimmten Ausſicht, volle Genugthuung zu erhalten. Nur dadurch würde in den „verirrten Brüdern“ das „Gefühl der Menſchenwürde“ wiederhergeſtellt werden. In einem Jubelhymnus von pindariſchem Schwung feierte er jenen Regierungspräſidenten eines ſchweizeriſchen Kantons, welcher hohe Magiſtrat in einer ſeiner nicht allzu ſeltenen Stunden höchſter Weingeiſterung die ſublime Aufſtellung geleiſtet hatte, man müſſte die Herren Züchtlinge und die Damen Züchtlinginnen vor allem in gute Geſellſchaft bringen, um dieſelben mit der ſo rückſichtslos und unzart gegen ſie verfahrenen Menſchheit wieder auszuſöhnen. Nelkenduft's Specialität war jedoch die Wahnſinnwitterung. Nämlich, ſo oft ein recht raffinirt geplantes und recht brutal verübtes Verbrechen, Mord, Brand,

Gewaltanthuung und anderes Schandbare und Scheuſälige ruchbar wurde, witter'e unſer Humanitätsſäuſeler auf hundert Meilen weit in dem „angeblichen“ Verbrecher einen Wahnſinnigen. Sofort trat er mit allen Waffen der Wiſſenſchaft und Dialektik für den „armen verirrten Menſchenbruder“ ein und zu verſchiedenenmalen hatte er es glücklich dahin gebracht, daß „die Opfer einer fehlerhaften Organiſation der Geſellſchaft“, d. h. die Mörder, Räuber, Brenner, Schänder, behufs „wiſſenſchaftlicher Beobachtung“ in Irrenanſtalten gebracht wurden, woraus ſie dann bei der erſten ihnen paſſenden Gelegenheit ſich drückten, um draußen ihren gewohnten räuberiſchen, mörderiſchen, brenneriſchen u. ſ. w. Lebenswandel menſchenbrüderlichſt fortzuſetzen.

Das Feld der Naturwiſſenſchaften, insbeſondere das Gebiet der jetzt ſo ungeheuer wichtig gewordenen Hygiene beackerte der berühmte Doktor Schwarbelius Magenlob. Das war, wie bekannt, der Finder des ebenſo neuen als großen Satzes,

daß ein vom richtigen Filet geſchnittenes, ſaftiges, in friſcher Butter geſchmortes Beefſteak ſchmackhafter, geſunder und nahrhafter ſei als alte, in ranzigem Schmeer geſottene Kaldaunen. Er hoffte durch ſeine Mitarbeit am „Staatsſchlaraff“ zu bewerkſtelligen, daß alle Kaldaunen im deutſchen Reiche durch Beefſteaks der bezeichneten Art erſetzt würden. Einſtweilen ſah der Mann die ganze Menſchheit für krank, für ſehr krank an und ſah, roch, ſchmeckte überall auf der Erde, im Waſſer und in der Luft Gifte und Opermente, drachenſchwänzige Bakterien und peſthauchende Pilze. Sein hygieneiſtiſches Genie ſtand übrigens außer Frage. Denn wer ſeine Darlegungen las, hatte das deutliche Gefühl, dieſelben müſſten ſtatt mit der Feder mit der Klyſtierſpritze geſchrieben ſein.

Die belletriſtiſche Domäne beherrſchte in der neuen Zeitſchrift ſouverän der phänomenale Allwin vom Schneckenhorn, Erfinder des epochegemachthabenden Genre der Neſt-Geſchichten. Seine Mitkneipanten hatten ihn unter Pfropfenknall und

Gläſerſchall zum pyramidalſten Dichter der Gegenwart erklärt und erkoren, auch pompös als ſolchen ausgerufen. Es war nur billig, dieſen Ruf und Ausruf zu rechtfertigen, und ſo rief Allwin vom Schneckenhorn den Spiritus in ihm an, ſetzte ſich hin und ſchrieb für das Feuilleton des Staatsſchlaraffen den unerhörten Roman „Die grüne Blaumeiſe", allworin die Ornithologie mit der Feld-, Wald-, Wieſen-, Dorf-, Stadt- und Landgeſchichteſchreiberei zu etwas Niedageweſenem und folglich Unbeſchreiblichem verſchmolz. Des Dichters Leiblobpoſaunist, das weithin ſcheinende Katheberlicht Tobias Babbler, richtete einen „dröhnenden" Aufſchrei an das Univerſum, mit geziemender Andacht auf die Erſcheinung der grünen Blaumeiſe ſich vorzubereiten, weil es ja gälte, dem grandioſen Schauſpiel einer durch beſagten Roman zweifelsohne bewerkſtelligten weltliterariſchen Revolution anzuwohnen.

Als Kunſtphiloſoph endlich und Verarbeiter von Literatur, Muſik, Theater, ſowie von allen

übrigen möglichen und unmöglichen Künſten, war der viel- oder eigentlich allſeitige Doktor Ariel Pfitzauf gewonnen, welcher in Bayreuth ſeine Studien gemacht hatte und vom „Meiſter“ mit dem Zeugniß der Apoſtelweihe in die ſchnöde Welt entlaſſen worden war, um die frohe Botſchaft der kunſtwerklichen Zukunft oder der zukünftigen Kunſtwerklichkeit unter den Chriſten, Juden und Heiden zu verkünden. Mit beſonderem Nachdruck, d. h. mit dem lutheriſch-grobianiſchen Flegel des 16. Jahrhunderts unter den Juden. Denn die Erfahrung hatte ja gezeigt, daß aus dem Stroh antiſemitiſcher Gemeinplätze eine Maſſe von jüdiſchen „Patronatſcheinen“ herauszudreſchen wäre. Doktor Pfitzauf ſtieß beim Sprechen ſtark an mit der Zunge, aber wenn er ſtotterte, ſo ſtotterte er ſtets nur in Stabreimen. Auf ſeiner götterdämmerungswild flatternden Genie-Mähne trug er ein dem Modell vom Barett des Meiſters Nr. 1 genau nachgebildetes Ding. Auch dem Meiſter Nr. 2 erwies er pietätvolle

Huldigung und zwar dadurch, daß er ſich ebenfalls eine Platte ſcheeren ließ und in einer Soutane herumlief.

Umgeben von einem ſolchen Generalſtab, durfte der Gründer, Beſitzer und Leiter des Staatsſchlaraffen ſich wohl im Stande fühlen, das Jahrhundert oder wenigſtens das letzte Fünftel deſſelben in die Schranken zu fordern.

Er begnügte ſich aber nicht mit den herkömmlichen Apparaten und Mitteln der Publiciſtik, ſondern er traf vielmehr noch allerhand neue und eigenartige Veranſtaltungen, um ſein „Organ" ganz zu oberſt auf die Höhe unſerer realiſtiſchen Zeit zu ſtellen. So z. B. warb er zu Mitarbeitern an den Engländer John Canter für das Fach der Aufrichtigkeit und Selbſtloſigkeit, den Franzoſen Léon Glorieux für das Fach der Beſcheidenheit und der Oelzweigepflanzung, den Czechen Slavoj Drzwslaus für das Fach der feinen Lebensart, den Schweizer Arnold Käferli für das Fach der Germanophilie, den Ruſſen Kola Dyna-

mitjew für das Fach der Sentimentalität und der Minentechnik. Eine Specialität behielt der Gründer ſich ſelber vor, nämlich das Fach der deutſchen Muſterobjektivität. In Bethätigung derſelben und wohl wiſſend, daß die „dummen Deutſchen“ ſich alles bieten ließen, machte er förmlich Jagd auf ſolche ausländiſche Autoren, welche recht aus Leibeskräften auf Deutſchland ſchimpften. Ueber ſolche Verunglimpfer ſeines Vaterlandes ſchrieb er dann lange lobpreiſende Artikel, um, wie er ſagte, „ſeinen Landsleuten die nationale Bornirtheit abzugewöhnen“.

Selbſtverſtändlich traf der umſichtige Mann mit den Telegraphenanſtalten von Fuchs und Wolf das Abkommen, dem Reichsſchlaraffen ſchleunigſt drähtlich zu melden, wann Biſmarck ſich ſchneuzte oder der Papſt eine Priſe nähme oder Gambetta huſtete oder dieſe und jene fahrende pariſer Hetäre den Schnupfen bekäme.

Siebenter Zeddel —

Wie Einer nicht findet, was er ſucht, wohl aber ſelber gefunden wird.

Glanzvoll that „der Reichsſchlaraff“ ſich auf mit jener berühmten Artikelreihe, welche die Einführung des Biermonopols im deutſchen Reiche forderte und befürwortete.

„Viribus unitis“, nach dem Vorbilde der ſchönen, ſo wirkſamen und erfolgreichen Staatsdeviſe Oeſtreichs, hatte die Redaktion dieſen großartigen Beitrag zur wirthſchaftlichen Reform der Nation geleiſtet.

Sie hatte aufgeſtellt, klargemacht, nachgewieſen und bewieſen, daß aus nationalen, politiſchen,

religiösen, agrarischen, gewerblichen, kommerciellen, sanitarischen, militärischen, juristischen, nationalökonomischen, ästhetischen, liberalen und konservativen Gründen der Herr Reichskanzler fürohin zugleich der Herr Reichsbraumeister sein müsste. Erst als solchem würde ihm jene höchlich zu ersehnende Fülle von Machtvollkommenheit innewohnen, welche die unumgängliche Voraussetzung einer Möglichkeit wäre, die mit Ach und Krach in den Sattel gebrachte Germania reiten zu lehren.

Auf Grund einer unanfechtbaren Bierstatistik wurde der Satz gefunden, das Biermonopol würde mit einem Schlag alle Finanznoth zu einer Fabel machen, sobald nur erst das deutsche Reich in ein riesiges Brauhaus verwandelt wäre, damit in dessen heiligen Hallen alle Parteien, Päpstlinge und Lutherlinge, absolutistische und konstitutionelle Monarchisten, öffentliche und heimliche Republikaner, Junker und Pfaffen, Juden und Antijuden, Vorschrittler und Rückwärtser, zahme Partikular- und wilde Socialdemokraten,

unter den herzerhebenden Klängen der zur endlich gefundenen Nationalhymne erhobenen bairisch-patriotischen Tragödia, zu deutsch Bocksode „Hinum — Herum“ den Salamander der Eintracht reiben könnten.

Das monopolisirte Bier würde nicht allein als finanzielle, sondern auch und ebensosehr als ethische Macht wirken. Denn aus der Tiefe einer leidigen Gewohnheit würde das Biertrinken auf die Höhe einer vaterländischen Pflichterfüllung gehoben. Je mehr Seidel ein Deutscher leerte, desto wohler thäte er dem Vaterlande. Denn Biertrinken und Steuerzahlen wären dannzumal ein- und dasselbe, das idealistische „utili cum dulci“ glorreich verwirklicht. Bei den Nationalfesten müssten darum vorragenden Bierbäuchen Ehrenplätze eingeräumt und die vorragendsten müssten auf Reichskosten durch „Münchner Kindl“ als Preisreichsbierbürger mit Gerstenähren bekränzt und durch ein Monopolweihfestspiel, zusammengesetzt aus Hopfenstangen-

reimen und Malz-Maisch-Motiveleitungen, verherrlicht werden.

Damit würde aber zugleich ein frommer Wunsch erfüllt, welcher sich schon häufig bemerkbar gemacht hätte. Nämlich der Wunsch, den Ansprüchen der Süddeutschen innerhalb des Rahmens der Reichsverfassung mehr gerecht zu werden, als bisanhin geschehen wäre. Man hätte ja schon wiederholt, sei es leise, sei es laut, auf die „Inferiorität" der Söhne Süddeutschlands gestichelt, welche sich gegenüber der parlamentarischen Ueberlegenheit der Söhne Norddeutschlands im Reichstag kundgäbe. Man hätte zwar zu Gunsten der Süddeutschen, welche ihre Reden schwiegen, während die Norddeutschen die ihrigen redeten, an das alte Sprichwort erinnert: Schweigen ist Gold und Reden ist Blech; allein damit wäre doch kein richtiger Ausgleich zwischen den norddeutschen und den süddeutschen Verdiensten um das Reich hergestellt worden. Zu einem solchen Ausgleiche nun böte das Biermonopol

die willkommene Gelegenheit. Möchten die Nord- Süddeutschen ihr unendliches Blech auch fernerweit im Reichstag ausgeben, die Süddeutschen ihrerseits würden derweil das flüssige Gold — aurum potabile Gambrini — in Massen einnehmen und also, indem sie gründlich an ihrer Entwickelung zu Preisreichsbierbürgern arbeiteten, zugleich die Leere der Reichskasse in überfließende Völle verwandeln.

Die christlich-socialen Musikanten, welche in höheren und höchsten Regionen dazumal gerade mit Beifall koncertirten, vermissten zwar an der glänzenden Beweisführung zu Gunsten des Biermonopols den Duft specifisch christlich-germanischer Salbung; allein diesem Mangel könnte und würde ja der stets bereite hofderwischliche Salbetopf leicht abhelfen. Es war demnach kein Grund vorhanden, dem Gründer des Reichsschlaraffen die hohe und höhere Anerkennung vorzuenthalten. Im Reichsanzeiger stand baldigst zu lesen, daß Herr Aaron von Porkeles jun. in-

betracht ſeiner Verdienſte um die große Wirthſchaftsreform zum Monopolrath ernannt worden ſei.

Der „beſte Papa“ freute ſich ſehr darüber. „Ein hübſcher Anfang, Aaronleben,“ ſagte er. „Monopolrath klingt ganz gut, klingt ganz ſo ſolid, wie wenn man harte Thaler auf einen Tiſch von Eichenholz zählt. Am Ende biſt du halt doch ein Finanzgenie und meine ſeit deinem mankirten Börſencoup — weißt du? — verſunkene Hoffnung auf die Reichsfinanzminiſterſchaft taucht wieder auf.“

„Ein Ziel, auf's innigſte zu wünſchen, beſter Papa. Mehr noch um deiner als um meiner ſelbſt willen, weil es dir Vergnügen machen würde, von der „Excellenz Porkeles“ reden zu hören und ſelbige geſchrieben und gedruckt zu ſehen. Nun kommt Zeit, kommt Rath. Aber Miniſter wird man nicht ſo mir nichts dir nichts und ſo zu ſagen geradaus, ſondern vielmehr nur auf Umwegen. Ein ſolcher führt heutzutage durch das Parlament.“

„Lauf' ihn, Aaronleben, lauf' ihn!"

„Ja, erſt muß man aber d'rauf ſein, das heißt drinn im Parlament."

„Mein, ſind doch drinn ſo viele Habenichtſe. Warum ſollte der Sohn vom Geheimen Kommerzienrath Aaron von Porkeles nicht kommen können hinein?"

„Du weißt, es treten hierbei gar mancherlei Momente ins Spiel, beſter Papa. Namentlich auch dieſe Affenſchande der Semitenhetze. Indeſſen, mit Geduld und Spucke fängt der Teufel zuletzt doch eine Mucke, wie ein Sprichwort der Gojim beſagt. In Baſelhude iſt ein Reichstagsmandat offen. Freilich iſt es ein miſslicher Umſtand, daß in der Stadt die antiſemitiſche Wühlerei im Gange ſei, wie ich höre. Doch „per aspera ad astra."

„Wie heißt?"

„Ungefähr ſoviel, wie wenn beim Shakſpeare der Jago zum Rodrigo ſagt: „„Thu' Geld in deinen Beutel!""

„Nein, wie du bist gelehrt, Aaronleben."

„Nämlich, bester Papa, ich habe zur Aufstellung meiner Kandidatur in Baselhude schon die vorbereitenden Schritte gethan. Unser Organ wird sich sofort kräftig dafür ins Zeug legen. Die glaubensbrüderlichen Redaktionen sind in Kenntniß gesetzt und bereit, mich mit aller Macht zu unterstützen. Aber Geld wird das Geschäft kosten, bester Papa."

„Was schad't's? Wir haben's ja und können uns schon erlauben diesen Parlamentsluxus. Ohne Risiko ist nun einmal zu machen kein Geschäft. Vor Zeiten, als ich noch trieb die kleine Schafschur, hab' ich mal hören sagen einen Geschäftsfreund aus Brody, bei ihnen daheim in der Polakei ginge um das Sprichwort: „„Spricht das Geld, schweigt die Welt."" Sag', wie viel du wirst brauchen, Aaronleben, und lass' es sprechen, das Geld, lass' es sprechen, damit verstumme die Welt, will sagen das dumme Volk, so es wagt, sich aufzubäumen wider Israel."

Eine Woche ſpäter begab ſich Herr von Porkeles jun. nach dem Oſtbahnhof, um mit dem nachmittäglichen Kurierzug nach Baſelhude zu fahren. Er ſollte dort am Abend ſeine große Kandidatenrede halten.

Es war ein Tag mit dem gewohnten Gemäßigten-Klima-Wetter, d. h. es regnete, weil es gerade nicht ſchneite. Die Leute drängten ſich eiligſt in die Bahnhofhalle und vor den Billetſchaltern war ein großes Durcheinander von Regenmänteln, Regenſchirmen und Handgepäcke. Herr von Porkeles war zu ſehr mit ſeiner zu haltenden Rede beſchäftigt, als daß er auf die Umgebung hätte achten können. Sonſt hätte er wohl auch die Bemerkung machen müſſen, welche in Bahnhöfen und Eiſenbahnwagen, auf Dampfbooten und in Gaſthöfen zu unſerer Zeit einem widerwärtig genug ſich aufdrängt, daß nämlich die Courtoiſie des Reiſens vollſtändig verloren gegangen ſei und einer grobſelbſtſüchtigen Rückſichtsloſigkeit, ja Flegelhaftigkeit platzgemacht habe,

— ſo zwar, daß man glauben könnte, das ganze Reiſepublikum beſtände aus lauter „großherzigen“ Briten. Vielleicht hätte er, falls er alt genug dazu geweſen wäre, an die eine Bemerkung noch die andere geknüpft, daß man früher allerdings langſamer und unbequemer, dafür aber in beſſerer Geſellſchaft reiſ'te.

Der Herr Monopolrath und Reichstagskandidat hatte anderes zu denken und war von ſeinen Gedanken ſo in Anſpruch genommen, daß er auch die in einen weiten Regenmantel gehüllte und dichtverſchleierte Dame nicht bemerkte oder wenigſtens nicht beachtete, welche hinter ihm an den Billetſchalter trat. Als er ein Billet erſter Klaſſe nach Baſelhude gefordert und erhalten hatte, wandte er ſich raſch den Wartſälen zu und hörte demnach nicht, daß auch die verſchleierte Dame ein Billet nach Baſelhude verlangte. „Erſter oder zweiter Klaſſe?“ fragte der Beamte. Die Frau beſann ſich einen Augenblick. Dann that ſie in gutem Deutſch, aber mit jenem Akcent, an

welchem man deutschsprechende Russinnen so leicht erkennt, die Gegenfrage: „Gehen auch Wagen dritter Klasse mit im Zuge?“ — „Ja.“ — „Dann geben Sie mir ein Billet dritter Klasse.“ . . . .

Es läßt sich leider nicht leugnen, daß am Abend dieses Tages Herrn von Porkeles jun. das gewohnte Glück nicht zur Seite stand. Der „Reichsschlaraff“ hatte zwar, von der ganzen „glaubensbrüderlichen“ Presse getreulich unterstützt, seiner Kandidatur sachgemäß und energisch vorgearbeitet. Zwiebele und Komp. hatten alle Register der staatssocialistischen Orgel gezogen und nach bekannter Melodie in schmelzenden Tönen die nagelneueste Heilslehre von dem unerschöpflich strotzenden Euter der Staatskuh vorgetragen. Nicht vergeblich, denn sie hatten mehr oder weniger starken Glauben gefunden unter der löblichen Wählerschaft von Bafelhude und folglich war der Boden, auf welchen Herr von Porkeles seine Kandidatur stellen wollte, kein ungün-

ſtiger. Allein das Unglück wollte, daß der Kandidat ein viel zu „poſitiviſtiſcher“ und moderner Menſch war, als daß er einer ſolchen Trivialität, wie die Moral der Fabel des alten Lichtwer vom Hausherrn und von den Katzen eine iſt, hätte eingedenk ſein können.

Dazu kam noch der Einfluß einer Regung, welche ſich für einen ſolchen Poſitiviſten, der alles und jedes lediglich „realpolitiſch“ anzuſehen und zu behandeln gewohnt war, eigentlich gar nicht ſchickte. Nämlich, er konnte der Erinnerung an den verbrannten Brief noch immer nicht ſich entſchlagen. Seitdem er denſelben empfangen, hatte er überall, wo er ſich gerade befand, daheim und auswärts, oft unwillkürlich den Kopf wenden und rücklings über die Schulter blicken müſſen, als ob er beſorgte, es wäre etwas hinter ihm her.

Sonderbarerweiſe wandelte ihn dieſes Gefühl gerad[illegible]eder an in dem Augenblick, als ihm nach E[illegible]ung der baſelhude'ſchen Wahlverſamm-

lung der Vorsitzende das Wort ertheilte. Sehr störsam das! Er musste sich gewaltsam zusammennehmen, aber es wollte ihm nicht gelingen, das Gespinnst seiner Bewerbungsrede so glatt und gleißend abzuwinden, wie er dieselbe in Gedanken zurechtgesponnen hatte. Wiederholt verirrte er sich in Sackgassen, aus welchen ihn dann nur Wortsprünge herausbrachten, die kühn sein sollten, aber so ungeschickt ausfielen, daß die Hörerschaft aufmurrte.

Es war „etwas" hinter ihm her, es musste „etwas" hinter ihm her sein. Er empfand es wie ein gespenstig Schreckhaftes.

Als Schlußtrumpf seiner Rede hatte er das ausspielen wollen, was er seinem „besten Papa" gegenüber sehr drastisch als das „Ueberschafsköpfen der Schafsköpfe" bezeichnete, dazumal, als ihm die große Idee des Reichsschlaraffen aufgegangen war.

Aber der Trumpf stach nicht oder vielmehr er stach den, welcher ihn ausspielte.

Mitten in einer großen, hoch antiſemitiſch gefärbten Tirade wurde der Redner unliebſamſt unterbrochen durch den aus dem Hintergrunde des Sales ſtentoriſch erſchallenden Ruf:

„Aber Sie ſind ja ſelber ein Jud!“

Das wirkte wie ein Stichwort.

„Hurrje, er iſt ſelber einer, der Herr Monopolrath und Baron Aaron von Porkeles.“

„Und noch dazu ein freiwilliger, ein nachgemachter, ein falſcher!“

„Bloße Imitation!“

„Und der nachgemachte Jud ſchimpft über die echten, pfui!“

Der Sal erbrauſ'te von einem johlenden „Hepp! Hepp!“ und tumultuariſch löſ'te die Verſammlung ſich auf.

Es war dem vergeckten Kandidater nicht ganz klar, wie er in ſeinen Gaſthof zurückgekommen. Daß aber das geſuchte Reichstagsmandat nicht gefunden worden, war ganz klar.

Zu dem großen Aerger über ein Fiasco, welches wirklich und wahrhaft ein schreiendes gewesen, kam noch der kleine, daß der „imitirte“ Sohn Israels in Baselhude übernachten musste.

Er schlief in dieser Nacht nicht seinen gewohnten guten und traumlosen Schlaf.

Am nächsten Morgen jedoch suchte er als der Positivist, welcher er war, der Sachlage eine möglichst gute Seite abzuwinnen.

Es gelang ihm nicht übel. „Denn — sagte er sich — mein Misserfolg in diesem verfluchten Nest muß mich in der Gunst des lieben Herrn Papa unfehlbar noch mehr befestigen. Sein Aaronleben kann sich ja ihm jetzt im Nimbus eines Märtyrers für die Judenheit darstellen. Jedes dieser „Hepp!“, welche die Canaille mir gestern Abend zubrüllte, ist für mich 100,000 Mark werth, mindestens!“

Mit diesem Trost versehen, wollte er sich zu seinem auf das Zimmer bestellten Frühstück niedersetzen, als es draußen an die Thüre klopfte.

„Herein!“

Die Thüre ging auf und ließ die verſchleierte Dame im Regenmantel eintreten, welche Herr von Porkeles geſtern auf dem Bahnhof der Hauptſtadt nicht beachtet hatte. Hätte er es gethan, ſo würde er nicht bloß gefühlt, ſondern auch gewuſſt haben, daß „etwas“ hinter ihm her wäre.

Die Eingetretene that ein paar Schritte auf den Inſaſſen des Zimmers zu, blieb dann ſtehen und hob den Schleier von ihrem Geſicht.

Er ſtarrte ſie an, wankte auf ſeinen Füßen und ſtieß mühſam hervor:

„Zerline?“

Achter Zeddel

worauf ein Liebesduett ſtenographirt iſt, wie es nicht alle Tage geſungen und geſagt wird.

„Jerline Zebulunoff, ja, leibhaft und in Lebensgröße, wie du siehst, liebster Julius, alias Aaron.“

Sie trat vor, als erwartete sie, daß er die Besucherin mit Umarmung und Kuß empfinge.

Als dies nicht geschah und der Ueberraschte die junge Dame immer noch erschreckt und verblüfft anstarrte, sagte sie lächelnd: „Was ist das für ein absonderlicher Willkomm? Schickte es sich

für mich, wie das Gänseblümlein Gretchen zu sprechen, so würde ich fragen:

„„Mein Freund, so kurz von mir entfernt,
Und hast's Küssen verlernt?““

Er suchte sich zu fassen und es gelang ihm, einige Haltung zu gewinnen; wenigstens äußerlich. Doch war seine Stimme unsicher, als er an die noch immer lächelnd vor ihm Stehende die banale Frage richtete:

„Aber wo kommst denn du her, Zerline?“

„Zunächst von unserem alten Freunde Mocher-Schmierach, der dich schön grüßen lässt. Ich wollte im Vorbeigehen den alten Pelz bei ihm abholen, in welchem er mich früher für sein universales Journal „Auf der Spitze“ als die „Eva im Zobel“ photographirt und den ich ihm zurückgelassen hatte, damit sein internationales Genie sich derweil nicht verkältete. Uebrigens ging der besagte photographische Akt in Gegenwart seiner Frau vor sich: du brauchst also nicht eifersüchtig zu sein.“

„Eifersüchtig? Auf den Schmierach oder Schmierakel? Bah!“

„Die Zuneigung scheint gegenseitig zu sein. Mocher-Schmierach hasst alles Deutsche“.

„Wie alle Zigeuner und Schnurrantinnen, alle Stabuler und Landstörzerinnen thun.“

„Er hat aber doch mitunter hübsche Einfälle. Zum Beispiel diesen, daß er ein haarsträubendes Deutsch mit polakischen Endungen und hannakischen Wendungen schreibt, sicherlich nur in der Absicht, die deutsche Grammatik in der Achtung der Franzosen u. s. w. herabzusetzen. Um dir einen Gefallen zu thun, liebster Julius oder theuerster Aaronleben, will ich jedoch zugeben, daß der gute alte Freund nur ein plumper Affe unseres feinen Turgénjew sei.“

„Eitel und unverschämt wie ein richtiger Affe ist er schon.“

„Moralpredigtliche Anwandlungen? Sieh'! Sieh'! Haben das Mosche und die Propheten zuwegegebracht? Also nicht nur neue Besen, wie

die Leute ſagen, ſondern auch neue Religionen kehren gut! Entſchuldige den harmloſen Scherz! Niemand kann ja froher ſein als ich, in dir einen der jüngſten Enkel Abrahams, Iſaaks und Jakobs begrüßen zu können. Doch erlaube, daß ich es mir etwas bequem mache. Auch hab' ich noch nicht gefrühſtückt. Ich ziehe die Glocke und du biſt wohl ſo galant, eine zweite Taſſe und was dazu gehört zu befehlen."

Die Aufwärterin erſchien und der Herr Monopolrath gab ihr den von ſeiner Beſucherin gewünſchten Auftrag. Er that es ebenſo mechaniſch, wie er bislang das Geſpräch geführt hatte, — nur, um etwas zu ſagen, und kaum wiſſend, was er ſagte.

Während der Frühſtückstiſch für Zwei beſtellt wurde, legte die junge Dame Hut und Mantel ab und ordnete vor dem Spiegel flüchtig ihre Haare, welche, einfach geſcheitelt und hinten in einen großen Knoten gebunden, von einer ſo üppigen Fülle waren, als müſſten ſie dem etwas

kleinen Kopf vom anmuthigſten Oval eine drückende Laſt ſein. Seideweich und an den Schläfen von Natur gekräuſelt, zeigten ſie ein Schwarz, welches den metalliſchen Glanz der Anilinfarben hatte.

Als die Beſitzerin dieſes Prachthaares, deſſen Strähnen, wenn gelöſ't, ihr ſicherlich bis zu den Kniekehlen reichen mußten, mit erhobenen Armen Scheitel und Knoten in Ordnung brachte, war ihre Stellung vor dem Spiegel, unbewußt oder bewußt, eine ſo reizende, die Schlankheit ihrer mittelgroßen Geſtalt, die zarte Fülle und das vollendete Ebenmaß ihrer Formen ſo zur vollen Geltung bringende, daß es ein Künſtlerauge hätte freuen müſſen, ſie anzuſehen.

Auch der Herr Monopolrath ſah hin, war aber augenſcheinlich zu zerſtreut oder auch zu gedankenvoll, um der Situation ein äſthetiſches Intereſſe abgewinnen zu können.

Als die Aufwärterin das Zimmer wieder verlaſſen hatte, rückte ſich Zerline Zebulunoff mit der Unbefangenheit einer Dame, die ſich vollſtän-

dig daheim und behaglich fühlt, einen Stuhl an den Tiſch, ſchenkte ſich Thee ein, koſtete denſelben, fand ihn nach ihrem Geſchmack, machte ſich Butterſchnitten zurecht und begann mit gutem Appetit zu frühſtücken.

Der ihr gegenüber ſitzende „Lord“, welcher aber nie unlordsmäßiger ausgeſehen und ſich gefühlt hatte, als zu dieſer Stunde, ſuchte es ihr nachzuthun, vermochte jedoch kaum ein paar Biſſen und Schlücke hinunterzubringen. Die Sache war, jetzt, nach überwundener Ueberraſchung, ſchnürte ihm Wuth die Kehle zu — eine ſtille Wuth, denn er wagte keine Verlautbarung derſelben.

Es ſchien von dieſer Zerline Zebulunoff etwas Faſcinirendes auszugehen, etwas, was den Adoptivſohn von Iſſaſkar Porkeles eindringlich belehrte, daß er doch noch nicht „alle Standpunkte“ überwunden hätte, etwas, das ihn beherrſchte und ihm, wenn nicht Reſpekt, ſo doch Furcht einflößte.

Mit dieſem Gefühle verband ſich aber bald auch ein angenehmeres.

Je länger er nämlich sein, wie es schien, ganz und ausschließlich mit der Frühstücksprocedur beschäftigtes Gegenüber ansah, wie so zierlich die junge Dame die Eier aufzuklopfen, zu entdeckeln und auszuschlürfen verstand, wie sie gewandt, ungesuchte Grazie in jeder Bewegung, und mit kindlichem Wohlbehagen dem kleinen Mund mit seinen rothschwellenden Lippen Schinken, Butterbrot und Thee zuführte, wie die Perlenzähne eifrig arbeiteten, wie ein zartes Inkarnat die mattalabasterfarbenen Wangen durchleuchtete, wie unter den kühngeschweiften dunkeln Brauen die großen, tiefdunkel und feucht im reinsten Weiß schwimmenden Augen so ruhig leuchteten, träumenden Sternen gleich — ja, je länger er das alles betrachtete, desto mehr drängte sich ihm die Empfindung auf die Lippen: „Wie schön sie noch immer ist!“

Er sprach es aber nicht laut, sondern nur leise für sich.

„Was doch der Byron für ein Narr war,“ fuhr er in seinem stillen Selbstgespräche fort. „Hätte

er die da eſſen ſehen, würde er ſeinen Abſcheu vor eſſenden Frauenzimmern wohl aufgegeben haben. Aus allem weiß ſie etwas Reizendes zu machen. So was malt kein Tizian und kein Makart. Die Naſe iſt vielleicht gegen ihre Spitze hin um eine Linie zu ſcharf gebogen, ſo zu ſagen zu raubvogelſchnäbelig; auch das Kinn wohl ein bißchen zu maſſiv, zu energiſch. Aber das Geſicht als Ganzes tadellos, geradezu entzückend. Und die Augen, die Augen! Wer die kennt, wann ſie anders blicken als ſo kindlich ſanft und ſchuldlos wie jetzt! Ja, irgendein Mirza Schaffy würde darauf den Streckvers machen:

„„Oh, dieſer Augen ſchwarz Gefunkel
Es iſt wie Gottes oder auch wie —
Satans Wege dunkel.““

Derweil hatte Zerline Zebulunoff mit aller Muße ihr Frühſtück beendigt. Sie ſchob Taſſe und Teller zurück, lehnte ſich in den Stuhl zurück und ſagte lächelnd:

„Ich bemerke mit Bedauern, carissime Pom-

pose, daß dir die Ueberraſchung — ſelbſtverſtändlich eine freudige — den Appetit etwas verdorben zu haben ſcheint. Aber warum muſſte ich dich überraſchen? Ja, ſo zu ſagen überrumpeln? Du weißt, es iſt nicht meine Schuld. Wäreſt du nicht ſo ungalant geweſen, meinen Brief von neulich unbeantwortet zu laſſen“ . . . .

„Brief? Brief? Was für einen Brief?“ würgte er mühſam heraus. Die Fortſetzung der angefangenen Lüge blieb ihm in der Kehle ſtecken.

„Wie vergeſſlich du geworden biſt, Liebſter! Der eingeſchriebene Brief, welchen empfangen zu haben du im poſtaliſchen Einſchreibebuch mit deiner Namensunterſchrift — ich habe mir ſie zeigen laſſen — bezeugteſt.“

„Ach ſo! Ja, ich erinnere mich“ . . .

„Gut. Um aber deine Erinnerung noch mehr aufzufriſchen, ſag' ich noch: Es war der Brief, in welchem ich dir anzeigte, daß ich aufgehört hätte, Studentin zu ſein, weil mich die Univerſité Genève nach beſtandenem, nach „avec distinction“

— hörſt du? — beſtandenem Examen zum docteur en médecine gemacht hat."

„Warum nicht zum docteur en chimie?"

Es muſſte in dieſer Frage ein Stachel verſteckt ſein, welchen die junge Dame fühlte. Sie machte eine leichte Bewegung und zwiſchen den langen dunkeln Wimpern ihrer halbgeſchloſſenen Augen brach ein Leuchten hervor, ſcharf und raſch wie ein Blitz. Doch behielt ihr Mund ſein Lächeln und ihre Stimme den ruhigen Klang, als ſie erwiderte:

„Wahrſcheinlich darum nicht, mein Beſter, weil es mir gleich jenen engliſchen Squires aus alten Familien nicht einfiel, für alten und wohlbefeſtigten Beſitz einen Titel nachzuſuchen. Alſo einen Doktor der Medicin haſt du vor dir. Hab' Reſpekt!"

Er verbeugte ſich tief, mit ſoviel Ironie, als er aufzubringen vermochte, was ſie aber der Beachtung für unwerth hielt. Ihre ganze Haltung verrieth, ſie wäre ihrer Sache ſo ſicher, daß für

ſie von wenig oder gar keinem Belang, was in dem „theuerſten“ Pompoſus vorging.

„Im mehrbeſagten Briefe,“ fuhr ſie fort, „habe ich dir zuvörderſt meinen Glückwunſch zur glücklich vollzogenen Metamorphoſe dargebracht, welche dich aus einem Habenichts zum Erben eines vielfachen Millionärs machte.“

„Wie hatteſt du erfahren . . . .?“

„Wie ich das erfahren hatte? Aber, mein lieber guter Julius sive Aaron, ich muß wahrhaftig anfangen, zu befürchten, der Phoſphorgehalt deines Gehirns hätte ſich vermindert, ſeit wir uns zuletzt geſehen. Wie ich es erfuhr? Als ob unſereins nicht alles erführe! Du muſſt doch wiſſen, unſere Freunde ſind überall.“

Auf dem letzten Satz ruhte eine Betonung, die ſich dem Herrn Monopolrath augenſcheinlich fühlbar machte.

„Mag ſein,“ ſagte er nach einer kleinen Pauſe. „Was aber mich angeht, ſo habe ich

mit den Freunden, auf welche du hinzudeuten scheinst, nichts gemein."

„Nichts mehr gemein, willst du wohl sagen?"

„Meinetwegen. Unter deinen persönlichen Freunden schmeichle ich mir obenan zu stehen, und wenn du gekommen bist, liebe Zerline, an meine Freundschaft zu appelliren, so —"

„Ich bin nicht deßhalb gekommen. Mein Brief hat es dir ja deutlich genug gesagt, weßhalb ich kommen würde."

„Es war ungeschickt von mir, ich geb' es zu, daß ich dir nicht sofort antwortete. Du mußt mich entschuldigen, ich war gerade so mit Arbeit überhäuft —"

„Mit Arbeit? Du? Und da sagen noch die Leute, es gebe nichts neues unter der Sonne!... Aber du hast ja recht. Ich vergaß ... Das welterschütternde Unternehmen, „Der Reichsschlaraff", war es, was dich beschäftigte."

„Gewiß, Tag und Nacht, so daß ich oft nicht wußte, wo mir der Kopf stand."

„Natürlich. Armer Kerl, ich bemitleide dich hinterher von ganzem Herzen.“

„Danke.... Also, was meine Freundschaft“....

„Ach ja, deine Freundschaft! Schade, daß der Herr Dragonerleutenant von Pankwitz ein mit Recht berühmter Schütze ist.“

„Was soll das?“

„Ich wollte sagen, wann der arme gute Porkus noch lebte und, notabene, jetzt geschneider wäre, als er früher war, so könnte er zum Texte deiner Freundschaft einen hübschen Kommentar liefern.“

„Was du nicht alles weißt!“

„„Allwissend bin ich nicht, doch viel ist mir bewusst.““

„Mephista!“

„Warum nicht? Gern sogar. Der Träger des Namens, welchen du mit weiblicher Endung auf mich zu übertragen geruhst, ist die einzige unterhaltliche Figur in eurer langweiligen deut-

ſchen Literatur, welche ja, genau angeſehen, doch nur vom Abhub des franzöſiſchen, unter Umſtänden auch des engliſchen, ja ſogar des ruſſiſchen Literaturtiſches lebt. So charakterlos, ſo ohne alles nationale Selbſtgefühl iſt euer Literatengezieſer, Journaliſtengeſchmeiß und Komödiantenpack, ſo hornhäutig und urtheilslos euer Publikum. Sowie in Paris ein literariſches Aas aufriecht, das, was die tugendhaften Deutſchen eine „Schandkomödie“ oder einen „Schmutzroman“ nennen, ſo wirft ſich die geſammte literariſche Lumpokratie des angeblichen Volkes der Denker und Dichter aasgeierhaft darauf, um ſich ſelber, ſowie das Theater- und das Leſepublikum wochen- und monatelang damit zu füttern. Das iſt der vielgerühmte deutſche Idealismus, die vielgeprieſene deutſche Eigenartigkeit, die hochgelobte deutſche Sitte und Zucht.“

„Ich denke, die deutſche Literatur, der deutſche Idealismus, die deutſche Eigenart, die deutſche Sitte und Zucht haben nicht nöthig, um

die abfälligen Urtheile vonſeiten halb- oder ganz-barbariſcher Völker ſich zu kümmern.“

„Deutſchdümmliche Velleitäten, was? Und vorhin Reminiſcenzen aus dem Katechismus? Ei, ei! My dear Lord, ich erkenne dich ja gar nicht wieder. Wo iſt denn mein geliebter Titan, mein pompoſer Alle-Standpunkte-Ueberwinder geblieben?“

Der Herr Monopolrath verſuchte zu lächeln. Es ſah aber faſt ſo aus, als hätte er lieber beißen mögen.

„Ah,“ ſagte Zerline Zebulunoff, „wie hübſch, daß du noch immer deine prächtigen Zähne haſt, caro mio. In die hab' ich mich ja zuerſt verliebt, weißt du? .... Um jedoch auf die Standpunkte, Velleitäten et cetera zurückzukommen, ſo wäre es, mein' ich, zweckdienlich, wenn du dich erinnern wollteſt, daß du ſo wenig ein Deutſcher biſt, als ich eine Ruſſin bin. Was Vaterland? Was Nationalität? Firlefanz! Unſer Vaterland iſt das Princip, unſere Nation iſt das

„Werk“. Anfangs wollte es mir recht drollig vorkommen, wenn ich bedachte, daß wir beide jetzt eines Stammes, einer Raſſe, ja, und auch — denke dir! — einer Religion wären. Aber ich habe mich hineingefunden. Mit Thatſachen muß man rechnen und die in Rede ſtehende Thatſache paſſt merkwürdig gut in meine Rechnung. Alles klappt.“

„Wie meinſt du das?“

„Wie ich das meine? Die Arbeit für den Reichsſchlaraffen muß dich doch ſehr mitgenommen haben, povero Giulio. Du biſt ſo langſam von Begriffen geworden! Es bedarf doch wohl keines Nachweiſes, daß es gar hübſch und harmoniſch, wenn Eheleute nicht nur ein Herz und eine Seele ſind, ſondern auch einer Raſſe und eines Glaubens.“

„Eheleute?“

„So ſagt' ich. Aber was ſoll dieſes Zuſammenfahren? Dieſes Erſchrecken? Sollte man nicht glauben, daß ich dir etwas Ungeheuerliches

vorſchlüge und anſänne? Sieh' mich doch an! Bin ich ein Drache? Ein Behemoth? Oder bin ich die Zerline Zebulunoff, deren Schönheit und Sprödigkeit den Fürſten Lawſinzky ſo zur Verzweiflung trieb, daß er ſich auf Monte-Carlo mit Madame Roulette einließ und ſich richtig bis zum letzten Kopeken ruinirte? Hat mich nicht Maëſtro Offenbacher muſikaliſch beoffenbachert? Hat nicht Nekraſſow mich beſungen? Hat nicht Wereſchagin mich gemalt? Hat nicht der Graf Duditjew ſich todtgeſchoſſen, weil ich ihm einen armen Teufel von Lord Pompoſus oder Pumpoſus vorzog? Fürchteſt du etwa, ich werde weniger gut eine Frau Monopolräthin vorſtellen können als das deutſche Zimperlieschen Gertrud-Veilchen, welches dir einen Korb avec oder sans phrase gegeben?"

Dieſer Wolkenbruch von Fragen wurde im ruhigen Plauderton ausgeſchüttet, aber durch dieſen ſchlug doch mitunter ein Akcent, der etwas ſchneidend Herriſches oder gar Drohendes hatte.

Der Herr Monopolrath ſchien es für gerathen zu halten, alle die an ihn gerichteten Fragen nur mit Stillſchweigen zu beantworten. Er verſuchte auch, eine gleichmüthige Miene aufzuſetzen und gleichſam einen Schild von Phlegma und Apathie zwiſchen ſich und ſein Gegenüber zu ſtellen. Allein er muſſte ja wiſſen, daß mit ſolchen Auskunftsmittelchen einem Geſchöpfe wie Zerline Zebulunoff nicht beizukommen wäre.

„Soll ich noch weitere Fragen an dich richten?“ ſagte ſie, nicht mit erhöhter, ſondern im Gegentheil mit gedämpfter Stimme.

„Nicht nöthig, liebes Kind. Du haſt ja, denke ich, alle die vorgebrachten und die noch im Vorrath gehaltenen Fragen dir ſchon zum voraus beantwortet.“

„Mag ſein und darum genug jetzt der Arabeſken und Brimborien. Merk' auf! Ich bin gekommen, damit du, dein vordem mir gegebenes Wort einlöſend, mich vor aller Welt und in aller Form zu deiner Frau macheſt. Ich will von dir

geheiratet sein, erstens im Interesse des „Werkes“ und zweitens, weil ich erfahren möchte, wie es einer Millionärin zu Muthe sei.“

„Ich bin kein Millionär.“

„Aber der Adoptivsohn und Erbe eines solchen. Ich werde mich vorderhand mit dem Gefühl einer Millionärin in spe begnügen. Auch gefällt mir der Titel einer Frau Monopolräthin für den Anfang ganz gut. Er klingt so sonor, weißt du? Frau Mo-no-pol-Räthin. Es ist, als hörte man euren berühmten Herrn Geheimrath von Krei-Sching pro patria deklamiren.“

„Aber wo bleibt denn da das Princip?“

„Welches?“

„Das Princip der freien Liebe?“

„Das thut man einstweilen unter eine Glasglocke, damit es nicht staubig werde.“

„Und wenn ich nicht will?“

„Wie?“

„Ja, wenn ich nicht will?“

Die Brauen Zerline's zogen sich zusammen,

ſo daß eine tiefe dunkle Falte zwiſchen denſelben entſtand, und zwiſchen ihren Wimpern blitzte wieder das grelle grünliche Leuchten hervor.

Doch das alles verſchwand ſo ſchnell, wie es gekommen. Nur lächelte die junge Dame jetzt nicht mehr.

Den Mann ihr gegenüber mit großen Augen ſtarr anſehend, legte ſie die Spitze des Zeigefingers ihrer rechten Hand an die innere Fläche ihrer weitausgeſpreizten linken, machte mit beiden Händen eine ſeltſame drehende Bewegung und ſprach flüſternd, faſt ziſchend:

»Nitschewo.«

Nur dies eine Wort. Aber dies eine ruſſiſche Wort muſſte bedeutungsſchwer ſein. Der Herr Monopolrath wurde bleich wie das über den Tiſch gebreitete Tuch. Dann ſchoß ihm eine dunkle Röthe gewaltſam in's Geſicht, bis in die Schläfen hinauf, und das Glas Waſſer, welches er gerade hatte zum Munde führen wollen, zit-

terte so in seiner Rechten, daß er es niedersetzen mußte, den Inhalt verschüttend.

Das Gesicht der jungen Dame hatte wieder seinen gewohnten Ausdruck angenommen. Nur wie ein blasser Nachschein der vorhin mit ihren Zügen vorgegangenen Veränderung ringelte sich etwas wie bitterer Sarkasmus um die niedergekrümmten Mundwinkel. Doch auch das war verschwunden, als sie ganz in dem früheren leichten Ton das Gespräch wieder aufnahm mit den Worten: „Siehst du, mein Bester, man muß nie sagen, man wolle nicht, so man doch zum voraus ganz bestimmt weiß, daß man wollen werde."

„Angenommen, ich wollte" —

„Entschuldige, daß ich dich unterbreche. Aber wir kommen leichter und rascher zum Ziele, wenn wir klar, rund und nett sprechen. Von Annahmen kann ja keine Rede sein. Es handelt sich um Thatsachen, d. h. um die eine große Thatsache unserer Heirat."

„Eben darum. Ich kann und darf meinen

Herrn Adoptivpapa nicht verlassen, ohne alles auf's Spiel zu setzen. Wie aber solltest du dich im Hause Porkeles zurechtfinden?"

„Was? Darüber brauchst du dir doch wahrlich keine Sorge zu machen. Als ob ich mich nicht überall zurechtzufinden wüsste! Uebrigens kenn' ich das Haus Porkeles nicht nur von außen, sondern auch im Innern, und weiß ganz genau, wie ich jeden Insassen desselben zu nehmen und wie ich zu jedem mich zu stellen habe."

„Wirklich? Darf ich fragen, woher dir diese Kenntniß gekommen?"

„Das ist gleichgiltig. Genug, ich besitze sie."

„Wohl. Aber wie denkst du dir die Möglichkeit, daß ich dich Knall und Fall in das Haus Porkeles als meine Braut einführe?"

„Ich könnte das getrost deinem eigenen Witz anheimgeben, falls ich nicht leider zur Stunde hätte bemerken müssen, daß die ungewohnte Arbeitsbürde, welche du in letzter Zeit auf dich genommen, diesen deinen Witz etwas

abgeplattet und abgestumpft zu haben scheint. Demzufolge werde ich dir genau angeben, wie alles einzurichten und wie jedes anzufassen sein wird. Ich habe mir das ganze Geschäft — verzeih' die prosaische Bezeichnung für eine so poetische Sache, wie unsere Heirat ist — zurechtgelegt. Morgen mehr davon. Für heute magst du noch wissen, daß meine sämmtlichen Papiere, nicht etwa nur das genfer Doktordiplom, in bester Ordnung sind."

„Amtlich-authentische Papiere?"

„Giltige Papiere, mein Lieber, nicht nur in den blöden Augen von deutschen Beamten, sondern auch in den Augen von russischen Gesandten und Konsuln."

„Du musst das ja wissen."

„Natürlich. Habe sie erprobt, habe es schwarz auf weiß, gestämpelt und besiegelt, daß ich das eheliche einzige Kind des weiland Aaron Zebulunoff" —

„Aaron, sagst du? Das ist gut."

„Nicht wahr? Der Name hat guten Klang im Hauſe Porkeles, gelt? Alſo das eheliche einzige Kind des weiland Aaron Zebulunoff, ſo vor drei Jahren in der Stadt Woroneſch in Rußland das Zeitliche geſegnet hat, und ſeiner Ehefrau Rebekka Danielow, welche ſchon vor längerer Zeit in Abrahams Schoß entrückt worden.“

Damit ſtand ſie auf, that ihren Mantel an und ſetzte den Hut auf. Der Herr Monopolrath war ihr dabei behilflich, wie es ſich für einen Mann von guter Lebensart ſchickte. Er ſchien ſich in die ihm auferlegte Rolle gefunden zu haben.

Fräulein Zerline reichte ihm die Hand zum Abſchied mit den Worten: „Der Zug wird, denk' ich, binnen einer halben Stunde abgehen. Ich finde es aber opportuner — du ſiehſt, ich ſpreche die modernſte Sprache — daß wir nicht in demſelben Wagen die Rückfahrt nach der Stadt machen. Alſo auf Wiederſehen morgen! Ich erwarte dich Vormittags 10 Uhr, Danziger Hof,

drei Treppen, Nr. 87. Sei pünktlich, ich bitte. Wir haben noch gar viel zu beſprechen.“

Sie wandte ſich zum Gehen. Aber an der Thüre blieb ſie ſtehen, kam einen Schritt zurück und ſagte: „Noch eins, caro Giulio. Faſt hätt' ich es vergeſſen. Meine Studien und dann noch die Promotion, eingerechnet den von mir gegebenen ſolennen Doktorſchmaus — ſchade, daß du nicht dabeigeweſen! — haben meinen Vorrath von Kleingeld, ja, und auch von Großgeld erſchöpft. Nun muß ich mir aber ungeſäumt eine Garderobe beſchaffen, wie ſie der Braut des Herrn Baron Aaron von Porkeles junior ziemt. Sei daher ſo freundlich, morgen etliche tauſend Mark mitzubringen, wir wollen beſcheidentlich ſagen fünf- bis ſechstauſend.“

„Beſcheidentlich, in der That! Und wenn es unmöglich wäre?“

„Geh'! Geh'! Ich erinnere mich, dich einmal ſagen gehört zu haben, Napoleon hätte bei ich weiß nicht was für einer Gelegenheit aus-

gerufen: „„Impossible? C'est le mot d'un fou.““

„Du kennſt Herrn von Porkeles senior ſchlecht, wenn du wähnſt, ich könnte nur ſo mir nichts dir nichts aus ſeiner Kaſſe ſchöpfen, handvoll- oder gar armvollweis.“

„Bah! Schreib' es dem Reichsſchlaraffen auf's Konto. Das kann viel vertragen. Uebrigens, ich muß das Geld haben.“

„Für deine Ausſtattung oder aber für das „„Werk““? Ich erkläre dir und zwar ſehr ernſthaft, die Kaſſe meines Herrn Adoptivpapa würde unerbittlich für mich verſchloſſen werden, wenn er auch nur entfernt ahnen könnte, daß ſein Geld beſtimmt wäre, in jenen bodenloſen Schlund geworfen zu werden.“

„Wie du gleich alles tragiſch nimmſt! Du kannſt dich aber beruhigen. Das „Werk“ iſt gar nicht in Frage. Es bedarf unſeres, nämlich des porkeles'ſchen Geldes nicht — vorderhand. Später .... nun, kommt Zeit, kommt Rath. Zunächſt

haben wir es mit unſern eigenen höchſtperſönlichen Angelegenheiten zu thun. Alſo auf morgen! Und vergiß die Moneten nicht.“

Als die Thüre hinter ihr zugegangen, öffnete der Herr Monopolrath den Mund, als wollte er ſeiner theuren Braut einen Wuthſchrei nachſchleudern.

Aber er that es nicht, ſondern ſchenkte ſich ein Glas Waſſer ein, trank es langſam aus und murmelte nur zwiſchen ſeinen weißen Zähnen:

„Vermaledeites“ . . . . .

Was wollte er ſagen? Er behielt es bei ſich. Denn nach „Vermaledeites“ machte er eine lange Pauſe, als ſcheute er ſich, den angefangenen Satz zu vollenden, und fügte dann hinzu „Neſt, dieſes Vafelhude!“

Neunter Zeddel —

welcher den Vorzug hat, der Langweiligkeit, sonst auch „epische Breite“ genannt, nicht bezichtigt werden zu können.

Das Kartenorakel der Küchetyrannin Zipora Rosenthau hatte nicht gelogen.

Es gab bald eine Hochzeit im Hause Porkeles, obzwar nicht gerade die Hochzeit, welche der ehr- und tugendreichen Herdbeherrscherin geschwant hatte.

Der junge Herr Baron führte Fräulein Zerline Zebulunoff, Med. Dr., als seine Gemahlin unter das adoptivväterliche Dach und von da ins Land hinaus, auf die Porkelesburg, welche

inmitten der Felder und Wälder des großen Rittergutes Porkelesau ihre im Geschmacke der Frühgothik „stilvollst“ restaurirten Thürme und Zinnen erhob.

(In Parenthese gesagt, Herr Reichensperger, des deutschen Reichstags Leibgothiker, auf dessen Sklerotika das Weltall als ein riesiger Spitzbogen sich spiegelte, hatte den Plan dazu gemacht, durch die bezügliche Bitte des Herrn Geheimen Kommerzienrathes so geschmeichelt, daß er sich herbeiließ, zeitweilig zu vergessen, es wäre doch eigentlich ein Sakrilegium, wenn ein Mensch, welcher „nur ein Jud“, unter gothischen Spitzgiebeldächern hauste und zu gothischen Spitzbogenfenstern hinaussähe.)

Dort, auf der Porkelesburg, sollte und wollte das junge Paar die Flitterwochen verleben, weil kalendergemäß gerade die Jahreszeit eingetreten war, welche in unserem gemäßigten Klima eine entferntere Aehnlichkeit hat mit dem Frühling, wie er im Buche steht, und eine nähere mit der

Naturwirklichkeit, wie sie um die Weihnacht oder auch um die Ostern bei uns zu sein pflegt.

Beim Wegfahren des Paares wehte eins jener bekannten süßen „Mailüfterl", wie zwar die deutsche Lyrik, nicht aber der deutsche Himmel sie aufzuwenden hat. Herr von Porkeles senior hüllte daher sein „liebes Schwiegertöchterlein", wie der alte Herr Zerline zärtlich nannte, vorsorglich in einen kostbaren Pelzmantel, welchen er zu guter Lezt noch seinen zahlreichen und kostspieligen Brautgeschenken beigelegt hatte.

Wie dankbar, mit was für einer echtkindlichen Zärtlichkeit küsste aber auch dafür das „liebe Schwiegertöchterlein" den „besten aller Papa's" zum Abschied! Es war ordentlich rührend mitanzusehen. Die Busenfee von Fräulein Zipora Rosenthau ging noch am folgenden Tage hoch, als sie begeisterungsvoll auf die Abschiedsscene zurückkam, dem versammelten Gesinde ihre „tiefste Ueberzeugung" kundthuend, daß „mit der unbeschreiblich herzigen jungen Frau Baronin das

Glück ſicherlich wiederum ins Haus Porkeles eingezogen ſei."

Sie fand keinen Widerſpruch oder doch wenigſtens nur einen ſehr mittelbaren. Der alte Gärtner Birnſtiel meinte nämlich: „Es iſt doch kurios, ſo zu ſagen, daß der alte Trottl die junge Frau Baronin ſo wenig leiden kann wie den jungen Herrn Baron."

„Bah," entgegnete Jungfrau Zipora hoch herab, „Sie haben immer ſo kurioſe Einfälle, Birnſtiel. Dem alten Trottl geht es eben nach, daß er draußen unter den Gojim aufgewachſen iſt. Ich will über den Hund ſonſt nichts Böſes ſagen, er iſt ein gutes Thier. Aber als die nicht nur perfekte, ſondern auch jebildete Köchin, die ich bin, erinnere ich mich, mal geleſen zu haben — wenn mir recht iſt, beim langweiligen Göthe aus Weimar oder aber beim entzückenden Heber aus Mizraim — daß weder Menſch noch Vieh die Eindrücke der Kindheit jemalen zu verwinden vermöge. Der Trottl iſt aufgewachſen unter den

Gojim, sag' ich, unsere prächtige junge Frau Baronin aber ist eine Vollbluttochter Israels. Versteht ihr mir?"

Verständnißinniges Kopfnicken rings an der Tafelrunde, d. h. am Gesindetisch. Es war nicht wohlgethan — ein nationalliberaler Politiker würde sagen: es war nicht „opportun" — die nicht nur perfekte, sondern auch jebildete Köchin Zipora Rosenthau nicht verstehen oder gar ihr widersprechen zu wollen. Sie war im Erdgeschoß des Hauses Porkeles eine Macht und wie jede richtig organisirte Macht verfügte sie über einen geheimen Disposition- oder Reptilienfonds, welcher zwar nicht aus Gold, Silber und Banknoten bestand, wohl aber aus allen den Gesinnungsweisern und Ueberzeugungsstärkern, welche Küche und Keller zu liefern vermochten.

Zur gleichen Zeit, wo drunten in der Gesindestube festgestellt wurde, daß mit Zerline Zebulunoff das Glück wieder in das Haus Porkeles eingezogen wäre, ist dies auch droben im Speise-

zimmer der Herrschaft anerkannt worden. Nur mit etwas anderen Ausdrücken.

Der Herr Kommerzienrath saß bei seinem Nachtischkaffee und hielt ein so eben eingelaufenes Telegramm in der Hand, welches er Frau Michle und Gertrud vorgelesen hatte.

Das „liebe Schwiegertöchterlein" hatte darin die glückliche Ankunft des jungen Paares auf der Porkelesburg gemeldet, auch Zeit und Worte gefunden, sein, des lieben Schwiegertöchterleins, „Entzücken über alle die gothische Pracht" des Schlosses, auf welche der alte Herr so stolz war, im Lapidarstil mit Goldschnitt, so zu sagen, zu telegraphiren.

„Wie reizend sie alles zu machen versteht!" bemerkte der Herr vom Hause. „Sogar ein Telegramm wird unter ihrer Hand zu etwas Graziösem. Und wie selbstlos sie in ihrem Glücke ist! Habt ihr die hübsche Wendung am Schlusse bemerkt, womit sie uns empfiehlt, uns ja recht vor Verkältungen zu hüten? Dann noch der

artige Scherz, wenn wir uns trotzdem verkälten ſollten, würde ſie uns zeigen, was es heißen wollte, einen graduirten Doktor der Medicin in der Familie zu haben."

„Das allein," ſagte Frau Michle, „will mir an Zerline nicht recht gefallen, ihre Doktorſchaft."

Und wie entſchuldigend fügte ſie hinzu: „Ich bin eben eine altfränkiſche Frau."

„Ja, liebe Michle, wir Alten haben mitunter Mühe, mit den Jungen einigermaßen ſchrittzuhalten. Aber man muß halt doch mit ſeiner Zeit gehen und die geht mit Dampf, wie der ungeheuer fixe Kerl, der Doktor Zwiebele, zu ſagen pflegt. Beim Zwiebele fällt mir übrigens ein, daß ſelbiger fabelhaft gelehrte Menſch mir vor einigen Tagen mittheilte, es ſei eine hiſtoriſche Thatſache, daß es in den erſten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts zu Würzburg eine Doktorin von unſerem Stamm und Blut gegeben, welche als Augenärztin berühmt geweſen. Folglich iſt die Doktorſchaft unſeres lieben Schwiegertöchter-

leins eigentlich etwas recht Altmodiſches, wenigſtens in Iſrael. Und denkt euch, jene mittelalterliche würzburger Doktorin hat auch Zerline geheißen."

„Das iſt ja recht merkwürdig, Lieber."

„Nicht ſo ſehr, Michle. Du weißt ja, ſchon unſer weiſer Melech Schlomoh hat geſagt: „Neues gibt es gar nicht unter der Sonne.""

„Wohl, wohl. Aber ich bin doch froh, daß Zerline nicht nöthig hat, auf Kundſchaft zu ſehen."

„Das hat ſie allerdings nicht nöthig. Das ginge auch mir gegen den Strich. Es würde ſich für eine Frau Baronin von Porkeles kaum ſchicken, weißt du?"

„Ich meine — aber eine ſo ungelehrte Frau wie ich trifft wohl nicht das Richtige — ich meine, es würde ſich für eine Frau überhaupt nicht recht ſchicken."

„Ja, ſiehſt du, Michle, ich hab' einmal hören ſagen, der große Heid', der Göthe, über welchen

alljährlich ein Dutzend Bücher wird geschrieben, hätte gesagt: „„Eines schickt sich nicht für alle.““ Ich will dir daher zugeben, daß ich unser Veilchen da mir auch gar nicht könnte vorstellen als Medicinerin.“

Frau Michle warf ihrem Eheherrn einen innig dankbaren Blick zu, weil er Gertrud-Veilchen „unser“ Veilchen genannt hatte.

Der Herr Kommerzienrath war übrigens dazu nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet. Als die Frage der Heirat des jungen Herrn Baron mit Zerline Zebulunoff zur Entscheidung vorgelegen, hatte Frau Michle darauf gedrungen und hatte es durchgesetzt, daß Gertrud in aller Form Rechtens als Tochter des Hauses an- und aufgenommen wurde.

Der alte Herr Baron hatte zwar hierbei noch einmal die Wünschbarkeit eines Glaubenswechsels vonseiten des jungen Mädchens auf's Tapet gebracht, hatte jedoch die Sache fallen lassen auf Bitten seiner Frau, gegen welche er seit dem

Tode des Sohnes sehr nachgiebig geworden. Er war auch ein zu guter Geschäftsmann, als daß er nicht eingesehen hätte, es wäre rathsam, gerade jetzt, bei Gelegenheit der Heirat seines Adoptivsohns, die Zukunft Veilchens in aller Form sicherzustellen. Das hatte er dann auch wirklich gethan mittels förmlicher Adoption. Um so bereitwilliger, als der „theure Aaronleben" mit lebhaft kundgegebener Beeiferung seine Zustimmung gegeben, was den „besten Papa" bewogen, seiner Ehehälfte einen Lobpsalm auf Aarons Großmuth und Uneigenützigkeit vorzusingen. Uebrigens hatte der alte Herr Gertrud allmälig wirklich väterlich liebgewonnen. Das Wesen des sanften, stillen Mädchens zwar blieb ihm fremd, aber er erkannte doch das tiefe Leid, womit Veilchen um den todten Vetter trauerte, und er anerkannte auch, daß seine gute Michle eigentlich doch nur um ihrer Adoptivtochter willen noch leben mochte. Freilich, vor der blendenden, überwältigenden Erscheinung Zerline's, welche binnen wenigen Tagen,

ja binnen wenigen Stunden die vollständige Eroberung des alten Herrn gemacht hatte, mußte Veilchen bescheiden zurücktreten wie — nun ja wie eben das Veilchen vor einer Tulpenkönigin von Harlem. Aber es war doch — der Herr Kommerzienrath machte sich das allerdings nicht klar — in dem bescheidenen Veilchen ein etwas, nenne man es Seelenduft oder sonstwie, was der farbenglühenden Tulpenkönigin fehlte.

Also er könnte sich Gertrud nicht als Medicinerin vorstellen, meinte ihr Adoptivvater.

„Oh, Papa, ich kann es auch nicht," sagte Gertrud. „Dazu muß man viel mehr Geist, Talent und Muth haben, als ich besitze. Vom Wissen erst gar nicht zu reden. Unsere Zerline ist eben ein außerordentliches Wesen. Alles, was sie anfasst, muß ihr glücken. Wie prächtig spricht sie französisch und englisch! Die Literatur hat sie nur so am Schnürchen. Seit ich sie Klavier spielen gehört, weiß ich erst, was für eine Stümperin ich bin. Aber sie war so freundlich, mir

zu verſprechen, daß ſie mir in allem nachhelfen wolle.“

„Hör', Veilchen,“ bemerkte wohlgefällig der Herr Kommerzienrath, „es iſt brav und lieb von dir, die großen Vorzüge deiner Schwägerin ſo offen und ſo neidlos anzuerkennen. Ueberhaupt wollen wir alle recht gut und treu mitſammen ſein. Sind wir das, ſo dürfen wir noch glückliche Tage hoffen. Jetzt aber will ich eilends die liebenswürdige Depeſche unſerer Zerline beantworten.“

Als er das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte Frau Michle: „Der gute Papa! Er hofft noch glückliche Tage. Möchte er ſie erleben!“

„Und du mit ihm, liebe Mutter.“

„Ich?“ entgegnete Frau Michle mit trübem Lächeln.

Sie verſank in Nachdenken, während Gertrud geräuſchlos das Kaffeegeſchirre zum Wegtragen zuſammenſtellte.

Nach einer Weile ſagte die Kommerzienräthin:

„Es. iſt ſeltſam. Oder iſt es nicht ſeltſam, Kind?“

„Was, Mutter?“

„Daß Zerline meinen armen Arthur, der in Gott ruhen möge, gekannt hat. Dazumal, als ſie in Leipzig ſtudirte, bevor ſie nach Bern und Genf ging. Und doch hat Arthur, der mir doch ſonſt alles mittheilte und mir von allen ſeinen Freunden und Bekannten erzählte, kein Wort von dieſer Bekanntſchaft verlauten laſſen.“

„Mein armer Vetter hatte ſo viele, ſo ſehr viele Bekannte, daß er wohl dieſe eine Bekanntſchaft vergeſſen haben kann.“

„Nein, nein, Veilchen. Vergißt man eine Erſcheinung wie die Zerline's? Gewiß nicht. Warum erwähnte Arthur ihrer nicht? Ich vermag es nicht zu errathen. Aber es iſt ſeltſam.“

Zehnter Zeddel —

dessen Inhalt von Eigenheiten, von Besuchen, von Exemplaren, von schreckhaften Eindrücken und schließlich von dem Tod eines Hundes handelt.

Mochte die gute Frau Michle den beregten Umstand „seltsam“ oder auch dies und jenes im Gebaren der Adoptivschwiegertochter fremdartig finden, fraglos schien doch Glück und Behagen mit Zerline wieder in's Haus Porkeles gekommen zu sein.

Die ganze Familie verbrachte den Sommer auf der Porkelesburg und kehrte erst nach eingetretenen Herbststürmen in die Stadt zurück. Alle waren der jungen Frau Baronin dankbar. Sie

war auf dem Lande die Liebenswürdigkeit ſelber geweſen, ſie fuhr in der Stadt fort, es zu ſein. Jedem wuſſte ſie ſich angenehm zu machen. Mit dem alten Herrn neckte ſie ſich ſo reizend, daß er ſcherzend erklärte, er ſtände ſehr in Gefahr, in ſein „allerliebſtes Schnürchen“ ſich zu verlieben. Mit Gertrud muſicirte ſie, ohne ihre weit bedeutendere Kunſtfertigkeit in einer Weiſe geltend zu machen, welche für das junge Mädchen irgendetwas Demüthigendes hätte haben können. Mit Frau Michle plauderte ſie „gemüthlich“, d. h. ſie hatte unſchwer gemerkt, daß der „guten Schwiegermama“ das Herz aufginge, wenn man vom „ſeligen Arthur“ redete, und ſo brachte ſie das Geſpräch immer und immer wieder auf dieſen unerſchöpflichen Gegenſtand. Was ihr Verhältniß zu dem Herrn Monopolrath betraf, ſo ſtellte ſich daſſelbe dar als „eine wahrhaftig im Himmel geſchloſſene Ehe,“ wie Fräulein Zipora Roſenthau emphatiſch zu erklären bei keiner Gelegenheit unterließ. Porkeles sen. neckte mit-

unter ſeinen Aaronleben, ſelbiger wäre ein Pantoffelheld von der ſtrikten Obſervanz. Aber wenn Porkeles jun. die Bürde dieſer Heldenſchaft ſo leicht fand, wie es den Anſchein hatte, wer hatte ſich darum zu kümmern?

Selbſtverſtändlich war es nur billig, daß man gewiſſen Eigenheiten der Frau Monopolräthin, welche ein graduirter Doktor der Medicin war, bereitwillig Rechnung trug.

Zerline hatte erklärt, ſie wäre wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung ſo gewohnt, daß ſie ſich ein Daſein ohne ſolche gar nicht zu denken vermöchte. Demzufolge hatte man es ganz in der Ordnung gefunden, daß ſie ſich in dem weiten, mit verſchwendriſchem Luxus für das junge Paar eingerichteten Obergeſchoß des Hauſes ein großes Studirzimmer auswählte und zurechtmachen ließ. Sie füllte daſſelbe mit Büchern, mit phyſikaliſchen Inſtrumenten und phyſiologiſchen Apparaten. Sie verbrachte dort manche Stunde des Tages und der Nacht. Ganz offen geſtand ſie, ſolche ſtille

Stunden einſamer Forſchung wären ihr unendlich viel lieber als alle die ſogenannten Zerſtreuungen und Vergnügungen, Theater, Koncerte, Bälle, Viſiten, Geſellſchaften. An alledem und alledieſem betheiligte ſie ſich nur, ſoweit Porkeles sen. und Porkeles jun. es wünſchten. Von dem Aufſehen, das ihre Glanzerſcheinung überall, wohin ſie kam, erregte, ſchien ſie gar keine Notiz zu nehmen. Auch war ſie jedesmal ſichtbarlich froh, wann ſie wieder für etliche Zeit einer ihrer „Pflichten gegen die Geſellſchaft" Genüge gethan hatte.

Dagegen empfing ſie gern Beſuche, namentlich landsmänniſche und auch landsfräuliche. Es reiſ'ten ſo viele Ruſſen und Ruſſinnen durch, verſchiedene hielten ſich auch wohl ſtudirenshalber für kürzere oder längere Zeit in der Stadt auf. Unter den Beſuchern waren blutjunge Studenten, aber auch graubärtige Männer und weißhaarige Greiſe, unter den Beſucherinnen angealterte Mädchen und korpulente Frauen. Der Anzug ließ mitunter Verſchiedenes zu wünſchen übrig. In

die vorwiegend moskowitiſche Schar der Beſucher war dann und wann wohl auch ein Deutſcher, ein Franzos, ein Engländer oder ſonſt einer vom „verfaulten Weſten“ eingeſprenkelt. Natürlich waren alle dieſe Beſuche „rein wiſſenſchaftliche“. Die Frau Monopolräthin pflegte dieſelben in ihrem Studirzimmer zu empfangen, um dieſes oder jenes „Problem“ mit ihnen zu verhandeln. Nachher plauderte Zerline im Familienkreiſe harmlos über dieſe „abſonderlichen Exemplare von Menſchenkindern“, wie ſie dieſelben nannte, nicht ohne ſich über dieſes oder jenes „Exemplar“ munter-ſatiriſch auszulaſſen.

Herr von Porkeles jun. ſtand ihr in dieſem Geſchäfte redlich bei, Herr von Porkeles sen. lachte herzlich und Frau Michle machte wenigſtens den Verſuch, zu lächeln. Gertrud Veilchen jedoch brachte es nicht mehr dazu, ſeit ſie neulich Abends zwei dieſer Fremden, einem jungen Mann und einer ältlichen Dame, welche mitſammen die Treppe heraufkamen, begegnet und durch die

seltsam spähenden, kecken, um nicht zu sagen frechen Blicke, womit die Beiden sie gemustert hatten, erschreckt worden war.

Infolge einer jener wunderlichen Gedankenverbindungen, worüber man sich keine Rechenschaft zu geben vermag, hatte sich Gertrud in demselben Augenblick eines andern schreckhaften Eindrucks erinnert, welcher ihr, manche Woche zuvor, im Park der Porkelesburg geworden war.

Sie hatte dort auf einer Bank ein Buch in schwefelgelbem Umschlag gefunden, welches sie Tags zuvor in den Händen Zerline's gesehen und das demzufolge von dieser im Parke liegen gelassen sein musste. Sie nahm das ihr unbekannte Buch, welches den Titel wies: „Nana, par Emile Zola", zur Hand, um es der Eigenthümerin zurückzubringen, und blätterte im Gehen darin.

Plötzlich fuhr sie zusammen und blieb eine Sekunde stehen wie angewurzelt. Ein brennendes Roth färbte ihre zarten Wangen. Mit einer Gebärde des Abscheu's schlug sie das Buch zu,

wandte sich, ging zurück, warf das schwefelgelbe Ding auf die Bank hin, eilte zu einem nahebei plätschernden Springbrunnen und tauchte ihre beiden Hände in die Schale desselben, als gälte es, sich von einer häßlichen Beschmutzung zu reinigen.

Sie hatte nicht den Muth gefunden, ihrer „Schwägerin" von diesem Geschehniß zu sprechen. Aber instinktmäßig hatte sie von da an vermieden, die literaturkundige Frau Monopolräthin in literarischen Sachen um Rath zu fragen. Gertrud war ja keine geübte Denkerin, keine geschulte Logikerin. Sie hatte nie daran gedacht, den zwischen Zerline und ihr selbst bestehenden Gegensatz sich klarzumachen. Allein seit sie in jenes von Zerline im Parke liegen gelassene Buch geblickt und seit ihrer Begegnung mit den beiden Fremden auf der Treppe hatte sie das Gefühl dieses Gegensatzes.

Gertrud empfand, daß etwas Fremdes zwischen ihr und der glänzenden „Schwägerin" stände,

und dieſes Fremde gewann beſtimmtere Umriſſe infolge eines für das junge Mädchen ſehr ſchmerzlichen Ereigniſſes.

Das war der Tod des alten Trottl, welcher die Abneigung, die er gegen Porkeles jun. hegte, ſo auffällig auch auf die Porkeleſſa übergetragen hatte, vom erſten Erſcheinen derſelben im Hauſe Porkeles an. Zwar beknurrte er die Dame nicht, geſchweige daß er ihr die Zähne gewieſen hätte. Er duldete es ſogar, wenn ihm Zerline ſchönthat und ihm den grauen Kopf ſtreichelte. Aber hierbei zeigte er eine unverkennbare Duldermiene und ſah, mit hängendem Schweife daſtehend, ſeine geliebte Herrin an, als wollte er ſagen: „Ich laſſ' es mir nur um deiner willen gefallen und es wird mir ſchwer genug.“

Eines trüben Nachmittags im November ſaß Gertrud in ihrem Zimmer vor dem großen Haushaltsbuch, um den Rechnungsabſchluß für den letzten Monat ins Reine zu bringen, als es draußen in der leiſen und, ſo zu ſagen, gebildeten

Weise an der Thüre kratzte, womit der alte Trottl seine Herrin um Einlaß zu bitten pflegte.

Sie stand auf und öffnete die Thüre.

Der Hund kam herein, aber nicht wie sonst mit einem freudigen Sprung, nein, mühsälig, auf seinen Beinen schwankend, taumelnd.

So schleppte er sich durch das Zimmer bis zu dem Teppich vor Gertruds Schreibtisch, brach zusammen, sah aus gebrochenen Augen das erschrocken ihm zur Hilfe eilende Mädchen noch einmal zärtlich an, stieß, während ein krampfhaftes Zucken über seinen ganzen Körper hinlief, ein leises Aechzen aus und verschied.

Er hatte zu den Füßen seiner Herrin sterben wollen.

Gertrud hatte sich liebkosend zu dem sterbenden Thiere niedergebeugt. Jetzt sich wieder aufrichtend, stieß sie einen Ruf der Angst und des Schmerzes aus und gewahrte, sich umwendend, daß Zerline ins Zimmer getreten war.

„Mein armer Trottl! Mein armer guter

treuer Trottl!“ jammerte Gertrud und ihre Thränen ſtrömten.

Die Frau Monopolräthin ihrerſeits betrachtete das todte Thier mit ruhigem, mit ſo zu ſagen wiſſenſchaftlichem Blicke.

„Todt?“ ſagte ſie kühlen Tones. „Richtig, mauſe- oder vielmehr hundetodt. Nun, er war ja alt genug. Aber ſag' mir doch, Veilchen, wie iſt er krepirt?“

Das war ja ganz korrekt geſprochen, aber doch traf das rohe Wort Gertrud wie ein Schlag.

„Er ſtarb, mein guter armer Trottl,“ ſchluchzte ſie; „er ſtarb —“

„Nun ja, das ſeh' ich wohl; aber wie?“

„Ich weiß nicht — es kam ſo plötzlich —“

„Hat er gezuckt? Hat er geächzt?“

Der armen Gertrud thaten dieſe „mit wiſſenſchaftlicher Kaltblütigkeit“ geſtellten Fragen ſehr weh.

„Ich glaube, daß er es gethan. Aber er sah mich noch einmal an, so gut, so treu —"

„Du bist sehr impressionabel, liebes Kind. Man sieht wohl, du hast nie einer Vivisektion angewohnt."

„Nein, Gott sei Dank!" rief Gertrud schaudernd aus.

„Warum nicht gar? Du glaubst gar nicht, wie sehr Demonstrationen und Uebungen am Vivisektionstisch die Nerven stärken und stählen. Der Köter da hätte der Wissenschaft auch etwas nützen können, so man ihn bei seinen Lebzeiten secirte. Weil du das aber wohl nicht zugelassen hättest, will ich jetzt wenigstens den todten seciren. Man lernt immer etwas dabei."

„Nein! Nie! Nie!" rief Gertrud aus, indem sie sich schützend vor den todten Trottl stellte, während aus ihren verweinten Augen ein heller Zornblitz brach.

„Bah, rege dich doch nicht so auf, cara mia, um nichts und wieder nichts. Ich weiß ja schon,

wie dein todter Liebling inwendig aussieht, im allgemeinen. Im besonderen freilich hätte mich interessirt — doch das verstehst du nicht. Uebrigens jeder und jede nach seinem und ihrem Geschmack. Kommst du mit ins Koncert?“

„Nein, ich bin nicht in der Stimmung, Musik zu hören. Bitte, entschuldige mich beim Papa.“

„Gern. Aber es ist Zeit, daß ich Toilette mache. Ce cher papa hält darauf, mir den Genuß klassischer Musik zu verschaffen. Bach und Beethoven, Beethoven und Bach — furchtbar klassisch! Man könnte darüber vor Langeweile auswachsen wie eine Kartoffel im Frühjahr, meinst du nicht? Doch ich vergesse, daß du als eingefleischte Deutschin einen ungeheuren Respekt vor eurer literarischen und musikalischen Klassik hast, deren Sublimität wir andern armen Sterblichen natürlich nicht zu begreifen, sondern nur zu begähnen vermögen. Nichts für ungut, Liebchen. Adieu!“

Gertrud hatte ein Gefühl von Erleichterung,

als Zerline weggegangen. Sie vergewisserte sich, daß ihr langjähriger Lebensgefährte wirklich und unwiederbringlich todt wäre. Dann ging sie, um den alten Gärtner Birnstiel, welcher ihr immer große Anhänglichkeit bezeigt hatte, in seinem im Hintergrunde des Gartens gelegenen Häuschen aufzusuchen.

Es galt, den todten Trottl heimlich zu bestatten, als ob Gertrud noch immer ein Attentat vonseiten des Secirmessers der Frau Doktor-Monopolräthin besorgt hätte.

Im Zwielicht grub der alte Gärtner in einem fernen Winkel des Gartens inmitten dichten Buschwerkes dem alten Trottl das Grab. Nur eine Trauernde stand an dem darüber aufgeworfenen kleinen Hügel. Aber es war eine, die so recht von Herzen trauerte.

Am späteren Abend war in der Gesindestube Trottls Tod noch „das Ereigniß des Tages", worüber Fräulein Zipora Rosenthau mit gewohnter Autorität sich ausließ. Der alte Gärtner

ſchwieg dazu. Aber eine der „Jungfern“ hatte ihn geſehen, als er in der Dämmerung mit dem in ein Tuch gehüllten Leichnam die Hintertreppe heruntergekommen.

„Wo haben Sie denn das arme Ding hingethan, Birnſtiel?“ fragte die Herdbeherrſcherin.

„Hab's weggeſchafft.“

Dabei ließ es der als wortkarg bekannte Gärtner bewenden.

„Was Sie ſind für ein Geheimnißkrämer, Birnſtiel!“ bemerkte Fräulein Zipora miſſbilligend. „Und von wegen eines todten Hundes! Nun ja, ein guter Kerl war er ſchon, der alte Trottl. Mir auch recht zugethan. Natürlich wuſſte er wohl, warum. Uebrigens war es ſchon ſeit ein paar Tagen nicht mehr richtig mit ihm. Wollte nicht mehr freſſen, der arme Kerl. Aber das muß man ſagen, unſere junge Frau Baronin, über welcher ſei der Segen Jakobs, hat ſich gegen den Trottl, obgleich er ſie dummer Weiſe nicht recht leiden konnte, immer ſehr menſchen-

freundlich und leutselig betragen. So ist sie halt, wisst ihr? Gut gegen Mensch und Vieh. Mit eigenen Augen hab' ich gesehen, wie sie heute Nachmittag, als der kranke Trottl mühsam die Treppe hinanstieg, um zu Fräulein Veilchens Zimmer zu gelangen, wo er — es ist so rührend, daß man schier darüber weinen könnte — sterben wollte, wie es scheint, ja, da hab' ich gesehen, wie unsere Frau Baronin, die gerade herabkam, den Köter streichelte, der sich, wie immer, nur unwillig dazu hergab, und wie sie ihm zur Stärkung ihr eigenes Riechflacon unter die Nase hielt. So ist sie! Die Herzensgüte selbst! Eine liebe Frau, nicht wahr?"

„Eine sehr liebe Frau!" lautete es im Chorus. Nur der alte Gärtner stimmte nicht ein, aber sein Schweigen wurde kaum bemerkt.

In der Nacht fiel ein hoher Schnee, unter dessen weißer Decke auch das frische Grab des alten Trottl verschwand, wie so vieles andere. Am folgenden Tage war, wenn wir Gertrud-

Veilchen ausnehmen, der todte Hund im Hause Porkeles faſt ſchon ſo vergeſſen, als wäre er ein Menſch geweſen.

Elfter Zeddel —

welcher vermeldet, daß und wie ein geräuſchvoll angehobener Schwindel ſtill verkrachte.

„Zufriedenheit ist mein Vergnügen!“ — sang früher der Deutsche so häufig und gern, daß ein Spötter dieses Lied einmal die deutsche Marseillaise genannt hat. Sie ist jetzt längst ausgesungen, verklungen, verschollen, so daß die jüngeren Generationen wohl gar nichts mehr davon wissen. Aber auch für ältere und alte Leute ist die „Zufriedenheit“ kein rechtes „Vergnügen“ mehr, sondern zumeist nur noch eines jener „schönen Wesen aus dem Fabelland“, welche in unserer realisti-

ſchen und poſitiviſtiſchen Millionendiebezeit nicht mehr umzugehen wagen.

Auch Herr von Porkeles sen. verſpürte neuerdings Anwandelungen vom Mangel an Zufriedenheit.

Erſtlich bemühte es den „beſten Papa“, daß noch kein Hoffnungsmerkmal der Fortpflanzung des Stammes Porkeles zum Vorſchein kommen wollte. Zweitens beunruhigte es ihn, daß eine Ausſicht, die erſehnte „Excellenz“ vor dem Namen Porkeles zu erblicken, noch immer nicht ſich aufthun wollte.

Mit der Carrière des „theuren Aaronleben“ ging es nämlich merkwürdiger Weiſe lange nicht ſo raſch, wie die Herren von Porkeles sen und jun. erwarten zu dürfen ſich berechtigt glaubten. Oder vielmehr es ging gar nicht. Der Herr Monopolrath blieb Monopolrath, wie auch die Percentloſigkeit des Reichsſchlaraffen eine durch keine Kunſt finanzpolitiſcher Zahlengruppirung umzuſtoßende Thatſache blieb.

Faſt unglaublich das! Denn die ſo wundervoll zuſammengeſetzte Redaktion der Zeitſchrift arbeitete hochdruckſam mit zeitgemäßeſtem Dampf und Dunſt. Auch ſprang ihr der Herr Monopolrath-Direktor häufig mit genialen Aus- und Einfällen bei. Er hatte den liberalen Blättern, namentlich den bekanntlich „verkappt-republikaniſchen“ des Fortſchritts, ihre Kniffe und Pfiffe gründlich abgeguckt und ſuchte ſie zu überkneifen und zu überpfeifen. Wenn z. B. ein Fortſchrittsblatt die erſtaunende Mittheilung brachte, der „Dichterfürſt“, welcher die „Dorfgeſchichten“ erfunden, hätte am Hofderwiſch Iſtocky das Herz gebrochen, ſo brachte der Reichsſchlaraff poſtwendend die noch erſtaunendere Meldung, ſein Dichterfürſt, welcher die „Reſtgeſchichten“ erfunden, Allwin vom Schneckenhorn, hätte am Eulogius Immerſprichter den Magen verrenkt. Bekanntlich haben die „verkappt-republikaniſchen“ Fortſchrittsblätter die Gepflogenheit, auf ihrer erſten Seite einen oppoſitionellen Leitartikel zu bringen und auf der zweiten

oder dritten verſchiedene höfiſche Schweifwedelartikelchen. Der Reichsſchlaraff drehte den Stil um. Er brachte zum Eingang immer einen vierdimenſionalen Schweifwedelartikel und hintennach etliche der Oppoſition opponirende Artikelchen, in welchen Doktor Zwiebele den Knoblauch nicht ſparte. Wann die Sehnſucht nach der „Excellenz“ in dem Herrn Monopolrath gerade recht ſtark ſich regte, verfaſſte er den Schweifwedelartikel höchſteigenhändig. Allein die Frau Monopolräthin bemerkte mit jener ſpöttiſchen Ueberlegenheit, welche ſie unter vier Augen ihrem Herrn Gemahl gegenüber immer behauptete, es fehlte ihm zur wirkſamen Schweifwedelei der rechte Schick und Schwick. „Schade,“ ſetzte ſie hinzu, „daß der Hintertreppenrath Louis Tailleur nicht mehr lebt. Du hätteſt bei ihm ein Privatiſſimum über tiefere Speichelleckerei hören müſſen.“

Zerline unterzog die Leiſtungen des Reichsſchlaraffen auch unter mehr als vier Augen einer ſcharfen Kritik und die Berechtigung derſelben

wurde durch den Erfolg, d. h. Nichterfolg der Zeitschrift leider keineswegs lügengestraft. Natürlich lag die Schuld dieses Misserfolgs nur auf seiten der Nation, welche noch lange nicht genug „entwickelt“ war, um das publicistische Rathen und Thaten von Zwiebele u. Komp. werthen und würdigen zu können. Es waltete ein eigener Unstern über dem so glänzend, verheißungsvoll, so zu sagen trompeten- und paukenhaft begonnenen Unternehmen. Selbst die sociologischesten Vorschläge fanden keine Beachtung, sogar die genialsten Anläufe gelangten nicht an's Ziel.

Der Herr Reichskanzler hatte bekanntlich bei Gelegenheit das Flügelwort fliegen lassen, unter Umständen könnte es sich sehr empfehlen, Reichsregierung und Reichstag aus der Umklammerung des bösen berliner „Fortschrittsringes“ loszulösen und den ganzen Reichsapparat von der Spree hinweg- und sonst irgendwohin zu verlegen. Das begeisterte den Reichsschlaraffen zur Anfertigung

der großen Artikelserie „Schöppenstädt oder Schilda oder Krähwinkel oder Kuhschnappel als Reichshauptstadt?“ Der Herr Monopolrath selber lieferte die Inspiration zu dieser Arbeit, woran sämmtliche Mitglieder der Redaktion ihre besten Kräfte wandten und welche demzufolge als ein klassisches Seitenstück zur reichsschlaraffischen Biermonopolfragelösung sich darstellte. Die Eigenschaften und beziehungsweisen Vorzüge der vier genannten berühmten Oertlichkeiten wurden geographisch, topographisch, klimatisch, volkswirthschaftlich, sanitarisch, politisch, strategisch und ästhetisch genau erörtert und genauest gegen einander abgewogen. Auch war aus vier beigefügten, sauber gezeichneten und malerisch kolorirten Plänen zu ersehen, allwie sich ein jeglicher der vier Orte als Reichshauptstadt der Zukunft ausnehmen würde. Der Reichsschlaraff ließ bescheiden durchblicken, daß nach seiner unmaßgeblichen Meinung bei obwaltendem embarras de richesses vielleicht Krähwinkel, als „dem deutschen Gemüth so altvertraut

und heimelig", den Vorzug verdienen möchte. Doch blieb selbstverständlich die wirkliche Ortswahl der unbeirrbaren Weisheit des leitenden Staatsmanns anheimgestellt.

Man hätte erwarten dürfen, daß einer solchen Leistung an hoher, höherer und höchster Stelle die gebührende Berücksichtigung und Anerkennung zutheil geworden wäre. Aber der bereits signalisirte Unstern ließ das nicht zu. Es kam kein Titel, es erfolgte kein Orden, es erging nicht einmal eine simple „Belobigung". Von linksher kamen allerdings verschiedene gute schlechte Witze über die gelungene Reichshauptstadtfindung. Aber was von rechtsher erfolgte, beschränkte sich darauf, daß in einem der zwischen dem Ober- und dem Unterbaum gelegenen Sümpfe ein großes Krokodil seine „freiwillig gouvernementale" Stimme erhob, um urbi et orbi bekanntzugeben, der leitende Staatsmann hätte achselzuckend geäußert: „Da sieht mal man wieder, daß die Deutschen keinen Spaß verstehen und nicht wissen, ein geflügeltes Wort höre

»auf, ein solches zu sein, so man ihm bleierne Flügel ansetzt.“

Auch andere Versuche des Reichsschlaraffen, die öffentliche Meinung zu stimmen oder gar zu machen, schlugen fehl oder in das Gegentheil von dem um, was sie bezweckten. Umsonst spielte Nathanael Nelkenduft auf seinem Humanitätsdudelsack die rührendsten Weisen zu Gunsten der „verirrten Brüder“ und der „verirrteren Schwestern“. Man musste — wenigstens musste das die Minderzahl, bei welcher Verstand und Urtheil sind — das süße Gedusel und Gedudel doch nachgerade sattbekommen in einer Zeit, allwo die infolge einer gehirnweichen Philanthropie gemachten gesetzgeberischen Dummheiten ihre verheerenden Wirkungen immer augenscheinlicher äußerten, Pflichtbewusstsein, Rechtssinn und Verantwortlichkeitsgefühl einer vollständigen Abstumpfung nahewaren und die Leute es ganz in der Ordnung fanden, nur noch mit einem gleichgiltigen Achselzucken auf jede Art von Lug und Trug, Laster

und Verbrechen, Frevel und Schande hinzublicken.

Bei Gelegenheit eines jener Börsenkrache, welche ja schon zu ganz gewohnten Vorkommnissen geworden sind, hatte sich Garrulus Pflnder hingesetzt, um zur Verherrlichung der neuen Wirthschaftspolitik des leitenden Staatsmanns das manchesterliche „Laissez faire, laissez passer!“ in Grund und Boden zu schmettern. Er wollte der Welt einmal zeigen, wie der Schwache gegen den Starken geschützt, wie die Sklavin Arbeit vom Despoten Kapital emancipirt werden sollte und müsste. Leider begegnete ihm hierbei ganz Absonderliches, etwas, worüber später sein Kollege Schwarbelius Magenlob als über ein pathologisches Phänomen eine sehr sensationelle Abhandlung veröffentlichte. Nämlich, in der Hitze seiner Untersuchungen und Beweisführungen schlug sich dem großen Garrulo die inwendige Manchesterei wieder auf die Außenhaut, als freihändlerischer Friesel, so zu sagen, und demzufolge ward ihm

er wuſſte nicht wie, ſei es von einem Gott ſei es von einem Dämon, die Feder ſo geführt, daß ſein Eſſay in eine Verherrlichung des Großkapitals, des Börſenſpiels und des Millionendiebſtahls auslief. Als der leitende Staatsmann bei einem ſeiner parlamentariſchen Diners von dieſer neueſten im Reichsſchlaraffen verübten Pfluderei hörte, ſagte er lachend: „Liberalismum expellas furca, tamen usque recurret.“

Es war, menſchlich angeſehen, begreiflich und verzeihlich, daß der Herr Monopolrath an den Inſaſſen der ihm verſchloſſen gebliebenen „Pagode“ gelegentlich ſich zu rächen ſuchte. Der Reichsſchlaraff tiſchte demnach die „Wunderbarliche Hiſtoria vom Magiſter Minimus Mückenſeiher“ auf, allworin die Heldenthaten der Göthe-Philologen und „verwandter Arten“ mehr oder weniger witzig erzählt wurden. Es war unter anderem darin geſagt, der Famulus Eckermann-Wagner hätte eines Tages in einer Phiole — der Sage nach in derſelben Phiole, in welcher

vordem der bekannte Homunkulus „komponirt“, „verlutirt“ und „kohobirt“ worden — etwas Körperloſes, Ungreifbares und Unnennbares vom Altmeiſter aufgefangen, verſpündet, verſiegelt und als eine unſchätzbar köſtliche Reliquie der Nachwelt vermacht. Dieſe Reliquie ſei infolge eines Beſchluſſes der Akademie von Fartcatcherlingen einem gewiegteſten Götheforſcher, nämlich dem weltberühmten Magiſter Minimus Mückenſeiher, zur Unterſuchung, Analyſirung und Feſtſtellung ihrer Authenticität übergeben worden. Seit Jahren ſchon wäre der beſagte Gelehrte bemüht, ſeine große Aufgabe zu löſen, und Wiſſende wollten behaupten, das Manuſkript, worin er die Reſultate ſeiner Forſchungen und Findungen niedergelegt, ohne jedoch ſchon zum Abſchluß gelangt zu ſein, hätte bereits ein Gewicht von etlichen fünfzig Kilo erreicht. Unſer hochverdienter Geheimer Hofrath Profeſſor Dr. Fulgentius Mausöhrle glaubte nun, in dem Magiſter Minimus ſein Ebenbild erkennen zu müſſen, fand dadurch ſeine perſönliche wie

seine amtliche Würde höchlich gekränkt und reichte eine Strafanklage ein, wurde jedoch damit abgewiesen, weil die Gerichte mit Strafanklagen wegen Bismarcksbeleidigung so überhäuft wären, daß sie zur Erledigung anderer schlechterdings keine Zeit hätten. Darauf brachte Mausöhrle die gesammte Göthe-Philologie bis herab zum letzten Kollationator nebst allen „verwandten Arten" gegen den Reichsschlaraffen in Harnisch und da war kein gelehrter oder gelehrtthuender Streber im weiten deutschen Reiche, der nicht bereit gewesen wäre, das kümmerliche Lichtstümpchen seines Wissens und Könnens zur Verbrennung der Zeitschrift herzugeben. Selbige wurde des Unpatriotismus bezichtigt, ja geradezu des Vaterlandsverrathes angeklagt, sintemalen im Kredo des orthodoxen Deutschthums die Unfehlbarkeit des Gelehrtendünkels ein Dogma wäre, welches nur frechste Ketzer anzweifeln könnten.

Als Entgegnung auf diese Zulage des Unpatriotismus und Vaterlandsverrathes druckte der

Reichsſchlaraff etliche Dutzende von jenen in Knechtſchaffenheit erſterbenden Bedientenepiſteln und Bettelbriefen ab, welche vonſeiten einer ganzen Reihe von deutſchen Gelehrten und Literaten an den verſtoſſenen Verhuellius Naſo, ſonſt auch Napoleon der Dritte genannt, gerichtet worden waren. Dazumal, als derſelbe noch in den Tuilerien thronte. Das hieß aber erſt ſo recht — fiſchartiſch zu reden — in die „Hurnaußnäſter, in das Brämengeſchwürm und Wäſpengetöß“ ſtechen. Jetzt war der Reichsſchlaraff „gerichtet“, geradezu verfemt, in die Acht- und Aberacht erklärt. Denn die Menſchen im allgemeinen, wie die Gelehrten und Literaten im beſonderen, verzeihen bekanntlich die eigenen Sünden ihren lieben Mitmenſchen niemals.

Ein ganz böſer Streich paſſirte der Zeitſchrift auch bei Gelegenheit eines von ihr auf die deutſch-ruſſiſche Freundſchaft angeſtimmten Lobgeſangs. Drüben an der Seine hatten wieder einmal ein paar Boulevardiers, welche nichts

Besseres zu thun wussten, ihre Mäuler aufgethan, um das ab- und umgestandene chauvinistische „A Berlin! A Berlin!“ herzubrüllen. Mit der Variation, daß „la grande nation“ der Bundesgenossenschaft des heiligen Russlands gegen die „teutonischen Barbaren“ jetzo ganz sicher sei. Nun wollte sich der Reichsschlaraff auch einmal so recht im Vollglanz eines „freiwillig gouvernementalen“ Organs sehen lassen. Er ließ die katheder-socialistische und staatskommunistische Umwälzung der inneren Politik, womit er sich sonst vorzugsweise beschäftigte, einstweilen auf sich beruhen, gab sich das Aus- und Ansehen, als wäre ein Fernsprecherstrang aus dem Kanzlerkabinett in der Wilhelmstraße direkt und eigens in sein Redaktionsbureau herübergespannt, und legte los. Nachdem er die „alte Waffengenossenschaft“ der preußischen und der russischen Heere des breiteren geschildert, erinnerte er an den vom leitenden Staatsmann im Parlament gethanen Ausspruch, daß „die Freundschaft Preußens und Russlands

über jeden Zweifel thurmhoch erhaben sei", und endlich entfaltete er den weiten, mit Familiengefühlen reich verbrämten Mantel der bekannten Onkelei, um damit alle neuerlich in der über jeden Zweifel thurmhoch erhabenen Freundschaft allerdings sichtbar gewordenen Risse gemüthlich zuzudecken.. Da fügte es aber der mehrerwähnte Unstern, daß gerade an dem Tage, an welchem dieser rührsame Artikel im Reichsschlaraffen stand, eine jener fahrenden moskowitischen Bramarbasen auf eff und off mit Schnurrbärten und ohne, welche „freiwillig gouvernemental" in Panslavismus machen, in Paris eine wuthschäumende Stand-, Brand- und Schandrede gegen Deutschland und alles Deutsche losließ.

Frau Zerline von Porkeles wollte sich vor Lachen ausschütten über diesen „Witz", wie sie das Zusammentreffen des reichsschlaraffisch-optimistischen Artikels mit der pariser Stand-, Brand- und Schandrede aus dem ff nannte.

„Ja," meinte sie, „ihr seid Politiker und Pro-

pheten, ihr Herren vom Reichsschlaraffen alle-sammt, das muß man sagen. Ihr versteht der Zeit den Puls zu fühlen. Respekt vor eurer Diagnose! Wenn man gerade das Gegentheil von dem annimmt, was ihr aufstellt und behauptet, wird man wohl das Richtige treffen. Der Platz von euch allen ist doch im Grunde nicht in der Politik, sondern nur in der Kindertrompetchen-Poesie und Backfischelutscher-Literatur, welche dermalen in Deutschland grassirt. Packt euren publicistischen Kram zusammen und gebt den Reichsschlaraffen auf, bevor ihn das Publikum aufgibt, wozu ja gar nicht mehr viel fehlt."

Das war leider wahr und der von der Frau Monopolräthin so rücksichtslos gegebene Rath ein wohlbegründeter. Sogar „Die grüne Blaumeise" vermochte die Zeitschrift bald nicht mehr über Wasser zu halten. Profane Menschen lachten sogar spöttlich über diesen „unerhörten Roman" und Frau Zerline stand nicht an, sehr abfällig darüber sich zu äußern. „Man sieht wohl," sagte

ſie in ihrer mitunter recht unumwunden burſchikoſen Ausdrucksweiſe, „daß dieſer phänomenale Allwin vom Schneckenhorn nie etwas erlebt hat als Affen und Kater, daß er von Damen nur Buffetdamen kennen lernte und nie mit andern Mädchen als mit Schenkmädchen verkehrte. Was er vorbringt, iſt ja alles naturloſes, gemachtes, grundverlogenes Zeug; noch dazu vorgebracht mit allen den albernen Prätenſionen, welche der verhätſchelten Selbſtgefälligkeit eigen zu ſein pflegen.“

Sicher war, daß der Weiterflug, d. h. die Fortſetzung der grünen Blaumeiſe keinen Menſchen mehr intereſſirte, ausgenommen den univerſalen Doktor Ariel Pfitzauf, welcher noch immer ſtolz darauf war, im Allwin vom Schneckenhorn den Dichterheros der Zukunft entdeckt zu haben. Wüthend über den Unglauben, welchem ſeine Entdeckung innerhalb und außerhalb Iſraels begegnete, ergriff er die Feder, um in der „gelben Löwenhautweis“ ſeines Meiſters einen der letzten Artikel des auf dem letzten Loche pfeifenden

Reichsſchlaraffen zu ſchreiben. Das in dieſem Artikel ſtets wiederkehrende Leitmotiv wildeſter Entrüſtung lautete: „Aus iſt's und vorbei mit der deutſchen Literatur. Im Norden machen gut oder ſchlecht Wetter darin die berliner Juden, im Süden dekretiren die tübinger Stiftler Anerkennung oder Verwerfung. Dieſe beiden Horden, nicht zufrieden, die Gegenwart zu vergiften, würden auch das Feld der Zukunft verwüſten, ſo nicht der „Meiſter“ als getreuer Eckart ſchirmend davorſtünde. Vorderhand gibt es keine deutſche Literatur mehr. Der Reſt iſt Rapunzel, Rhabarber und Raupenfraß.“

Mit dieſem Räthſelwort, deſſen Sinn und Bedeutung wohl erſt das Kunſtwerk der Zukunft klarſtellen wird, zog ſich der univerſale Ariel Pfitzauf grollend in ſein baireuther Stabreimheim zurück. Nathanael Nelkenduft nahm ſeine ſchönſten philanthropfiſchen Melodieen und ſetzte als hochangeſehenes Mitglied der Firma Schwatz u. Komp. das Humanitätsduſelgeſchäft im Reichstage

fort. Garrulus Pfluder wurde wieder ethnographiſcher Commis Voyageur und ſchrieb laufend und lief ſchreibend. Schwarbelius Magenlob that eine hygieneiſtiſche „Volksküche“ auf für ſolche, welche Beefſteaks, Faſanen und Rephühner bezahlen konnten. Allwin vom Schneckenhorn nahm Muſchelhut und Pilgerſtab, um wie vor Zeiten Panurg im 4. Buch „Pantagruel“ nach Wegleitung des Maitre Franz Rabelais das „Orakel der göttlichen Flaſche“ aufzuſuchen und ſich über ſeine durch Babbler und Pfitzauf proklamirte Phänomenalität wahrſagen zu laſſen. Balduin Zwiebele endlich, die leuchtende Vorgänger- und Vorbilderreihe der Gentz, Schlegel, Werner, Adam Müller, Hurter e tutti quanti im Auge haltend, wandte ſich abwärts zur „ſchönen blauen Donau“, allwo man von altersher gewohnt und willig iſt, anderwärts abgebrannte Lum—ina auf ſtattliche Carrière-Leuchter zu ſtecken.

Zwölfter Zeddel —

welcher den Inhalt eines Ehestandsdialogs in die Oeffentlichkeit bringt.

Eines Abends zur Weihnachtszeit wurde im Hause Porkeles ein kleines, aber feines Fest gefeiert.

Es galt einer Bescheerung, welche auch in einem so orthodox jüdischen Hause nicht unwillkommen war. Nämlich der Bescheerung des jungen Herrn Baron mit dem Ritterkreuz der Légion d' honneur.

Patent, Kreuz und Band waren aus Paris eingetroffen an demselben Tage, allwo die Abon-

nentenſchwindſucht des Reichsſchlaraffen einen tödtlichen Ausgang genommen hatte. Auf eine von der ſchnöden Undankbarkeit des Vaterlandes geſchlagene Wunde hatte alſo das „immer großmüthige“ Frankreich ein Heilpflaſter gelegt.

So faſſte wenigſtens der Herr Kommerzienrath die Sache auf und der „beſte Papa“ wuſſte bei dieſer Gelegenheit mit paſſendem Pathos von der Gleichgiltigkeit der Deutſchen gegen wahres Verdienſt zu reden und von der Empfänglichkeit der Franzoſen dafür.

Viel weniger pathetiſch nahm Frau Zerline das Ehrenlegionsritterthum ihres Eheherrn.

„Für ältere oder neuere Verdienſte um Frankreich?“ hatte ſie ihn gefragt in jenem leichten, halbſpöttiſchen Ton, welcher ihr eigen, wann ſie mit dem Herrn Gemahl allein war.

„Wie meinſt du das?“

„Wie ich es ſagte.“

„Es kann dir einerlei ſein. Du rechneſt ja nur mit Thaſachen. Eine Thatſache aber iſt es,

daß du jetzt die Frau eines dekorirten Mannes bist.“

„Ach ja, dulce et decorum est, sagt, glaub' ich, irgend so ein alter Kerl von römischem Versemacher .... Aber wart', bei dem alten Versemacher fällt mir ein Wort von einem modernen ein. War es nicht der zuckerwässerige Lamartine, welcher kurz vor der Februarrevolution von der Tribüne der Deputirtenkammer herab erklärte, Frankreich langweilte sich und das wäre gefährlich?“

„Wohl, Lamartine sagte das.“

„Und hatte recht. Es ist sicherlich gefährlich, wenn man sich langweilt. Es fragt sich nur, wem.“

„Was willst du damit sagen?“

„Etwas, was ich vorerst nur denke und jetzo mit deiner gütigen Erlaubniß reiflich beschlafen will. Gute Nacht, Herr Ritter von der Ehrenlegion“ .....

Am Morgen nach dem Festabend kam Frau

Zerline in das Arbeitskabinett des Herrn Monopolraths, wo ſie ſonſt ſehr ſelten zu erſcheinen pflegte. Sie war reizend anzuſehen in ihrem blauſeidenen Schlafrock und ihrem weißen Morgenhäubchen, farbenfriſch wie eine ſo eben entknoſpete Roſe von Saron.

Der Herr Monopolrath und Ehrenlegionsritter war gerade aus ſeinem Ankleidezimmer getreten. Er hielt eine der Morgenzeitungen in der Hand und ſah ärgerlich und miſſmuthig aus.

„Guten Morgen, Zerline,“ ſagte er zerſtreut. „Was verſchafft mir denn die ungewohnte Ehre eines ſo frühen Beſuches?“

„Du wirſt es ſogleich hören. Aber was iſt dir denn? Du ſiehſt ja aus, als hätteſt du Ricinusöl verſchluckt.“

„Dieſe verdammten Zeitungsköter! Sie können nicht ablaſſen, dem an der Dummheit des Publikums verkrachten Reichsſchlaraffen nachzukläffen.“

„Bah, was weiter? Kläffen iſt Köterart und,

weißt du? wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen."

„Ja wohl, ja wohl. Da ist auch ein boshaftes Artikelchen, welches offenbar auf mich zielt. Es heißt da, vor Zeiten hätte man die Schächer an das Kreuz geheftet, jetzt hefte man umgekehrt das Kreuz an die Schächer."

„Nicht übel, wenn auch sehr fraglich, ob neu. Aber wer wird sich durch so was den Humor verderben lassen?"

„Du hast gut reden und gut lachen. Ich aber bin all dieser Plackerei satt und übersatt und möchte weg von hier, lieber heute als morgen."

„Desto besser."

„Wie?"

„Fahre nur fort, dein gedrücktes Herz zu erleichtern."

„Du weißt, daß der Fex von Publikum, das versimpelte alte Waschweib von öffentlicher Meinung, sowie alle die Gehirnweichlinge von Pressebengeln mich mit Unverstand behandelt und mit

Feindſeligkeiten überſchüttet haben. Das hätte ſich zur Noth ertragen laſſen oder ſogar leicht, falls von obenher ein Aequivalent geboten worden wäre. Das iſt aber nicht der Fall geweſen. Alle die rieſigen für den Reichsſchlaraffen gebrachten Opfer waren geradezu weggeworfen. Der leitende Staatsmann ſoll ſogar die Zeitſchrift, welche von rechtswegen epochemachend hätte wirken ſollen, mit dem Bären in der trivialen Fabel vom Einſiedler und von der Fliege verglichen haben. Die mir ſeiner Zeit eröffneten Ausſichten auf eine raſche und glänzende Carrière ſind ganz getrübt. Ich argwöhne ſogar, daß man mir den Titel Monopolrath mehr zum Spott als zur Ehre angehängt habe. Eine Möglichkeit, jene Ausſichten wieder aufzuhellen, würde ſich etwa bieten, wenn ich die neueſte Wendung, welche der lächerliche Zank zwiſchen Kanzlei und Sakriſtei genommen, mit Entſchiedenheit mitmachen könnte. Man iſt oben des dummen Kulturkampfes ſatt, in welchem ſich eben, wie ſchon ſo oft, das Mit-

telalter als der Neuzeit überlegen erwiesen hat. Die Religion soll ja wieder in Flor gebracht werden. Man möchte daher gern nach Kanossa gehen, aber hübsch anständig, mit Wahrung der Etikette, so zu sagen vierspännig und mit Vorreitern, die Excellenz von Meppen als Läufer vorauf mit Schlüsselwappenschurz und gelbweißem Federbusch. Ich kann aber die große Schwenkung nicht mitschwenken. Mein verdammtes Judenthum ist mir dabei zu sehr im Wege und an eine Konversion, beziehungsweise Rückkonversion kann ich vorerst nicht denken. In diesem Punkte versteht der gute Alte da drunten im ersten Stockwerk keinen Spaß. Kurz, meine hiesige Situation ist unerquicklich im höchsten Grade und ich bin der ganzen Geschichte überdrüssig."

Zerline hatte sich in den weichen Lehnsessel, worauf sie platzgenommen, tief zurückgelegt, so zu sagen behaglich eingebettet. Sie sah ganz so aus, als machte es ihr großes Vergnügen, das von dem Herrn Monopolrath angestimmte Klagelied

anzuhören. Als er nun damit zu Ende, legte ſie mit der Rechten das ſchillernde Morgenkleid auf ihren Knieen in zierliche Falten, ſchlug die kleinen weißen weichen Hände mit leiſem Klatſchen zuſammen wie ein Kind, welchem man eine freudige Ueberraſchung bereitet hat, und ſagte lächelnd:

„Das alles paſſt mir vortrefflich, mein lieber Herr Gemahl.“

„Wie?“ fragte er erſtaunt.

Statt zu antworten ſtand ſie raſch auf, warf einen forſchenden Blick in das Ankleidezimmer, ſchloß die offenſtehende Thüre deſſelben, ging dann auch zu der auf den Korridor führenden Thüre, öffnete dieſelbe, ſpähte hinaus, drückte die Thüre wieder zu, kam zurück, legte ſich in den Fauteuil, wie ſie zuvor gelegen, nur daß ſie jetzt die Beine kreuzte und die verſchlungenen Hände unter den Hinterkopf ſteckte, und ſagte gleichmüthig, aber mit gedämpfter Stimme:

„Daß du doch die einfachſten Dinge nicht mehr begreifen kannſt oder nicht mehr begreifen willſt.“

„Ich begreife in der That nicht . . . .“

„So ſtelle doch einmal an das Ende der Ziffernreihe des Additionsexempels, welches du mir vorgetragen haſt, die brutale Thatſache, daß ich mich in dieſem Hauſe, in dieſer Stadt, unter dieſen Menſchen, in dieſen Verhältniſſen langweile, langweile bis zum Exceß, bis zum Blödſinnigwerden, und ſummire dann das Ganze.“

„Gut.“

„Und das Facit?“

„Daß es ſo nicht mehr weitergehen kann, daß wir beide uns verändern möchten, wie die hieſigen Dienſtmädchen zu ſagen pflegen, ſo ſie wandern wollen.“

„Schön. Ich ſehe mit Befriedigung, daß du wenigſtens die erſte der vier Species noch gut loshaſt. Aber weiter!“

„Weiter?“

„Nun ja. Du wirſt doch wohl nicht glauben, es genüge, das Unerträgliche konſtatirt zu haben.“

„Nicht doch. Aber was thun?“

„Tschto djelat?*) Du errathst es nicht?“

„Nein.“

„Das, was gethan werden muß.“

Sie sagte das ruhig, langsam, leise. A. dabei sah sie ihn mit weit geöffneten Augen a. so an, daß ihr Blick wie die Spitze einer Stahlklinge den seinigen traf. Er musste die Augen senken und fühlte, daß ihm etwas wie ein Schüttelfrost über den Rücken kroch.

Das sardonische Lächeln unsäglicher Verachtung kräuselte für einen Augenblick ihre Lippen. Hätte man den Ausdruck ihrer phosphoreścirenden Augen einer Spektralanalyse unterziehen und das Ergebniß derselben in eine Wortformel bringen können, so würde dieselbe gelautet haben:

„Feigling!“

Es war, als hätte er das nur geblickte, nicht gesprochene Wort gehört. Denn eine Zornwallung röthete ihm die Stirne, seine krampfhaft aufwärts gezogene Oberlippe machte die Spitzen seiner

*) Was thun?

Zähne sichtbar und zwischen denselben kam ein albunterdrückter Schrei hervor, der deutlich genug ng wie:

„Teufelin!“

„Pas de zèle, wenn ich bitten darf, und nicht so laut!“ sagte sie, jetzt wieder mit halbgeschlossenen Lidern und ihrem gewohnten graziösen Lächeln. „Es ist gerade nicht nöthig, daß der langohrige, überall herumschnüffelnde Küchendrache Zipora oder sonst ein Horcher oder eine Horcherin von diesem unserem zärtlichen Ehestandsdialog Kenntniß erhalte. Also hübsch sachte und sanft, mein lieber Engel!“

Sie betonte den „Engel“ so beißend höhnisch, daß er merken musste, sie wollte ihm damit die „Teufelin“ heimgeben, und zwar mit Zinsen.

Wieder ganz in ihrem Bann und Zwang, fragte er unsicher:

„Du wolltest . . . .?“

„Ich werde wollen, was ich wollen muß. Denn wer den Zweck will, muß auch die Mittel

wollen. Daß die ungeheure Mehrzahl der Menſchen das nicht begreift, dies iſt ja das Unglück der Geſellſchaft. Daher alle die Dummheiten, Feigheiten und Halbheiten, von welchen die Welt ſtrotzt.“

„Aber bedenke . . . .“

„Ich habe alles bedacht.“

Er näherte ſich ihr und flüſterte ihr in's Ohr:

„Wenn etwas findbar . . . .?“

„Unmöglich!“

„Du biſt davon überzeugt?“

„Wie von deiner Feig . . . . Fähigkeit wollt' ich ſagen, ja von deiner Fähigkeit, zu wollen, was du thun muſſt.“

„Was ſoll ich thun?“

„Nicht viel. Du verſtehſt nichts von ſolchen Sachen. Du biſt kein Mann der Wiſſenſchaft. Du haſt den Kampf um's Daſein ſo zu ſagen allzeit nur als ein Turnierfechter geführt.“

„Man ſollte denken, ſchon ein Blick auf dein Morgenkleid oder noch beſſer ein Blick in deinen

wenn dir das Spaß macht. Euch Deutſchen, die ihr im Grunde lauter Literaturmenſchen ſeid, liegt nun einmal der kindiſche Reſpekt vor Autoritäten im Blute und es thut euch immer wohl, euch auf eine ſolche berufen zu können. Was mich betrifft, ich halte mich an mich ſelbſt. Da weiß ich ganz genau, wie ich daran bin. . . . . Doch ſieh' da, faſt hätten wir uns verplaudert. Es iſt gewiß die höchſte Zeit, daß wir uns zum gemüthlichen Familienfrühſtück hinunterbegeben. Meinſt du, ich ſähe hübſch genug aus, um dem beſten Papa zu gefallen? Ja? So komm' . . . Doch da fällt mir ein . . . Warte gefälligſt, bis ich noch etwas geſagt habe, was geſagt werden muß, damit wir ſpäter auf den Inhalt unſeres heutigen Frühgeſpräches gar nicht mehr zurückzukommen brauchen."

Er ließ die ſchon gefaſſte Thürklinke wieder los und that ein paar Schritte zurück ins Zimmer.

„Es iſt ſelbſtverſtändlich," ſagte ſie, „daß unſer früher vereinbartes und geſchloſſenes Kompromiß, deſſen ſämmtliche Paragraphen in das Wort

Halbpart ſich zuſammenfaſſen, ſeine unentwegliche Giltigkeit behält?“

Er nickte zuſtimmend.

„Sodann ebenfalls ſelbſtverſtändlich, daß unter möglicherweiſe über lang oder kurz eintretenden Umſtänden unſer Mitſammen- oder Nebeneinanderleben, als für das eine oder das andere etwa weniger behaglich, ohne irgendwelche Formalität, ohne alles Geräuſch aufhören wird?“

„Mir recht.“

Damit öffnete er die Thür, ließ die Frau Gemahlin vorangehen und folgte ihr die Treppe abwärts zu dem „gemüthlichen“ Familienfrühſtück.

Dreizehnter Zeddel.

Von einem verklungenen Harfenton.

Eine Frühlingsmitternacht liegt lau und thauschwer über der großen Stadt und schwichtigt mälig das tosende Treiben auf den Straßen. Eins jener tausendfältigen Geräusche, deren Zusammenklang das Rauschen eines Katarakts nachäfft, erstirbt nach dem andern. Der künstlich und gewaltsam verlängerte Tag lässt endlich der Nacht ihr Recht. Eine Million menschlicher Wesen schickt sich zum schlafen an. Nur das Laster tollt und taumelt noch hinter dichtverhängten Fenstern und

das Verbrechen ſchleicht im Schatten der endloſen Häuſerzeilen nach Beute. In der wolkenloſen ſchwarzblauen Rieſenkuppel droben flimmern die Sternemyriaden, überſtralt von dem feuchten Glanz das ſpät im Oſten heraufgeſtiegenen Mondes.

Die „Sonne der Schlummerloſen“ wirft ihre ſilbernen Stralen in Fülle auf das junge Blättergrün der großen Gartens hinter dem Hauſe Porkeles, ſpielt wie liebkoſend über die Blumenbeete hin, wühlt ſich in das blühende Fliedergebüſch an der Hauswand ein und ſteigt, geſättigt mit dem ſcharfen Liladuft, zu einem offenſtehenden Fenſter im erſten Stockwerk empor, wie neugierig, dort hineinzuſpähen.

Da drinnen in dem jungfräulichen Schlafgemach iſt es ſtill, ſtiller noch als die Stille des Schlafes. Man könnte vom Garten herauf das Flüſtern der vom leiſen Nachthauch bewegten Blätter hören.

Die durch die Fenſteröffnung hereinrieſelnden Mondſtralen miſchen ſich mit dem gedämpften

Licht einer silbernen Lampe, welche in der Mitte des Zimmers zwischen Blumenvasen auf einem mit schwarzer Sammetdecke verhüllten Tische steht.

Einen harten Gegensatz zu diesem Schwarz bildet das schimmernde Weiß des Bettes dort an der Wand.

Die Gardinen sind oben und unten zurückgeschlagen und lassen die Schläferin erblicken, welche unter einer weißen Seidendecke ruht, die bis zum Halse hinaufgezogen ist.

Man sieht nur das anmuthige Haupt mit den wachsbleichen Zügen, mit den festgeschlossenen Augen und Lippen.

Gertrud-Veilchen schläft — schläft den Schlaf, welcher kein Erwachen kennt.

In einer Morgenstunde des verflossenen Tages ist sie gestorben, nach einem, wie es geschienen, ganz unbedeutenden Kranksein von wenigen Tagen.

Ihr Tod war so sanft gewesen wie ihr Leben.

„Nun ist alles aus!“ hat Frau Michle aus schmerzzerrissener Seele aufgeschrieen, ist am Sterbe-

bette der geliebten Adoptivtochter zuſammengebrochen und liegt ſeither fiebernd darnieder . . . .

Draußen auf dem Korridor wird etwas hörbar wie leiſes Schreiten. Die Thür öffnet ſich geräuſchlos und hereintritt Zerline Zebulunoff.

Im langnachſchleifenden weißen Nachtgewande durchſchreitet ſie das Gemach des Todes, um den goldenen Handleuchter mit der brennenden Kerze, den ſie in der Hand hält, auf den Tiſch zu ſtellen.

Sie iſt baarhäuptig. Die ſchwarze Fülle ihrer gelöſ'ten Haarſtränge umwogt ihre Schultern. Auf ihrem ſchönen Antlitz liegt marmorne Ruhe und ein ruhiges Leuchten iſt auch in ihren großen dunkeln Augen.

Dicht an das Bett herangetreten, betrachtet ſie aufmerkſam die Todte, wie von der Höhe der Wiſſenſchaft herab.

Während dieſer Todtenſchau kleiden ſich ihre Gedanken allmälig in ein leiſes Gemurmel: —

„Was war das nur für ein Poet, welcher die Verſe:

„„Ein Elfengeiſt in einem Mädchenleibe,
Von der Natur Altar ein reiner Funken —““

geſchrieben hat? Nun, der „Funken“ iſt erloſchen . . . erloſchen oder zertreten, das kommt auf eins heraus. Sie war ein gutes, harmloſes Ding, konnte keiner Kreatur etwas zum Leide thun, wie man zu ſagen pflegt, und darum war es auch billig, daß ihr Tod ein ſchmerzloſer. Kein qualvoller Todeskampf, wie der ihres widerwärtigen Köters geweſen, nein, ſondern ein leichtes Hinüberſchlummern ins große Nichts. Die Wiſſenſchaft kann und darf ja unter Umſtänden auch mitleidig ſein . . . . Sie dankte mir noch recht herzlich für meine ſchweſterlichen Bemühungen an ihrem Krankenbette, und dieſer Dank, er war ja wohlverdient. Ich bin eine ſo lindhändige Krankenwärterin. Die ganze Sterbeſcene war recht rührend. Ich ſelbſt war nahe dabei, gerührt zu werden, wäre mir nicht das Wunderliche geſchehen, daß mich der Blick des harmloſen Kindes plötzlich an den Blick des harmloſen Kaninchens erin-

nerte, welches ich eines Tages in Genf vivi-ſecirte, eigens, um dem tollen alten Geſellen, dem Bakunin, ad oculos zu demonſtriren, wie feſt mein Auge und wie ſicher meine Hand.“

Sie geht an's Fenſter, beugt ſich hinaus und athmet mit Wohlgefallen den Duft der Mainacht ein. Sie verſenkt ihre Blicke in den leuchtenden Wandel des Heeres der Geſtirne da droben und flüſtert:

„Ein Dichter vom Schlage der Byron oder Puſchkin könnte ſich einbilden, alle die ſchimmernden Dinger dort oben wären Thränen, aus den Augen eines Koloſſes von Gott tropfend, vielleicht vergoſſen um die Todte da. Und doch iſt all das Geflimmer und Geſchimmer auch nur ein Haufen ſolcher „„Spottgeburten von Dreck und Feuer““ wie unſer dummer Erdball und wir dummen Menſchen darauf. Bah!“

Sie tritt ins Zimmer zurück, nimmt ihren Handleuchter vom Tiſche und wendet ſich zum Gehen.

Bevor ſie aber verſchwindet, läſſt ſie noch den Schein ihrer Kerze voll auf das „im Bann des ewigen Schweigens“ ruhende Antlitz der Todten fallen und ſagt leiſe vor ſich hin:

„Ein verwelktes Veilchen, ein verklungener Harfenton. Was weiter? Nitschewo!“

Vierzehnter Zeddel —

welcher aussagt, wie der „theure Aaronleben“ und das „allerliebste Schnürchen“ in große Trauer versetzt wurden; item, wie sie ihr schweres Schicksal, unbegriffen eine schwere Erbschaft, mit Ergebung trugen und theilten.

Daß wenige Tage nach der Bestattung Gertruds auf dem christlichen Friedhof die entseelte Hülle der Frau Kommerzienräthin von Porkeles zum israelitischen hinausgefahren wurde, fiel den Leuten nur wenig oder gar nicht auf. Selbst Fräulein Zipora Rosenthau fand nichts dagegen zu erinnern.

Man wusste ja, daß die gute Frau Michle seit dem Tode ihres Sohnes gekränkelt hatte und daß sie in letzter Zeit immer hinfälliger geworden, so daß ein Schlag wie der Tod Veilchens sie

wohl niederwerfen konnte, musste. Ihr Ableben, als etwas Selbstverständliches hingenommen, machte nicht mehr Geräusch, als ihr Leben gemacht hatte. Die Armen und Elenden freilich, die vom Stamme Teut wie die vom Stamme Sem, für welche die Hand der unermüdlichen Wohlthäterin gleichmäßig offen gewesen, die bekamen es leidvoll zu fühlen, daß über dieser Hand das Grab sich geschlossen habe.

Dagegen fiel es auf und gab den Leuten zu reden, daß, noch bevor der Sommer ins Land kam, auch der Herr Geheime Kommerzienrath von Porkeles so zu sagen plötzlich das Zeitliche segnete. Der ehrwürdige Börsegreis war ja als ein noch sehr rüstiger alter Herr bekannt gewesen. Man hatte auch nicht von einer Krankheit desselben gehört, sondern nur von einem leichten Unwohlsein von wenigen Tagen. Am Morgen des vierten Tages war er schmerzlos eingeschlummert, um nicht wieder zu erwachen.

Der Geheime Sanitätsrath Baraksohn, eine

medicinische Celebrität und seit langen Jahren Hausarzt bei Porkeles, hatte auch an diesem Sterbebette gestanden, wie an dem der Frau Michle und wie an Gertrud-Veilchens. Er hatte alle drei Patienten behandelt und war auf das ausdrückliche Verlangen der jungen Frau Baronin gleich zu Anfang der so rasch sich folgenden Erkrankungen im Hause Porkeles herbeigeholt worden. Die Frau Dr. med. hatte erklärt, die Unbässlichkeit Veilchens erschiene ihr so räthselhaft, daß sie sich nicht gekraute, dieselbe zu diagnosticiren.

Der Herr Geheime Sanitätsrath hatte nach bestem Wissen und Gewissen den in den Adern der drei Patienten schleichenden Lebensfeind als ein typhöses Fieber signalisirt und seine ganze Kunst zur Bekämpfung desselben aufgeboten. Die Erfolglosigkeit seiner Verordnungen hatte ihn ungemein verblüfft, dann sehr nachdenklich gemacht. Die junge Frau Baronin überwand sich soweit, daß sie aus der „Niederschmetterung" heraus, worein

sie durch die drei so rasch auf einander gefolgten Todesfälle begreiflicherweise versetzt worden, zu bedenken gab, ob es nicht räthlich wäre, den Leichnam vom „besten Papa" einer Sektion zu unterziehen. Der Herr Sanitätsrath ging eifrig darauf ein und unter Zuziehung eines berühmten Anatomen, eines ebenso berühmten Physiologen und eines nicht weniger berühmten Chemikers von der Universität wurde die Sektion vorgenommen. Das Ergebniß war, daß schlechterdings nichts findbar außer Merkmalen, welche allerdings auf Typhus hinwiesen. Die Diagnose Barakfohns hatte demnach eine unanfechtbare Bestätigung erhalten. Im übrigen waren eben die drei Patienten gestorben, der Wissenschaft zum Trotz so zu sagen, wie vor ihnen Millionen und wieder Millionen von Menschen gestorben waren und nach ihnen Millionen und wieder Millionen sterben werden.

Damit war die Sache wissenschaftlich und amtlich abgethan. Im Publikum freilich rumorte sie

noch eine Weile dumpf weiter. Auch wohl mehr oder weniger artikulirt. Dieſer flüſterte jenem, eine ziſchelte der andern „im Vertrauen“ zu, bei dem ſo raſchen Ausſterben des echten Hauſes Porkeles möchte es doch nicht ſo ganz mit rechten Dingen zugegangen ſein. In einer Bierhalle — jede Spelunke heißt bekanntlich in unſerer größewahnſinnigen Zeit eine „Halle“ — wollte man eines Abends wiſſen, es wäre eine Unterſuchung gegen den jungen Herrn Baron und deſſen Frau Gemahlin eingeleitet worden und es hätte im Hauſe Porkeles eine Durchſuchung ſtattgehabt. In einem „Kaffeeklatſch“ wurde ſogar gewiſpert oder, wie Schweizerinnen ſagen würden, „gefliſmet“, die Leichen des Kommerzienrathes, ſeiner Frau und ſeiner Adoptivtochter wären wieder ausgegraben und — ſo drückte ſich eine der Kaffeeklätſcherinnen aus — „chemikaliſch verlaborirt“ worden. Dies alles wäre aber in größter Heimlichkeit vor ſich gegangen, weil man eben doch Bedenken getragen, den Herrn Monopolrath Baron

von Porkeles, welcher „ein ſo unmenſchliches Geld“ habe, irgendwie zu kompromittiren. In einer jener „Deſtillationen“, allwo mehr oder minder „katilinariſche Exiſtenzen“ zu verkehren pflegen, zog eine ſolche die Moral von alledem Geraune, Gerede, Geflüſter und Geziſchel mittels des klaſſiſchen Ausſpruchs: „Det is nu ſo, uns kleene Schelme fängt man merſchtentheels, aberſt die jroßen hängt man niemals nich.“

Hinſichtlich der Univerſalerbeberechtigung des jungen Herrn Barons konnte nicht der leiſeſte Zweifel aufkommen. Der alte Herr hatte kraft unantaſtbarer Rechtsformen des genaueſten dafür geſorgt, daß der ganze porkeles'ſche Reichthum ohne irgendwelche Schwierigkeit dem „theuren Aaronleben“ zufiel, ausgenommen eine Reihe von Vermächtniſſen an wohlthätige Anſtalten orthodoxjüdiſcher Richtung und an die Hausdienerſchaft. Dieſe liebevolle Fürſorge für den Adoptivſohn fand eine nachträgliche Begründung und Rechtfertigung in der wahrhaft muſterhaft erbaulichen

Art und Weiſe, wie der Erbe ſein adoptivſöhnliches Leid trug. Es verſchmolz ſich darin, ſo zu ſagen, altteſtamentliche Würde mit neuteſtamentlicher Innigkeit. Die Frau Monopolräthin ſtand dem Herrn Monopolrath in ebenſo „aufrichtiger“ als „ſchicklicher und taktvoller“ Trauerrepräſentanz treulich zur Seite. In den Stunden, welche ſie dieſer Obliegenheit abmüſſigen konnten, waren die Beiden damit beſchäftigt, den Text „Halbpart“ thatſächlich zu kommentiren.

In der „Geſellſchaft“ fand die Haltung und Gebarung des neuen Millionenbeſitzers und ſeiner höchſt „ſympathiſchen“ Gemahlin allgemeine Anerkennung. Herr und Frau von Porkeles ſtanden auf dem Gipfel der Reſpektabilität. In den untern Schichten arbeitete für ſie als eifrige Lobpoſaune die nicht nur „perfekte“, ſondern auch „jebildete“ Jungfrau vom Herde, Zipora Roſenthau, deren von ihrem verſtorbenen Dienſtherrn feſtgeſetzte Leibrente durch den großmüthigen Erben nicht unbeträchtlich erhöht worden war.

Gegen den Winter zu wurde der porkeles'ſche Haushalt aufgelöſt. „Für einige Zeit," hieß es. Die Herrſchaft ging auf Reiſen. Der Herr Baron und die Frau Baronin wollten den Reſt des Trauerjahres mitſammen in ſtiller Zurückgezogenheit irgendwo im Süden verleben, ſagte man. In Wahrheit trennten ſie ſich in Leipzig, vonwo er gen Weſten und ſie gen Oſten fuhr.

Fünfzehnter Zeddel —

welcher, wie zu befürchten steht, verehrlichen Romanleserinnen von der gangbaren Nummer, sowie den Herren Kritikern Veranlassung geben wird, den Autor schlechtzumachen, maßen selbiger von der „poetischen Gerechtigkeit“ keine Wissenschaft hätte.

Was ſpäter aus dem Herrn von Porkeles und aus der Frau Porkeleſſa geworden?

Die Frage iſt berechtigt und ich will ſie nach Vermögen beantworten. Nicht ſo faſt, um der müſſigen Neugier eines mehr oder minder hochzuachtenden Publikums Genüge zu thun, als vielmehr deßhalb, weil das, was noch zu melden ſein wird, die logiſchen Schluſſfolgerungen aus den in der vorſtehenden Geſchichte niedergelegten Prämiſſen enthält. Ob Prämiſſen und Schlußfolgerungen, alſo Idee und Moral dieſer Ge-

ſchichte, etwa das Zeug und das Glück haben, richtig herausgefunden und im Sinne des Erzählers verſtanden zu werden, muß ich dahingeſtellt ſein laſſen. Bin ich doch viel zu höflich, als daß ich jedermann zumuthen wollte, ſeinen Denkapparat in Bewegung zu ſetzen.

Eine geraume Weile vernahm ich nichts mehr von dem Herrn Aaron und von der Frau Zerline. Sie befanden ſich beide auf Reiſen, er da, ſie dort. Zuſammengekommen ſind ſie, ſoweit ich unterrichtet bin, nach ihrer Trennung nie wieder. Die Mittheilungen eines Herrn aus Kurland, welche mir im Sommer von 1881 wurden, brachten mich auf die flüchtige Vermuthung, daß zur Zeit, als im März des genannten Jahres der furchtbare Mordklapf in St. Petersburg losging, die Porkeleſſa an den Geſtaden der Newa gewandelt ſein könnte oder müſſte. Allein irgendwelche beſtimmte Anhaltspunkte für dieſe Vermuthung vermochte ich nicht zu gewinnen. Kurz darauf erfuhr ich aus guter Quelle, daß die

Dame in Paris gesehen worden, dann in Genf gewesen und von dort nach Italien gegangen sei. Ueberall, wo sie erschienen, hatten ihre Schönheit, ihr Wissen, ihre Eleganz und ihr Reichthum Aufsehen erregt und Bewunderung gefunden. In einem jener Journale, welche die „Boue de Paris“ über Europa ausschütten, stand auch zu lesen, daß, falls ein moderner Brantôme eine Galerie von zeitgenössischen „Dames galantes“ aufthun würde, Madame la Baronne de Porkeles wohlbegründeten Anspruch hätte, in dieser Galerie an vorragender Stelle zu prangen.

Ihr Herr Gemahl trat zuerst in Wien wieder deutlicher auf die Bildfläche. Die alte Anziehungskraft der schönen Kaiserstadt für Leute, welche „alle Standpunkte“ überwunden hatten, war auch an dem Halbparterben des Hauses Porkeles erprobt worden. Er fühlte sich daselbst bald heimisch.

Als er sich von seinem Alp Zerline Zebulunoff befreit gesehen, hatte er die Empfindung eines Menschen, der unter der Glocke einer Luftpumpe

hervorkommt. Die einzige Vorstellung, die ihn zunächst erfüllte, war, seiner Freiheit zu genießen und den Taumelkelch aller Genüsse, welche mit Geld zu kaufen sind, bis auf die Hefen zu leeren. Aber er fand bald heraus, daß er doch nicht mehr jung genug wäre, um die Bitterkeit der Hefen leicht zu verwinden. Er musste sich daher nach anderer Kurzweil umsehen. Selbst der blasirteste Mensch muß ja etwas haben, womit er seine Zeit oder wenigstens etliche Stunden des Tages ausfüllen kann. Die Langeweile ist eine gar beschwerliche Gesellschafterin. Unter Umständen ist sie sogar gefährlich, indem sie den, welchen sie mit ihren Fledermauskrallen festhält, mit Erinnerungen heimsucht, die er vergessen möchte oder auch wohl vergessen zu haben wähnt.

Herr von Porkeles wollte sich demnach nicht langweilen und Wien ist ja ganz der Ort, wo es auch für einen solchen, der weder die Börse frequentirt noch den Sport liebt, weder Rennpferde noch Ballerinen hält, weder ein Feinschmecker ist

noch den Kunſtliebhaber ſpielt, nicht an Zeitvertreib mangelt. Die Kaiſerſtadt iſt ja von jeher eine Lieblingsſtätte des kirchlichen und politiſchen Renegatenthums und des politiſchen und kirchlichen Ränkeſpiels geweſen.

Zudem, wenn etwas noch den trägen Sumpf der Seele des weiland Pomposus aufzurühren vermochte, ſo war es das Haß- und Rachegefühl, welches er gegen ſein Vaterland hegte, das die „Verdienſte“ des Chevalier der franzöſiſchen Ehrenlegion ſo wenig hatte erkennen und anerkennen wollen.

Damit verband ſich die richtige Witterung, daß in den herrſchenden Kreiſen alles, was Deutſchland und dem deutſchen Weſen feindſelig auf Anerkennung, Aufmunterung und Unterſtützung zählen könnte. Wenn nicht auf offene, ſo doch auf heimliche, die ſich übrigens kaum die Mühe der Maſkirung gab.

Ein ſprechendes Beiſpiel hiervon konnte der weiland Chefredacteur des verwichenen Reichsſchlaraffen abgeben, welchen der Herr Monopolrath

in Wien wiederfand. Aber nicht mehr als ſimpeln Doktor Balduin Zwiebele, bewahre! ſondern als Herrn Hofrath Boldawſki Edler von Zwibal, Ritter mehrerer Orden, mit der Anwartſchaft, ſeinen Verdienſten bald die Freiherrnkrone aufgeſetzt zu ſehen.

Dieſe Verdienſte waren in der That nicht gering. Der Herr Hofrath Boldawſki Edler von Zwibal rühmte ſich und durfte ſich rühmen, die berühmte „Verſöhnungspolitik“ des leitenden Miniſters um ein gut Stück gefördert zu haben. Er hatte es in der publiciſtiſchen Hätſchelung der bekannten, mehr oder weniger „intereſſanten“ Nationalitäten und Nationalitätchen zur Meiſterſchaft gebracht. Er hatte den Beweis geliefert, daß die von Hebbel ſchnöder Weiſe ſo geheißenen „ſtruppigen Karyatidenhäupter“ eigentlich lauter Apollonköpfe wären. Er hatte die frohe Botſchaft verkündet und begründet, daß die Grundſäulen der Dynaſtie und die Eckſteine der Monarchie in Budapeſt, in Prag, in Lemberg, in Agram, oder gar in Knezlac ſtünden, aber beileibe nicht in Wien. Er war

einer der geschicktesten und eifrigsten Weibler und Werber für das große Werk der Nullificirung der Deutschen, der „Aufräumung mit dem Deutschthum“ in Oestreich-Ungarn. Selbstverständlich war er auch katholisch geworden, stand mit dem Nuntius in intimen Beziehungen und streckte einen seiner langen Finger über die Alpen hinüber und bis in den Vatikan hinein.

Der Edle von Zwibal wusste ganz genau, wie viele Millionen der Herr von Porkeles schwer sei, und hatte daher den Ankömmling sehr herzlich willkommen geheißen. Unter der Leitung eines solchen Mentors war leicht voranzukommen. Der Herr Hofrath las dem Herrn Monopolrath ein Privatissimum de arte perveniendi und seine „Fortune zu poussiren“ in Oestreich-Ungarn. „Natürlich müssen Sie vor allen Dingen sich konvertiren,“ erklärte der vielgewandte Docent. „Das gehört nun einmal hier zum Komment. Und Sie haben ja schon etzliche Uebung im Konvertirungsgeschäft. Lassen Sie sich so bald als möglich

ſchmatten, mit möglichſt viel Geräuſch und Umſtänden, gut römiſch-katholiſch ſchmatten, verſteht ſich. Viel in die Kirchen laufen und fleißig zur Beichte gehen, hören Sie? Freilich ſehr langweilig das, aber unerläſſlich als Quarantäne, ſo zu ſagen, als eine Weihräucherung, welche alle die aus Deutſchland mitgebrachten Ketzereikeime vernichtet. Dann erſt ſind Sie präſentabel. Sodann müſſen Sie ſich das Hochdeutſch abgewöhnen; nicht allein im Reden, ſondern auch im Denken. Sie haben die Wahl, ob Sie ſich als Magyaren oder als Czechen oder als Polaken oder als Slowaken oder als Hannaken oder als Kroaten oder als Serben oder als Rumänen oder als Krivoſcianer aufſpielen wollen. Aber zu einer dieſer „intereſſanten" Völkerſchaften müſſen Sie ſich halten, um nach obenhin wohlgefällig zu ſein. Weiterhin iſt es ſchlechterdings nöthig, daß Sie ſich für den „Syllabus" begeiſtern. Ich möchte Ihnen als zweckdienlich empfehlen, die Verfluchungsſprüche deſſelben in Geſtalt zierlicher Malereien

auf den Wänden ihrer Zimmer anbringen zu laſſen, wie man in der Türkei Koranverſe auf die Wände malt. Das wird Sie bei der geſammten Alteweiberſchaft in Hoſen und in Unterröcken, welche hier gutes und ſchlechtes Wetter macht, ungeheuer in Kredit bringen. Lebten wir jenſeits der Leitha, ſo würde ich Ihnen rathen, Sie ſollten ſich nach Art der Schedel, Fränkel, Neumann, Klette, Halbſchuh, Hermann u. ſ. w. möglichſt raſch in einen der vollblütigſten Abkömmlinge Arpads transformiren. Da wir aber in Cisleithanien ſind, ſo rathe ich entſchieden zur Slaverei im allgemeinen und zur Czecherei im beſonderen. Die iſt jetzt obenauf. Nehmen Sie ſchleunigſt einen czechiſchen Sprachlehrer und ſchwärmen Sie bei jeder gegebenen oder gemachten Gelegenheit mit huſſitiſchem Ungeſtüm für die „Königinhofer Handſchrift“ und ähnliche andere Falſifikate. Bei alledem iſt aber die Vorſicht anzuwenden, daß Sie ſich nicht verleiten laſſen, die „intereſſante“ Nationalität, welche Sie ſich anſchnallen,

zu übertreiben. Die Uebertreibung könnte nämlich höheren Ortes den Verdacht wecken, es wäre von Ihnen eigentlich darauf abgesehen, die Deutschen in Oestreich aus ihrem liberalen Nebelheim, als ihrer Schlamperei und Waschlapperei herauszustacheln. Die Befürchtung einer Möglichkeit, daß sich diese gute Seelen auch einmal auf ihre Nationalität besinnen, stellen und steifen könnten, ist allerdings sehr grundlos; denn besagte gute Seelen werden nie müde werden, im Irrgarten der liberalen Verfassungsparteilichkeit herumzutaumeln. Aber schon ein bloßer Verdacht der erwähnten Art müsste Ihnen zu großem Schaden gereichen. Also treiben Sie, wenn ich Ihnen gut rathen soll, unsere hochgelobte Versöhnungspolitik mit Takt. Das übrige wird ja wohl Ihr Geld thun."

Die fürtrefflichen Rathschläge und Wegeleitungen des Herrn Hofraths wurden ebenso glänzend honorirt als genau befolgt und die guten Wirkungen ließen dann auch nicht lange auf sich warten. Die Taufe, beziehungsweise Wiedertaufe

des Konvertiten fand geräuſchvoll und pomphaft ſtatt. Einer der vornehmſten Reichsprälaten verrichtete die Ceremonie und nahm den „Bekehrten“ in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche auf. Es herrſchte für etwa 24 Stunden darob große Freude in der frommen, d. h. vornehmen und vornehmſten Welt der ſchönen Kaiſerſtadt. Am folgenden Tag allerdings war das Intereſſe daran ſchon verdrängt durch den neueſten, gerade aus Paris angelangten Roman Zola's; allein der von dem Konvertiten beabſichtigte Eindruck war doch hervorgebracht und das genügte. Mit Gunſt und Geld kommt man weit in der Welt.

Binnen kurzem ſtellte der Alle-Standpunkte-Ueberwinder von ehedem einen nicht ganz unwichtigen Maſchinentheil in dem Räder- und Triebwerk des ungeheuren Mechanismus vor, welcher, ſehr geſchickt geſteuert, raſtlos daran arbeitet, auf Grund der Encyklika von 1864 der europäiſchen Geſellſchaft den Frieden und die Ruhe der einen und alleinſeligmachenden Heilsanſtalt zu geben.

Verwunderlich könnten dieſe „Bekehrung“ nur Leute finden, welche es nie verſtanden oder es nie der Mühe werth achteten, das Weſen unſerer Zeit ſich klarzumachen. Julius Reichard, ſeine ganze geheime und öffentliche Laufbahn in Betracht gezogen, muſſte da anlangen, wo er ſchließlich angelangt war. Er ſtellt ſich dar als ein logiſches „Erziehungsreſultat“ der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als eine richtige „Kulturpflanze“ der Zeit — einer Zeit ohne Ideal, ohne Herz und ohne Gewiſſen.

Es kam daher dem Herrn Baron von Porkeles, welcher ſeinen Poſitivismus in Weihwaſſer getaucht hatte, gar nicht ſehr überraſchend, als ihm der Herr Hofrath Boldawſki Edler von Zwibal eines Tages die große Neuigkeit brachte, Madame la Baronne de Porkeles befände ſich in Rom, hätte ſich in den Kreiſen der papſttreuen römiſchen Ariſtokratie einen großen Stand gemacht, ginge im Vatikan aus und ein, wäre zu wiederholtenmalen von Sr. Heiligkeit in Privataudienz empfan-

gen worden und ſtände jetzt im Begriffe, mittels feierlicher Taufe in den Schoß der alleinſelig-machenden Mutter Kirche ſich aufnehmen zu laſſen.

„Was, auch Zerline?“ fragte Herr von Porkeles und lachte laut hinaus.

„Ja, auch ſie,“ erwiderte mitlachend der Edle von Zwibal. „Der alte „„Zauberer von Rom““ iſt doch ein ſirer Kerl. Der Judenheit zwei ſo ſchwere Geldſäcke abzuzapfen, opportun das, ſehr opportun! Und da ſieht man auch wieder, wie wahr das alte Wort: „„Alle Wege führen nach Rom.““

„In der That, alle.“

Herr von Porkeles betonte das „alle“ ſo eigen, daß der Edle von Zwibal verwundert zu ihm aufſah.

„Wie meinen Sie?“

„Wie ſollt' ich es meinen? Meine theure Frau Gemahlin iſt ſo viel gereiſ't in ihrem Leben.“

Er fand es nicht „opportun“, mehr zu ſagen von allen den Wegen, welche Zerline Zebulunoff gegangen, bevor ſie nach Rom gekommen war.

Unlange darauf brachten die römiſchen Zeitungen erbauliche Berichte über die Taufe der „ebenſo ſchönen und reichen als tugendhaften jüdiſchen Baronin, welche ſich aus reinſter Ueberzeugung der alleinſeligmachenden Quelle des Heils zugewandt hat". Ein Kardinal war der Pathe, eine Ducheſſa die Pathin der Täuflingin, welche auf beſonderen Wunſch Sr. Heiligkeit den Namen Katharina annahm, als den Namen der heiligen Katharina von Siena, welche ſie zu ihrer Schutzpatronin erkoren hatte.

Seither wuſſte der Herr Hofrath dem Herrn Geheimen Legationsrath, zu welchem Titel und Rang es der weiland Herr Monopolrath bereits gebracht hatte, von Zeit zu Zeit allerhand Intereſſantes über die Frau Baronin Katharina von Porkeles mitzutheilen. Sie ſei eins der eifrigſten und wirkſamſten Werkzeuge der römiſchen Politik, thätig insbeſondere als Vermittlerin zwiſchen den klerikalen Parteien, Fraktionen und „Centren" der verſchiedenen Länder Europa's. Der Jeſuiten-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die Nihiliſten.

...

Von

Johannes Scherr.

Dritte durchgeſehene Auflage.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1885.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

Die Nihiliſten.

„Warum willst du dich von uns allen
Und unserer Meinung entfernen?“
Ich schreibe nicht, euch zu gefallen;
Ihr sollt was lernen.

Göthe.

1.

Bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hin verharrte Rußland in dem Dämmerungszuſtand einer aſiatiſchen Deſpotie. Das Jahr 1689, allwo Peter der Erſte die Selbſt- und Alleinherrſchaft antrat — die bis 1697 währende Mitzarſchaft ſeines älteren, an Körper und Geiſt ſchadhaften Bruders Iwan war nur ein Scheinen und Sein — dieſes Jahr 1689 markirte deutlich das beginnende Herausſchreiten Rußlands aus dem Halbdunkel des Aſiatenthums in die europäiſch-geſchichtliche Tageshelle. Von einem „Herausſchreiten“ iſt freilich, ſtreng genommen, nicht zu reden. Zar Peter hat als der gewaltthätigſte Völkerſchulmeiſter, den es jemals gegeben, Rußland aus Aſien herausgefchleift und nach Europa hereingeknutet.

Dieſer Kraftmenſch war ein Revolutionär von einer Kühnheit, Energie und Rückſichtsloſigkeit ſonder gleichen, ein Schreckensmann, mit welchem verglichen die Danton, Saint Juſt und Robespierre idylliſche Schaafmeibläſer geweſen ſind. Der Ur- und Erzzar,

welcher nicht anſtand, auf dem Altar der ihn beherrſchenden Idee, die Ruſſen müſſten zu einem Kulturvolk gemacht, das moſkowitiſche Zarthum müſſte in ein europäiſch großmächtiges Kaiſerthum verwandelt werden, ſeinen erſtgeborenen Sohn zu opfern, er war in ſeinen Sitten ein roher Barbar, in ſeinem Schauen und Denken aber ein moderner Menſch und zweifelsohne ein Genie der That. Er ſtellte ſich eine rieſige Aufgabe und hat ſie als richtiger Rieſe durchgeführt und gelöſt.

Eine ganz andere Frage iſt jedoch, ob ſein Werk der Natur und Weſenheit ſeines Volkes entſprochen habe und zu deſſen wirklicher Wohlfahrt ausgeſchlagen ſei. Er ſelbſt hatte ſich, ſo zu ſagen, mit einem Sprung, mit einem rechten Salto mortale, aus Aſien nach Europa herübergeſchwungen und forderte dann, daß ihm ſeine Ruſſen dieſes verzweifelte Experiment nachmachten. Sie vermochten es nicht. Ihre erbarmlichten Verſuche, den Sprung zu thun, waren halb lächerlich, halb mitleidswürdig anzuſehen. Sie blieben auch in der ihnen brutal aufgezwungenen europäiſchen Tracht noch lange Aſiaten. Zur koloſſal vorſchreitenden territorialen Ausdehnung Ruſſlands ſtand der innere Vorſchritt, der intellektuelle und moraliſche, der politiſche und ſociale, im ſchreiendſten Mißverhältniß. Dem aſiatiſch trägen moſkowitiſchen Bärenfell war der ruſſiſche Großmachtshochmuth eingeimpft worden. Nach außen alſo die Wucht einer

beständigen Eroberungsdrohung, nach innen das lastende Gefühl einer allgemeinen Unterwürfigkeit. Ein Herr und Millionen von Sklaven in verschiedenen Abstufungen der Knechtschaft. So das von Peter, genannt der Große, geschaffene russische Reich [1].

Nach dem Tode des genialen, kühnen und erbarmungslosen Jakobiners auf dem Zarenthron, welcher dem offiziellen Rußland den unauslöschbaren Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, folgten mit kurzen Unterbrechungen jene abenteuerlichen Weiberherrschaften von Katharina der Ersten bis und mit Katharina der Zweiten. Im Verlaufe dieser Zeit hat in dem unausgesetzten Ringen von Altmoskowitischem mit Neurussischem die absolutistisch-moderne Staatsidee Peters des Großen schließlich einen scheinbar vollständigen Sieg davongetragen. Katharina die Zweite hat diesen Sieg schlau despotisch zu handhaben und auszunützen verstanden, ihr Sohn Paul hat denselben brutal tyrannisch gehandhabt und nicht auszunützen gewußt. Vom russischen Volk war bei allediesem nur die Rede als von einem Gegenstande des Verbrauchs für die Absichten und Zwecke des Zarismus. Von der russischen Aristokratie nur als von einem unbedingt willigen Werkzeuge der zarischen Autokratie.

1. Die schärfste Darstellung der petrinischen Revolution gibt Ernst Freiherr von der Brüggen in seinem Buch: „Wie Rußland europäisch wurde", Leipzig 1903.

Mitunter jedoch erhob der alte Bojarengeiſt ſein Haupt aus dem Staube der Sklaverei-Gleichheit und erinnerte in jener Art, d. i. mittels erſtickender Servietten und erwürgender Officiersſchärpen, das Zarthum daran, daß „unſere ruſſiſche Magna Charta die durch Meuchelmord temperirte Tyrannei“ ſei [1]. So in der dritten Nachmittagsſtunde vom 17. Juli 1762 zu Ropſcha, ſo in der Nacht vom 23. auf den 24. März von 1801 im Michailowpalaſt zu Petersburg. Ja wohl, die ruſſiſchen Ariſtokraten, welche Peter den Dritten und Paul den Erſten „expedirten“, ſie haben die ruſſiſchen Demokraten gelehrt, wie unter Umſtänden mit ruſſiſchen Zaren umzuſpringen wäre.

In der Geſchichte des modernen, d. h. des nach-peter'ſchen Ruſſlands iſt alles fieberiſch, ſprunghaft, gewaltthätig, — alſo ganz ſo, wie die durch den Erbauer von Petersburg bewerkſtelligte Staatsumwälzung geweſen war. Nirgends und nie die geſunde Stätigkeit normaler Entwickelung. Ueberall ein Haſten

1) Unlange nach der Kataſtrophe Pauls des Erſten führte ein ruſſiſcher Würdenträger den Grafen Herbert von Münſter, hannover'ſchen Geſandten in Petersburg, im michailow'ſchen Palaſt herum und ſchilderte ihm an Ort und Stelle die ſchrecklichen Einzelheiten der Ermordung Pauls. Als Münſter darob ſich entſetzte, ſagte der Ruſſe kaltblütig: **„Mais mon dieu! Que voulez-vous, monsieur le comte? C'est notre magna charta: la tyrannie tempérée par l'assassinat.“**

nach den Früchten von ungepflanzten Bäumen. Allzeit eine Sucht, die Resultate einer nichtgethanen Kulturarbeit vorwegnehmen zu wollen. Darum hat auch ein wissender Russe von der Treibhausliteratur seines Landes gesagt, selbige sei „nur ein auf einen Misthaufen hingeworfener Strauß von künstlichen Blumen". Da nicht und dort nicht organisch wohnes Werden und Wachsen, wie solches eben nur in der Luft gesetzmäßiger Freiheit gedeihen kann, sondern vielmehr ein willkürlich mechanisches Machen und ein künstliches Gemachtsein. Alles Schablone, hier die bureaukratische, dort die liberale. Ein gieriges und doch zugleich widerwilliges Handiren mit lauter importirten Vorstellungen und Tendenzen. Infolge dessen immerfort Nachahmung; nicht selten außerordentlich geschickte Nachahmung, aber doch überall nur solche. Der flagrante Mangel an initiativer Kraft und die Armuth an Ursprünglichkeit durchweg erwiesen. Dabei ein hochmüthiges Uebersehen, ja sogar ein Uebersehenwollen der nothwendigen Zwischenglieder in der Kette intellektueller und materieller Entfaltung und demnach ein fürwitziges Zum-Ende-Eilenwollen, bevor ein richtigbemessener Anfang gewonnen ist.

So hat es der russische Despotismus getrieben und so trieb und treibt es der russische Nebellismus. Wie jener wähnte und wähnt, alles und jedes erzwingen zu können, gerade so auch dieser. Gewalt

samkeit war die Losung von beiden. Es ist das böse Verhängniß des von Natur wohlbeanlagten und gutgearteten russischen Volkes geworden, daß die ihm unvermittelt und plötzlich aufgezwungene Europäisirung ein schleichendes Gift in sein Blut gegossen hat. Weil der Zarismus es dereinst unternahm, Russland aus Asien nach Europa herüberzuzerren, vermaß sich nachmals der Nebellismus in ungeheurer Verblendung, Russland aus der Knechtschaft in die Freiheit hinüberzusprengen zu können — mittels Dynamits. Und in was für eine Freiheit? In die der anarchischen Willkür, der wilden Leidenschaften und des Kulturhasses.

Wie es damazumal in Russland aussehen und hergehen müßte, lassen uns schon jetzt vorhandene Merkmale leicht errathen. Der Zarismus hat, indem er sich von der moskowitischen Tradition lossagte, eine officielle Welt geschaffen, welche, den Anlagen und Instinkten des russischen Volkes fremd, ja feindlich gegenübergestellt, dasselbe bald nur noch als einen Gegenstand der Ausnützung, Ausbeutung, Auspressung ansah und behandelte. Diese officielle Welt, auf dem Boden des eigenen Landes wie eine ausländische Schmarotzerpflanze wuchernd, verfiel mit der Zeit jener notorischen Verderbniß, die dem Kaiser Nikolai das schreckliche Wort abzwang: „Ich und mein Sohn sind in Russland die einzigen Personen, welche nicht stehlen“. Weder die eiserne Hand dieses

Zaren noch die milde seines Nachfolgers vermochte dem Uebel an die Wurzel zu kommen. Es stellte sich seit der Zeit Alexanders des Ersten immer deutlicher als eine brutale Thatsache heraus: die ganze Staatsverwaltung in allen ihren Auszweigungen ist wurmstichig, durchseucht und angefault.

Einer so beschaffenen offiziellen Welt schroff gegenüber und doch, aus auf der Hand liegenden Gründen, völlig gleichartig mit ihr entwickelte sich in Rußland eine revolutionäre. Jedermann weiß, daß und wie der neuzeitliche Kapitalismus, obzwar sehr wider seinen Willen, den Sozialismus gezeugt hat. Gerade so zeugte der Zarismus, wie er nun einmal war, auch dem Zaren zum Trotz war, ohne es zu wissen und zu wollen den Nihilismus.

Laßt uns dieser Erscheinung nähertreten, um sie in ihrem Wesen und Wachsen, in ihrem Wollen, Wandeln und Handeln zu betrachten.

2.

Der erste im Sinn und Geist der modernen Staatsidee in Rußland unternommene und im December von 1825 so kläglich verlaufene Revolutionsversuch ist ganz und gar ein Werk des Geburts- und Intelligenzadels gewesen. Die militärischen Putscher von damals, die unglücklichen Decembermänner („Dekabristen"), waren lauter vornehme Herren, lauter richtige Aristokraten, gerade wie das die Palaistrevoluzer von 1762 und 1801 auch gewesen waren. Aber die idealpolitisch schwärmenden Junker von 1825 unterschieden sich doch sehr bedeutend von den realpolitisch mordenden Junkern von 1762 und 1801. Diese hatten nur einen andern Zaren gewollt, jene träumten von der Einführung des Zarismus durch den verfassungsmäßigen Rechtsstaat. Mit andern Worten: die Mörder Peters des Dritten und Pauls des Ersten hatten eine persönliche Revolte vollzogen, die Dekabristen planten eine politische Revolution. Der Galgen auf dem krönwerkschen Wall der Peter- und Paulsfestung, die Einöden Sibiriens, und die

Bergwerksnacht von Nertschinsk lehrten die armen Idealisten von 1825 über die „Thorheit“ ihres Unterfangens nachdenken.

Nun kam über Russland die große moralische Eiszeit der Regierung des Zaren Nikolai, dessen Speichel bekanntlich kein russischer Hofschranz oder „Tschinownik“, sondern vielmehr ein deutscher Komödiant und preußischer Hofrath am beflissensten geleckt hat. Die bedrohlichen Ereignisse, welche die Throngelangung des neuen Kaisers begleitet hatten, waren für ihn eine unerschöpfliche Quelle der Bitterkeit und des Hasses geworden. Er hatte die ihm vonseiten des Liberalismus momentan bereitete Gefahr wie eine persönliche Beleidigung empfunden. Darum verfolgte er alles, was auch nur von ferne mit den neuzeitlichen Ideen verwandt war oder schien, mit kalter Unerbittlichkeit. Das oberste, das einzige Gesetz für Russland und, soweit möglich, für Europa, ja für die „Welt“ sollte sein zarischer Wille sein. Droben bei ihm der unfehlbare Befehl, drunten der stumme Gehorsam. Sein Ideal vom Menschen war der Feldwebel, wie denn auch seine eigene Begabung, Bildung und Anschauung über die Fläche der richtigen Feldwebelei kaum sich erhob. Aber er war ein ehrlicher Charakter, folgte seiner Ueberzeugung von der ausschließlichen Vortrefflichkeit der alleinseligmachenden Autokratie und hat sich nie zur Heuchelei erniedrigt. Nie hat er mit dem Liberalismus schön-

gethan, nie mit der Aufklärung geliebäugelt. Er war ein ganzer Despot, aber er war auch ein ganzer Mann, das muß man ihm laſſen. Nichts Falſches, nichts Halbes an und in ihm. Er beſaß auch Pflichtgefühl und arbeitete redlich an dem, was er für die Wohlfahrt ſeines Volkes anſah, ſoweit er eben überhaupt zu arbeiten verſtand und vermochte. Der furchtbaren Korruption der Leute vom „Tſchin", d. i. der geſammten Beamtenſchaft von unten bis oben, ging er energiſch zu Leibe. Freilich vergeblich. An der Stelle *eines* ertappten Diebes ſtahlen hunderte, tauſende ruhig weiter. Ein nicht kleiner Theil der ruſſiſchen Bureaukratie war allem gelegentlichen Drein- und Durchfahren des unerbittlichen Zaren zum Trotz nur eine auf Gegenſeitigkeit baſirte Raubaſſociation. Und dieſe Bande von kleinen und kleinſten, wie von großen und größten Dieben war doch zugleich der Träger des ganzen Syſtems zariſcher Allmacht und ſollte und wollte als Abglanz und Werkzeug zariſcher Majeſtät geachtet, gefürchtet oder wohl gar geliebt ſein. Welchen Haß, welchen Abſcheu mußte dieſer Widerſpruch in denkenden Ruſſen wachrufen! Und war es ein Wunder, daß dieſer Haß und Abſcheu ſchließlich von den Werkzeugen der Krone auf dieſe ſelbſt und auf ihren Inhaber übergetragen wurde? Für ſeine größenwahnwitzige Einbildung und Anmaßung, alles zu wiſſen und alles zu können, wurde und wird der Abſolutismus gerechterweiſe allezeit

und überall dadurch bestraft, daß er zuletzt auch alles verschuldet haben mußte und muß. Wer sich erdreistet, den Gott spielen zu wollen, läuft unter Umständen Gefahr, für den Teufel gehalten zu werden.

Einem Genie vom ersten Range, einem Genius des Gedankens und der That zugleich, dem wäre es *vielleicht* gegeben gewesen, Rußland aus der Knechtschaft und Korruption in die Freiheit und Gesittung herüberzuführen. Nicht in die Freiheit der Chimäre und Utopie, wie sie in den kranken Gehirnen von Nihilisten sich spiegelte, sondern in die Freiheit des Gesetzes und der Menschlichkeit. Ja, ein solches Genie hätte es vielleicht vermocht, die russische Volksseele mit europäischen Anschauungen zu erfüllen und zu versöhnen, die zwischen der ungeheuren Mehrzahl der Nation und der Welt des „Ichbin" klaffende Kluft zu überbrücken und so als ein rechter Kulturheld das von Peter dem Großen nur äußerlich angehobene Werk auch innerlich zu vollenden.

Kaiser Nikolai hatte von einem solchen Beruf nicht die entfernteste Ahnung. Er war eben der, der er war, und als solchem ist es ihm gelungen, den Zarismus zum „odium generis humani", zum Abscheu der Welt zu machen.

Was von Wissen, Willen und Kraft in ihm war, setzte er daran, *sein* zarisches Ideal zu verwirklichen: also nach außen dem moskowitischen Ausbreitungs-

trieb mittels Länderverschlingungen zu schmeicheln und im Innern über alles nicht amtlich gestämpelte Empfinden, Denken und Wollen, über alles höhere Regen, Bewegen und Streben die dicke Eisdecke absoluter Bevormundung hinzubreiten.

Das Schweigen der Nacht legte sich auf Rußland, ein unheimliches Schweigen, aus dessen Dunkel nur dann und wann verstohlen ein genialer Sarkasmus Puschkins aufblitzte — die von der Censur unterdrückten Stellen in „Eugen Onägin". Oder auch schrill aus der Stille dieser Kirchhofsruhe ab und zu ein satirischer Geißelschlag Gribojedoffs, ein lyrischer Verzweiflungsschrei Lermontows, ein sardonisches Lachen Gogols.

Der Zar hatte kein Verständniß für solche Zeichen der Zeit. Er konnte sich ja schmeicheln, sogar die Muse Puschkins zur Schleppträgerin des Zarismus gepreßt zu haben. Er erlaubte, daß Gogols berühmte, die Verderbniß der Welt des „Tschin" bis ins Mark der Knochen treffende Streitkomödie „Der Revisor" aufgeführt wurde, wohnte selber einer Aufführung an, ließ nachher den Dichter in seine Loge rufen und sagte ihm allergnädigst: „Höre, ich habe mich über dein Stück fast todtgelacht". Worauf Gogol trocken: „Majestät, ich hatte mit meiner Komödie etwas anderes beabsichtigt". Für das „andere" mangelte dem Zaren der Merker. Seine Augen und Ohren waren nicht solche, welche die Dinge sehen

und hören, wie ſie ſind. Somit hätte er ſehen und hören müſſen, daß und wie unter der belagten dicken Eisdecke die Zeit doch und trotz alledem weiter ſtrömte.

Ein Merkmal dieſer Weiterſtrömung, das er ſehen und hören mußte, war die polniſche Inſurrektion von 1830. Aber die Niederſtampfung dieſes Aufſtands wurde für ihn zu einem neuen und kräftigen Motiv, im ſtrikten Zarismus zu verharren. Dazu kamen die knechtſchaffenen Huldigungen, welche ihm, als dem „Hort der konſervativen Intereſſen", die kontinentalen Höfe und ihre Schreibſklaven jahrein jahraus darbrachten. Umwirbelt von dieſen Weihrauchwolken, erſchien der Zar der ganzen europäiſchen Höfe und Hofräthewelt als „die göttliche Geſtalt im Norden", als welche ſpäter ſein Sohn vom engliſchen Premierminiſter Gladſtone lobpſallirt worden iſt. Von dieſem Gladſtone, welcher den modernen John Bullismus, d. h. die vollendete Ineinsbildung von brutaler Selbſtſucht und ſchwülſtiger Scheinheiligkeit, in ſeiner Perſon ſo klaſſiſch darſtellt, daß man ihn erfinden müſſte, ſo er nicht exiſtirte.

Die Ruſſen, nämlich ſolche, deren Geiſt nicht den amtlich-zariſchen Stämpel trug, bildeten ſich unter dem Regiment Nikolai's zu Heuchlern aus, welche mit „freien Briten" vom Schlage Gladſtone's hätten wetteifern können. Das ganze nichtofficielle Rußland, ſoweit es aus mehr oder weniger „Gebildeten"

beſtand, heuchelte, muſſte heucheln, wenn es nicht entweder ſeinen Anſchauungen und Ueberzeugungen entſagen oder aber den tauſendäugigen Argwohn der politiſchen Polizei auf ſich lenken wollte. Dieſe „geheime“ Polizei wurde bekanntlich von der ſogenannten „dritten Abtheilung von Sr. Majeſtät eigener Kanzlei“ aus geleitet, einem Werkzeuge deſpotiſcher Willkür, welches an Furchtbarkeit die weiland venetianiſche Staatsinquiſition weit überbot. Der Chef der dritten Abtheilung, nur dem Zaren verantwortlich, ſaß im Mittelpunkte des rieſigen über Ruſſland, ja über Europa gebreiteten Fangnetzes, gewoben aus Späherei und Angeberei, und ſchleuderte ſeine Sendboten, die hellblau uniformirten Gensdarmerie-Officiere, als Schreckensträger in die Provinzen. Jeder Ruſſe, welcher auf dem Grunde ſeiner Seele die Freiheitsidee des Jahrhunderts trug, muſſte zu jeder Stunde gewärtig ſein, daß das Fangnetz ihn faſſte. Ein unbedachtes Wort, ja eine unbewachte Gebärde konnte ihn verdächtig machen, kein guter Unterthan vom zariſchen Ordonnanzmaß zu ſein. Verdächtig ſein hieß aber zumeiſt ſo oder ſo verloren ſein. Einkerkerung, Verbannung in öde Gegenden „im Innern“ oder „Verſchickung“ nach Sibirien, das waren die Mittel, womit eine fürſorgliche „dritte Abtheilung“ die von den „ruchloſen revolutionären Ideen Weſteuropa's“ angegiftete ruſſiſche Jugend zum Kredo des ſtrammen Zarismus zu erziehen trachtete.

Wie aber der ſtets geſpannte Bogen an Schnellkraft einbüßt, ſo erſchlaffen die fortwährend peinlich geſtrafften Sehnen des Despotismus allmälig. Auch läßt ſich ja das elektriſche Fluidum einer Zeitſtimmung nicht fangen, nicht einkerkern, weder verbannen noch „verſchicken“. Die Stimmung des 19. Jahrhunderts iſt ſo herrſchend eine ſkeptiſch kritiſche, oppoſitionelle, umwälzende, daß der Glaube an das Beſtehende, ſelbſt da, wo er noch ehrlich vorhanden, nur als eine Selbſttäuſchung erſcheinen muß. Das mag ſehr traurig ſein, iſt aber wahr. Die Götter ſind gegangen und die Menſchen — im Hochſinn des Wortes — noch nicht gekommen. Werden auch nie kommen. Das goldene Zeitalter liegt nicht hinter uns, aber das eiſerne, eiſernſte vor uns. Schon hat ja der Kampf ums Daſein wildeſte Formen anzunehmen begonnen und er wird immer wüſtere annehmen, um ſo raſcher, als eine faſelnde und feige Schulweisheit fortfährt, zu träumen, man könne raſende Beſtien mittels philanthropiſcher Limonade zähmen. Zwar die Außenwände des ſocialen Bauwerkes, auf deſſen Herſtellung und Erhaltung achtzehn Jahrhunderte ihr Wiſſen und Können verwandt haben, ſtehen noch, und zwar glänzend und gleißend von eitel „Fortſchritt“, prangend und pralend mit Triumphen der Wiſſenſchaft, des Schwindels und der Reklame. Aber das Innere iſt verrottet durch und durch, zerfreſſen, ausgehöhlt. Die Inſaſſen, rath-

und muthlos, wagen nicht, ſich zu geſtehen, daß ſie im Grunde ihrer Seelen an nichts mehr glauben, und ſuchen in ihrer inſtinktiven Angſt vor dem herandrohenden großen Erd- oder vielmehr Geſellſchaftsbeben krampfhaft ſich zu überreden, ſie glaubten noch an die Altäre und an die Throne.

So weit war man in den 30ger und 40ger Jahren des Jahrhunderts noch nicht, obzwar die Propheten der ſocialen Revolution, die Owen, Saint Simon und Fourier ihre Orakel ſchon geſpendet hatten. Im nikolai'ſchen Rußland genoß dazumal ein anderer Prophet nahezu abgöttiſcher Verehrung. Das war der Hegel, von welchem ſolche, die ihn verſtanden zu haben wähnten, behaupteten, er trüge unter dem Amtstalar eines königlich preußiſchen Staatsphiloſophen auch ſo etwas wie eine revoluzzioche Bluſe. Jedenfalls glaubten ſtrebſame Ruſſen in dem fürchterlichen Kauderwelſch der hegel'ſchen Terminologie die Geheimſchrift entdeckt zu haben, allworin die Freiheitsidee ihre intimſten Offenbarungen niedergelegt hätte.

Begeiſtertere Jünger als in Rußland hat die Hegelei nirgends gefunden, nicht einmal im tübinger „Stift". Und wunderlicherweiſe war die Hauptburg des Altmoſkowiterthums, die „heilige Stadt" Moskau, der Hauptſitz des bis zum Fanatismus, bis zur Narrheit getriebenen Studiums der hegel'ſchen Philoſophie. Hier hatte der ſo zu ſagen Patriarch dieſes Studiums,

Stankjewitsch, einen Kreis von jungen Männern um sich versammelt, welche sammt und sonders vom Hegel angeregt und beeinflusst worden sind, obzwar ihre Wege später weit, sehr weit auseinandergingen. Denn da waren Aksakow, welcher nachmals aus der weltbürgerlichen Freiheitsschwärmerei in die engherzigste Slavophilie hinübervoltigirte, und Katkow, welcher aus dem Arsenal der Hegelei die Waffen holte, womit er später als publicistischer Hauptkämpfer für den Zarismus sans phrase focht. Da waren ferner der junge Historiker Granowski, welcher sein Katheder zu einem Anwaltspult für die liberal konstitutionelle Staatsidee zu machen suchte, und der hochbegabte Belinski, der die deutsche Kritik in die russische Literatur einführte und sich dadurch in dieser einen großen Stand schuf. Da, in diesem Kreise, in welchem Hegel übrigens seine anfängliche Alleinherrschaft bald mit Saint Simon, Fourier und Proudhon theilen musste, verkehrten auch Herzen und Bakunin, der eine bestimmt, der Prophet des russischen Socialismus, der andere der Katangelist des Nihilismus zu werden.

3.

Es ist kennzeichnend für die russische Gesellschaft, daß die Träger und Pfleger des Umsturzgedankens vom Anfang bis heute fast ausnahmelos entweder aus den höheren und höchsten oder aber aus den niedrigsten Schichten hervorgegangen: aus dem Geburtsadel und dem „Tschin" da, aus der Bauern- und Popenschaft dort. Anderwärts hat seit der Restaurationsperiode der Wunsch und Trieb und Drang nach vorwärts überall vorzugsweise im besitzenden und gebildeten Mittelstand gelebt und gearbeitet. Wenigstens, soweit die Vorschrittsregung innerhalb der Schranken des liberal-konstitutionellen Princips sich hielt. Daher die äußerst maßvollen Forderungen, welche dieser Liberalismus stellte und die scharfe Betonung der gesetzmäßigen Mittel und Wege, womit und auf welchen die Befriedigung dieser Forderungen angestrebt und erreicht werden sollte. In Rußland gab und gibt es aber einen solchen Mittelstand, ein besitzendes und gebildetes Bürgerthum nicht. Die Freiheitsidee konnte demnach wesent-

lich nur bei den Extremen der Gesellschaft eine Heimstätte finden, hoch oben oder tief unten, und daraus erklärt es sich, daß sie zumeist nur in der Form extremer Worte und extremer Thaten zur Erscheinung kam. Nicht die verständige Einsicht und die besonnene Erwägung leiteten ihre Bekenner, sondern vielmehr die blinde Leidenschaft und die tollkühne Wuth.

Noch eine andere Thatsache drängt sich gerade hier in unsern Gesichtskreis. Diese, daß wie die deutsche Philosophie und Kritik und wie der französische Socialismus so auch der Revolutionsgedanke in Rußland nur ein fremder Einfuhrartikel und darum der Masse des russischen Volkes antipathisch war. Zwar versuchten die russischen Revoluzer ihre Agitation wiederholt an den althergebrachten bäuerlichen Gemeinde Kommunismus anzuknüpfen, aber diese Anknüpfung riß immer wieder entzwei. Der altväterlich bäuerliche Gemeinde Kommunismus wollte mit dem wissenschaftlichen Socialismus und mit dem revoluzionären Kommunismus des 19. Jahrhunderts nichts zu schaffen haben. Vergebens gingen die Nihilisten und Nihilistinnen „ins Volk". Dieses, in seiner Masse genommen, stieß sie aus oder hielt sie auch fest, aber nur, um sie der Polizei zu überliefern. Wie hätte denn auch die russische Volksmasse für die „entwickeltsten" Ideen des Jahrhunderts Sinn und Verstand haben können? Diese Volksmasse, in

deren moraliſche Verſumpftheit ſeit Jahrhunderten nur die zwei vagen Vorſtellungen „Gott“ und der „Zar“ einige ſchwache Regungen gebracht hatten. Und was wuſſten die Herren Revoluzer, die Herzen, Bakunin, Tgarew und wie ſie alle hießen, überhaupt vom ruſſiſchen Volke? Blutwenig oder gar nichts. Vollends davon, was es hieße, ſein tägliches Brot verdienen zu müſſen, hatten ſie gar keine Vorſtellung. Ueberhaupt nicht davon, was ernſte Arbeit ſei, ſie, die nicht ausdauernd gearbeitet, ſondern nur an dieſer und jener Wiſſenſchaft herumgenaſcht hatten.

Und ſolche überflüſſige Exiſtenzen, ſolche Nichtsthuer, ſolche ſchmarotzende Schwelger am „Tiſchlein, deck' dich!“ faſelten davon, ihr Volk befreien und die Welt verbeſſern zu wollen? Fürwahr, niemals haben dünkelhafte Abſtraktoren von anderen noch dünkelhafteren Abſtraktoren ausgetiftelte abſtrakte Theorieen mit ſo leichtfertiger Vermeſſenheit auf die Wirklichkeit anzuwenden ſich erdreiſtet wie dieſe ruſſiſchen Phantaſten und Fanatiker.

Einer der beſten darunter oder wohl der allerbeſte war Alexander Herzen. Er iſt wenigſtens nie in die pöbelige Gemeinheit und Schmutzerei des anarchiſtiſchen Wahnwitzes hinabgeſunken. Vielleicht mag es erlaubt ſein, zu ſagen, daß er das, wie nicht minder die in ſeinen reiferen Jahren bethätigte Arbeitskraft und Arbeitsluſt, dem germaniſchen Blut verdankte, welches von mütterlicher Seite her in ſeinen Adern

floß. Seine Mutter war ja eine schöne und gemüthliche Schwäbin, Henriette Haag, welche der Bojarenabkömmling und Gardehauptmann Iwan Jakowlew i. J. 1811 aus Stuttgart mit nach Moskau gebracht hatte als „Kaffeeschenkin“. Sie schenkte dem großen Herrn den Kaffee ein und nebenbei schenkte sie ihm zwei Söhne, welche der Vater zwar nicht legitimirte, aber doch thatsächlich anerkannte und auf dem Fuße seines Standes und Reichthums in seinem Hause erziehen oder vielmehr aufwachsen ließ. Er gab ihnen nicht seinen, sondern den Namen Herzen, um, wie er sagte, „seiner herzlichen Neigung für ihre Mutter Ausdruck zu geben“ [1]. Den älteren der Söhne,

1) Ich habe diese Frau i. J. 1851 in Zürich kennen gelernt und erinnere mich, daß sie noch als Greisin recht hübsch und liebenswürdig war. Auch von den besten Manieren. Sie wohnte damals in dem östlich ob der Stadt gelegenen Hause, in welchem vor Zeiten der alte Bodmer Klopstock, Wieland und Göthe als seine Gäste empfangen hatte. Sie war nach Zürich gekommen, um einen tüchtigen Lehrer für den Sohn ihres Sohnes Alexander zu suchen, einen bildschönen, aber taubstummen Knaben von 4 oder 5 Jahren. Der Lehrer wurde ermittelt und angestellt und bald darauf reiste Frau Henriette mit dem kleinen Kola und dem jungen Pädagogen zu ihrem Sohn Alexander, welcher sich damals mit seiner Frau in Nizza befand. Sie gelangte nicht dahin. Denn auf der Fahrt von Marseille, wo sie sich eingeschifft, ging das Schiff im Sturme zu Grunde und weder sie noch ihr Enkel noch der Hauslehrer gehörten zu den Geretteten. Diese Katastrophe war die mittelbare Ursache einer weiteren, die mittel-

Alexander, bevorzugte er so auffallend, daß dieser, herangewachsen, sich seines Bruders gegen den Vater annehmen mußte. Es zeugt immerhin von einer edleren Natur, daß dieser in allem Ueberfluß und Luxus geborene und erwachsene, möglichst verhätschelte Knabe, dem schon als solchem alle Wege zu einer leichten, raschen und glänzenden Laufbahn im „Tschin" geöffnet und geebnet wurden, in seinen Jünglingsjahren mit ernsteren und höhern Dingen sich beschäftigte als mit den erbärmlichen Zeitvertreiben, wie sie unter den jungen reichen und vornehmen Wüstlingen von Moskau und Petersburg heimisch und „guter Ton" waren. Es war weder leicht noch verdienstlos, vor der Ansteckung durch die Pest einer Ausschweifung sich zu bewahren, wie sie allzeit unter despotischen Regierungen grassirte und grassirt, von oben herab weit mehr gefördert als gehemmt. Ja, es gehörte schon ein nicht gemeiner Geist und ein fester Wille dazu, in dieser von Puschkin gebrandmarkten Welt —

„In dieser Welt voll Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform gesteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,

bare Ursache vom Tode der Frau Alexander Herzens in Nizza — eine Tragödie, in welcher leider ein namhafter deutscher Dichter eine nichts weniger als „dankbare" Rolle gespielt hat. Herzen selbst starb 1870 in Paris.

Spione, frömmelnder Koketten
Und Sklaven, stolz auf ihre Ketten —
In dieser Welt der Heuchelei,
Des Lugs, des Trugs, der Kriecherei,
Verschmitztheit, Rohheit, Alltagsleere,
Klatschsucht, Verleumdung, Unnatur,
In diesem Tugendgrab, wo nur
Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre" —

nicht ein moralischer und physischer Schwächling zu werden, nicht mitzuversinken in den Schlamm allgemeiner Nichtigkeit und Liederlichkeit, sondern vielmehr die Flamme des Idealglaubens in der Seele zu bewahren und derselben durch Kenntnisznahme von den zeitbewegenden Gedanken und Strebungen Nahrung zuzuführen. Daß Herzen, als er nach sehr trüben unter und mit dem nikolai'schen Regiment auch persönlich gemachten Erfahrungen später vom Ausland her höchst energisch publicistisch die Umwälzung in Rußland zu fördern unternahm, insbesondere mittels seiner berühmten Zeitschriften „Kolokol" (die Glocke) und der „Polarstern", in den grellen Irrthum verfiel, sein Vaterland wäre die geeignete Stätte für eine demokratische, ja für eine socialistische Republik, das mag man dem „sonderbaren Schwärmer", welcher für seine Person aus dem Zarismus so leicht in den Fourierismus hinüberhüpfte, zu gute halten, so man sich dessen erinnern will, was weiter oben über das Plötzliche, Unvermittelte, Sprunghafte und Gewalt-

ſame im geſammten modernen Ruſſenthum geſagt worden iſt.

Wenn Jakowlew-Herzen nur ein von der Bank gefallener Edelmann war, ſo iſt dagegen der drei Jahre jüngere Michail Bakunin ein echter geweſen. Seine reichbegüterte Familie zählte zu den altbojariſchen und ein ſtarker Zug von moſkowitiſchem Bojarenthum iſt in dieſem Muſtertypus eines Nihiliſten und Anarchiſten immer haften geblieben bis zuletzt. Im übrigen ſtellte ſich dieſes Kraftgenie und Bummeltalent, dieſer Erzphantaſt und gefrorene Fanatiker als ein Abenteurer dar, ſo lang er war, und er war bekanntlich ſehr lang. Sein Lebenslauf ergibt als Summe, daß er eine jener unheimlichen Figuren geweſen, welche in den Rahmen der beſtehenden Geſellſchaft nicht hineinpaſſen, hiervon ein ſtarkes Gefühl haben und, von dieſem getrieben, ihre Kraft in allerhand mehr oder weniger tollen Verſuchen, den Rahmen zu ſprengen, verpuffen. Zu anderen Zeiten wäre der lange Bakunin ſo etwas wie ein Robert Guiſkard geworden oder ein Hernando Cortez oder ein Franciſko Pizarro oder ein Ceſare Borja. Zu unſerer Zeit hat er es nur dazu gebracht, der Commis Voyageur der Revolution **par excellence** zu werden, welcher auf Putſch reiſ'te, in Krawall machte und überall mitthat, wo etwas loswerden wollte oder loswar. Aus einem untauglichen und trägen Artillerieleutnant zu einem Studenten der Hegelei ge-

worden, glaubte er, welcher an Wissen, an schriftstellerischem Talent und an Arbeitsamkeit einem Herzen weit nachstand, in sich den Beruf zu verspüren, als Wanderapostel der europäischen, ja der universalen Umwälzung in die Völkergeschicke einzugreifen. Wie er diesem vermeintlichen Berufe nachkam und welche Geschicke ihn dabei ereilten, ist bekannt. Ebenso, daß er lange Zeit hindurch allenthalben Thoren fand, welche an seine socialistische Weltbürgerlichkeit glaubten, obzwar ihm nicht selten Aeußerungen entfuhren, welche verriethen, daß in diesem angeblichen weltbürgerlichen Revoluzer der dem Zarismus durch das Mongolenthum eingepflanzte moskowitische Ländereroberungs- und Völkerverschlingungstrieb steckte. Selbstverständlich gab es unter diesen gläubigen Thoren eine nicht geringe Anzahl von Deutschen, obgleich diese wissen konnten, wissen mußten, daß der russische Agitator vom Anfang bis zum Ende ein Todfeind Deutschlands und alles germanischen Wesens war. Nach seiner Flucht aus Sibirien — was darüber bekanntgeworden, lautet sehr fragwürdig — hat er in England, in Frankreich und in der Schweiz bis zu seinem Tode seine handwerksmäßige Agitation weitergetrieben, und zwar so toll, daß er bei etwas argwöhnischen Menschen abwechselnd verdächtig wurde, ein russischer **agent provocateur** oder ein Sendling des Panslavismus zu sein. Jedenfalls war er eine superlativisch „katilinarische Existenz". Zuletzt ge-

langte er in ſeinem Sequatſche vom alleinſeligmachenden Nihilismus bis zum Regiren der Negation, bis zum Vernichten des Nichts, wenn man von ſo Undenkbarem reden kann, und ſtarb, anarchiſtiſchen Unſinn ſchnaubend.

4.

Bis zum Jahre 1848 konnte ſich der Zar Nikolai in ſeiner Illuſion wiegen, daß unter der Eisdecke, welche er über Rußland hergebreitet hatte, nichts ſich regte und bewegte. Darum ließ er noch am 26. März jenen berühmten Ukas ausgehen, worin er dem Hochgefühl eines unfehlbaren und unbeſieglichen Selbſtherrſchers triumphirenden Ausdruck verlieh, nach verachtungsvoll auf die der Revolution erlegenen weſteuropäiſchen Regierungen geworfenem Seitenblicke ſeinen feſten Entſchluß kundgab, jedem allfälligen Verſuche des „tollen Jahres", in das heilige Rußland ſo oder ſo herübergreifen zu wollen, mit Unerbittlichkeit entgegenzutreten, und ſchließlich ſeinen getreuen Unterthanen zurief: „Unſer alter Kriegsruf: Für den Glauben, für den Zaren und für das Vaterland! wird uns auch jetzt zum Siege führen. Dann rufen wir einſtimmig: Gott mit uns! Hört es, ihr Heiden — (will ſagen: ihr ungläubigen Weſteuropäer) — und beugt euch! Denn mit uns iſt Gott".

Es ist wahr, diese stolze Zuversicht, welche „der Hort der konservativen Interessen“ zur Schau trug, wirkte in die Ferne. Namentlich nach Berlin und Wien hin. Die Träger und Werkzeuge des daselbst vorübergehend zu Boden geworfenen Absolutismus schöpften aus der Sprache des Zaren wieder Hoffnung und neuen Muth. Aber in der Nähe, im „heiligen“ Russland selbst, gaben sich gerade jetzt Merkmale kund, daß der „jungfräuliche“ Boden des Zarenreiches von dem sündhaften und zudringlichen Geiste der Zeit doch nicht mehr so ganz unbemakelt sei, wie der Ukas vom 26. März prahlerisch gerühmt hatte.

Ein solches Merkmal war die sogenannte Petraschewskische Verschwörung. Eigentlich kaum der Schatten einer Verschwörung, aber doch ein nicht kleiner Schrecken für die Machthaber. Im nächtigen Schweigen eines Kirchhofs vermag ja schon ein Windhauch, welcher den Wipfel einer Cypresse bewegt, schreckhaft zu wirken auf schwache Nerven oder beschwerte Gewissen.

So ein Windhauch, weiter nichts, war es, als etliche Tage vor dem Bekanntwerden der berliner Märzereignisse in Petersburg dem Grafen Perowski, Minister des Innern, hinterbracht wurde, es wären mittels des Steindrucks hergestellte uncensirte Blätter „schädlichen oder doch zweifelhaften Inhalts“ da und dort in der Stadt verbreitet oder wenigstens diesen oder jenen Leuten zugesteckt worden. Näheres hat man über den Inhalt dieser „Blätter“ nie erfahren.

Aber „uncenſirte“ Blätter, hinter dem Rücken der kaiſerlichen Cenſur, ja derſelben zum Trotz vervielfältigte und — horrend und ſtupend zu ſagen! — ohne daß die allwiſſende „dritte Abtheilung von Sr. Majeſtät eigener Kanzlei“ davon Witterung gehabt hätte, verbreitete Blätter, ſchon das roch, von dem „ſchädlichen oder doch zweifelhaften Inhalt“ ganz abgeſehen, ſehr ſtark nach Hochverrath und ließ ein **Komplott**, eine Verſchwörung, einen „Bunt“ ahnen.

Und wirklich und wahrhaftig, man kam einem „Bunt“ auf die Spur. Denn „wer da ſucht, der findet“.

Der Zar, höchlich betroffen, befahl eine ſtreng geheime Unterſuchung und betraute mit derſelben nicht den Grafen Orlow, den Chef der dritten Abtheilung, auch nicht den General Dubbelt, den „techniſchen“ Leiter dieſes „heiligen Amts“, ſondern den in ſolchen Geſchäften ſehr gewandten Staatsrath Liprandi. Der unterſuchte in aller Heimlichkeit dreizehn Monate lang und fand glücklich den und die geſuchten Frevler. Nämlich den Titularrath Michail Petraſchewſki und deſſen „Mitverſchworene“. Demzufolge wurden am 23. April von 1849 nachtſchlafender Weile 33 junge Männer geheimnißvoll verhaftet und in die Peter und Paulsfeſtung gebracht. Der Zar ernannte zwei Unterſuchungskommiſſionen, deren erſter der Generaladjutant Nabokow, deren zweiter der Staatsſekretär

Fürſt Galyzin vorſaß. Was die acht Monate währende Inquiſition herausinquirirte, hat man ganz wahrheitsgetreu niemals in Erfahrung gebracht. Denn was darüber amtlich kundgegeben worden, iſt eben nur, was man kundzugeben amtlich für gut gefunden hat. Für ſicher darf gelten, daß Petraſchewſki und ſeine „Mitſchuldigen" Mitglieder einer jener literariſchen Geſellſchaften waren, wie ſolche ſchon zur Zeit der Dekabriſten in Rußland geſtiftet worden. Man ſuchte und wußte ſich verbotene Bücher und Zeitſchriften aus dem Auslande zu verſchaffen, las dieſelben begierig und beſprach das Geleſene in Zuſammenkünften, welche an nach Verabredung beſtimmten Abenden ſtattfanden. Das erfuhr Liprandi durch einen Späher und Angeber, welchen er in das Haus und in den Freundeskreis Petraſchewſki's einzuſchmuggeln verſtanden hatte. Daß unter jungen Leuten, welche Fourier, Blanc und Proudhon zu ihren Lehrern und Leitern erkoren hatten, auch politiſche, d. h. hier utopiſtiſche Redensarten umgingen und daß man in dieſem Kreiſe gelegentlich von der Möglichkeit und Nothwendigkeit, in Rußland das Banner der ſocialen Revolution aufzupflanzen, nicht nur ſtill träumte, ſondern auch mehr oder minder communiſtiſch laut redete, iſt ja ganz glaublich. Daß aber irgendwelche beſtimmte Verabredungen getroffen und greifbare Pläne entworfen worden, um von Worten zu Thaten überzugehen und da und dort oder dann und wann

ſocialiſtiſche Putſchverſuche zu unternehmen, das mochte den amtlichen Andeutungen glauben, wer das Organ der Gläubigkeit in ganz beſonderem Grade beſaß.

Die Herren Inquiſitoren, wie nicht minder die Mitglieder des Kriegsgerichts, welchem die Urtheilfällung übertragen wurde, waren ſelbſtverſtändlich im Beſitze dieſes Organs. Sie fanden demzufolge heraus, daß Petraſchewſki und die in ſeine An- und Abſichten eingeweihten Mitverſchwörer den Umſturz des Zarismus und deſſen Erſetzung durch die „Anarchie“ geplant hätten. So würde denn — immer die Unfehlbarkeit des erwähnten Organs vorausgeſetzt — der ruſſiſche Anarchismus bis zum Jahr 1848, ja noch weiter zurückreichen. Für „eingeweiht“ wurden aber von den 33 Verhafteten nur 21 angeſehen und demnach als „Verbrecher“ behandelt. Die Liſte derſelben iſt bemerkenswerth: ſie beſtätigt, was weiter oben über Herkunft und Stand der ruſſiſchen Revoluzer angegeben worden. Neben Petraſchewſki ſelber verzeichnete ſie nämlich noch acht Beamte, zwei Kammerjunker, vier Gardeofficiere, zwei Schriftſteller, zwei Studenten, einen Sprachlehrer und *einen* „Bürger“.

Die 21 „Petraſchewzen“ ſind kraft eines zu Anfang Januars von 1850 verkündeten Spruches zum Tode mittels Erſchießens verurtheilt worden. Alſo glaubte ein zariſches Militärtribunal mißliebige Ge-

danken und verbotene Worte bestrafen zu müssen, denn von strafbaren Thaten hatten auch die willfährigen Augen der Inquisitoren nichts zu sehen vermocht.

Von einem der Verurtheilten, dem gewesenen Ingenieur-Leutnant Feodor Dostojewitij, existirt ein an seinen Bruder Michail gerichteter Brief, worin er den Gang beschreibt, welchen er für seinen letzten gehalten hatte. „Wir wurden auf den Semenow-Platz geführt. Daselbst ward uns das Urtheil vorgelesen, welches über uns alle die Todesstrafe verhängte. Man gab uns das Kreuz zu küssen, zerbrach Degen über unsern Köpfen und legte uns die weißen Todtenhemden an. Dann wurden wir zu Dreien an Pfähle geschlossen, um den Tod zu erleiden. Da ich der sechste in der Reihe war, glaubte ich, daß ich nur noch wenige Minuten zu leben hätte. Ich gedachte deiner, mein Bruder, und der Deinigen. Plötzlich wurde zum Rückmarsch getrommelt. Wir wurden losgebunden, zurückgeführt und man gab uns bekannt, daß Se. Majestät uns das Leben schenkte. Dann wurden die endgiltig bestätigten Urtheile verlesen“ [1].

[1] Von Nikolaus I. zu Alexander III. Leipzig 1881, 2. Aufl. S. 78. Dieses Buch gibt eine einläßliche und aus guten Quellen geschöpfte Darlegung der sogenannten Petraschewskischen Verschwörung (S. 83—112). Ich füge hier bei, daß Feodor Dostojewskij auf Fürbitten seines Studienkameraden, des berühmten Generals Todtleben, vom Zaren begnadigt

Sie lauteten je nach dem Grade der „Schuld“ auf Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken oder in Festungen und auf Zwangsdienst als gemeine Soldaten.

Dies das Schicksal der „Petrachewzen“, deren Andenken in dem eisigen Schweigen, welches sich nach dem kurzen und kleinen Geräusch, das die „höchst verbrecherische Verschwörung“ verursacht hatte, wieder auf Russland senkte, verschollen wäre, so nicht Alexander Herzen von der Fremde her daran erinnert und die sogenannte „liprandische“ Angeberei gebrandmarkt hätte.

---

wurde. Er hat sich später als Schriftsteller in der Literatur seines Landes einen Namen gemacht. Vorzugsweise mittels seines Romans **„Prestuplenije i Nakasanije“** (Verbrechen und Strafe). Dieses Buch, den sogenannten „Naturalismus“ auf die Spitze treibend, ist freilich eins der peinlichsten, die man lesen kann, wahrhaft nervenfolternd. Dabei allerdings russische Zustände furchtbar beleuchtend. Den ersten Theil verwendet der Verfasser darauf, zu zeigen, wie und wasmaßen sein „Held“, ein ~~nichtstudirender~~ Student, ein „Nihilist“ **comme il faut**, dazu kommt, um einer geringen Beute willen zwei arme alte Frauen grauenhaft zu ermorden: den zweiten Theil darauf, die feige Angst des Verbrechers vor Entdeckung zu schildern. Die „Heldin“ dieses „realistisch-naturalistischen“ Romans ist selbstverständlich eine öffentliche Dirne. Das gehört ja zum „Naturalismus“ und ohne das thut es der geschriebene oder gemalte nicht. Dostojewski starb 1881.

5.

Auch ein Gehirn, welches feiner und kräftiger organisirt war als das unter der Schädeldecke des Zaren Nikolai arbeitende, hätte schwerlich dem Schwindel widerstanden, den die dasselbe seit so vielen Jahren unausgesetzt umwirbelnden Weihrauchsdämpfe hervorrufen mussten. Traurig zu sagen, die dicksten Dunstwolken sklavischer Vergötterung des zarischen Despotismus entquollen den Turibulen, welche berliner Knutophilen schwangen. Diese Leute leisteten in der Niedertracht kaum Glaubliches. Hat doch noch im Mai von 1852 eine preußische Hofzeitung einen plattdeutschen — ja wohl plattdeutschen — ganz überschwänglichen Hymnus auf die Knute veröffentlicht, der mit den Worten anhob: „Hoch de russ'sche Knut!"

Unter solchen Umständen hätte müssen ein Wunder geschehen, so der vergötterte Zar von der moralischen Pestilenz des Jahrhunderts, welche Größewahn heißt, unberührt geblieben wäre. Das Wunder geschah nicht und so kam es, daß Nikolai in seinem

Allmachtstaumel unverſehends in die „orientaliſche“ Falle fiel, welche ihm der nachgemachte Bonaparte mit unter der Hand geleiſteter Beihilfe vom „Lord Feuerbrand“ geſtellt hatte. Er kam um in dieſer Falle. Denn zu den ſchmerzlichen Enttäuſchungen und bitteren Demüthigungen, welche ihm der Krym-Krieg bereitete, trat eine böſe „Erkältung“ hinzu, der er umſonſt zu gebieten und zu trotzen verſuchte. Als der ſchon Todkranke bei furchtbarem Froſt zu ſeiner letzten Parade reiten wollte, hielt der Leibarzt Mandt das Pferd beim Zügel zurück mit der dringlichen Warnung: „Sire, das iſt ſchlimmer als der Tod, das iſt Selbſtmord!“ Aber der Zar ritt. Wollte er ſterben? Waren ihm die Botſchaften von der Donau und aus der Krym zu einem Schreckgeſichte geworden, welches ihm plötzlich die „thönernen Füße“ des ruſſiſchen Koloſſes zeigte? War das jähe Erwachen aus dem Allmachtstraum zu unerträglich qualvoll für ihn? Vernahm er vielleicht den dröhnenden Schritt der aus den Eisſteppen Sibiriens herwandelnden Nemeſis? Umſchwirrten die Todesſeufzer der unzähligen Opfer ſeines ſtarren Deſpotismus das Krankenlager, auf welches mörderiſche Schüttelfröſte ihn geworfen? Erwachte in ſeiner, des „orthodoxen Chriſten“, des Kaiſer-Papſtes erlöſchender Seele ein Nachhall der ſtrafenden Worte, womit ihm dreiundzwanzig Jahre zuvor ein hochherzig zürnender deutſcher Dichter vor das Weltgericht der Geſchichte geladen hatte?

„Wie haben deine Schmeichler dich betrogen!
Nun wirst du — wer gedächte dich zu schonen? —
Zur ungeheuren Rechenschaft gezogen“ ....

Wer konnte sich vermessen, diese Fragen beantworten zu wollen?

Der Zar starb am 2. März von 1855, amtlichen Berichten zufolge stramm, wie er gelebt, ruhig und gefaßt dem Ende entgegensehend. Jedenfalls ist er gestorben als ein Mann von Ueberzeugung und Princip, vielleicht der letzte Despot, welcher an sich und an den Despotismus glaubte. Sein Tod war ein großes Ereigniß für Europa, ein größeres für Rußland. Den größten, einen wahrhaft ekelhaften Trauerlärm verführten die berliner Knutophilen. In Rußland wurde ihm in den Kreisen sämmtlicher irgendwie Gebildeten diese Grabrede geschwiegen: „Gut, daß er todt! Länger hätte es so nicht weitergehen können.“

Aber einen Lorbeerzweig auf den Sarkophag des Kaisers in der Kirche der Citadelle von Petersburg niederzulegen darf die echte, d. i. die furchtlose und gerechte Muse der Geschichte nicht unterlassen: — diesen, daß Nikolai nie dazu sich erniedrigt hat, dem in der Person eines Pseudo-Bonaparte in den Tuilerien auf einem erfrevelten Throne sitzenden Meineid zu Hofe zu reiten. Kann vielleicht wieder einmal eine Zeit kommt, welche des sittlichen Sinnes,

des Gefühls für Recht und Unrecht, für Ehre und Schande nicht so bar und ledig ist wie die unsrige, dann wird man es dem Zaren Nikolai zum Ruhme nachsagen, daß sein Stolz niemals sich herabließ, die Verachtung zu verbergen, welche ihm der Banditenhauptmann vom 2. December einflößte . . . . .

Der 2. März von 1855 war für Rußland ein rechter Schicksalstag. Wären die Zügel nicht dem strammen Zügelhalter entglitten, würde es, allem liberalen Gezischel und revolutionären Gemunkel zum Trotz, wohl noch länger so weitergegangen sein. Nun aber, als der konsequente und willensstarke Despot verschwunden, kam das ganze Gebäude des Despotismus ins Schwanken und Wanken. Es zeigte sich jetzt, wie tief dasselbe durch die verfemte Zeitströmung seit Jahren heimlich unterhöhlt worden war, und nun dieser Strömung plötzlich Licht und Luft gegönnt wurden, suchte sie sich mit derselben Gewaltsamkeit Bahn zu brechen, womit man sie so lange hintangehalten hatte. Nicht als ob diese Gewaltsamkeit sofort mit dem Regierungsantritt Alexanders des Zweiten ihre ganze Kraft, beziehungsweise ihre ganze Wuth entwickelt hätte. Nein! Es läßt sich ja die Regierungszeit dieses Zaren ziemlich scharf in zwei Perioden scheiden, deren erste, die 60ger Jahre umfassend, als die Zeit der reformistischen Strebungen, Versuche und Vollbringungen, deren zweite, die 70ger Jahre mit Einschluß der Märzkatastrophe von 1881 enthaltend,

als die Zeit der revolutionären Komplotte und Attentate gekennzeichnet werden kann[1].

Dem Glauben, daß mit der Thronbesteigung des neuen Zaren eine neue Epoche für Rußland angebrochen sei, gab von London her Alexander Herzen kühnen Ausdruck. Er richtete an den zweiten Alexander ein Sendschreiben, in welchem der nikolai'sche Despotismus gebrandmarkt, ein offener und ehrlicher Bruch mit diesem System allgemeiner Vergewaltigung und Knechtung gefordert, die Aufnahme der zeitbewegenden Ideen in die russische Staatsverwaltung angerathen und als unbedingte Voraussetzung einer wirklichen Entwickelung Rußlands die Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft hingestellt wurde.

Kein Zweifel, Herzens Mahnruf hat nur in warmblutige und energische Worte gekleidet, was alle denkenden, unterrichteten, redlichen und unabhängigen Russen fühlten. Der beredsame Exulant formulirte nur, was die Besten der Nation im Stillen schon

1) A. Thun theilt in seinem verdienstvollen Buche „Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland" (1883), S. 9, die Zeit von 1855 bis 1882 in 4 Epochen ein. Insofern mit Recht, als sich verschiedene Verzweigungen und Färbungen der beiden sich geltend machenden Hauptrichtungen nachweisen lassen. Indessen dürfte meine Kennzeichnung des ersten Jahrzehnts als die Epoche der Reform und die des zweiten als die der Revolution im ganzen und großen keiner Anfechtung ausgesetzt sein.

lange gewollt und gewünscht hatten. Daher die ungeheure Wirkung von Herzens offenem Brief. Der Schreiber desselben wurde mit einem Schlag eine Macht, wurde der anerkannte Prophet und Führer der öffentlichen Meinung, die sich, sobald Zungen und Federn einigermaßen sich regen und rühren durften, mit überraschender Schnelligkeit bildete. Mit nur allzu großer Schnellfertigkeit. Denn auch hier wieder trat das Unvermittelte, Sprunghafte, Voreilige im russischen Nationalcharakter unliebsam, ja schädlich und gefährlich zu Tage. Die unflügge öffentliche Meinung wollte laufen, bevor sie kriechen konnte, wollte fliegen, bevor ihr die Schwingen gewachsen waren. Sie verlangte stürmisch, daß alles schon fertiggestellt sei, bevor noch etwas vorbereitet war. Ohne sich bei der Erwägung aufzuhalten, daß es wohl eine der schwierigsten Aufgaben der Staatskunst wäre, den Uebergang vom Nikolaismus zum Konstitutionalismus in wahrhaft gedeihlicher Weise zu bewerkstelligen, verlangte sie ungestüm alles auf einmal und überließ sich dem Wahnglauben, es bedürfte an höchster Stelle nur guten Willens, um die große Umgestaltung wie im Handumdrehen zu bewirken.

Als aber solche kindische Illusion die Enttäuschung erfuhr, welche sie naturnothwendig erfahren mußte, da warf sich ein nicht kleiner Theil der russischen Liberalen sofort in die äußerste Opposition. Ja,

bald ſchon nach Alexanders des Zweiten Regierungsantritt begannen die Reihen der Reformer ſich zu lichten und die der Revoluzer ſich zu füllen. Der Leiter der Bewegung ſelbſt, Herzen, hielt ſich noch mehrere Jahre lang in den Schranken der Mäßigung. Der Mann hatte eben in Deutſchland, Frankreich und England einſehen gelernt, daß man das verknechtete Zarenreich nicht von heute auf morgen zum konſtitutionellen Rechtsſtaat umzaubern könnte. Darum läutete er dazumal noch ſeine „Glocke“ im Sinne der Reform. Wie willkommen ihre, obzwar amtlich verbotenen und verpönten Klänge in Rußland waren, was für einen mächtigen Widerhall ſie in der ruſſiſchen „Geſellſchaft“ fanden, wird einleuchtend dadurch bezeugt, daß aus dieſer Geſellſchaft heraus eine Menge von Händen, darunter auch amtliche, hoch- und höchſtamtliche, unmittelbar oder mittelbar an Herzens Glockenſtrang mitzogen. Ein hiſtoriſch freilich ungreifbares Gerücht wuſſte ſogar zu raunen, ſelbſt dieſes oder jenes Mitglied der zariſchen Familie hätte unter der Hand an der Zeitung Herzens mitgearbeitet. Genug, wenn Todte hören und ſich in ihren Gräbern umdrehen könnten, müſſte der todte Nikolai fürwahr in beſtändiger Umdrehung begriffen geweſen ſein ob dem, was der „Kolokol“ über Rußland hinſchallen ließ.

6.

Auch der neue Zar vernahm den Glockenruf und war keineswegs gewillt, ſelbigen zu mißachten.

Alexander der Zweite iſt nicht ein ſtrammer Deſpot geweſen wie ſein Vater, ſondern ein fühlender Menſch. Geradezu der menſchlichſte Menſch, welcher jemalen auf dem Zarenthron geſeſſen. Er hatte unter dem Unfehlbarkeitshochmuth ſeines Vorgängers ebenfalls, wie jeder Ruſſe, ſein gut Theil zu leiden gehabt und beſaß auch Geiſt genug, um einzuſehen, wie thöricht das nikolai'ſche Unterfangen, Ruſſland gegen die Anſchauungen und Forderungen des Jahrhunderts vermauern zu wollen. Die ſchreienden Lehren, welche der Krymkrieg gegeben, waren von ihm verſtanden, die thönernen Füße, auf welchen der Koloß des Zarismus ſtand, waren für ihn ſichtbar geworden. Er begriff die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform des ganzen Staatsweſens und mit dieſer Einſicht verband ſich in ihm ein hohes Maß von humanen Regungen. Alexander empfand warm für ſein Volk und wollte aufrichtig das Gute und Rechte.

Aber der Zar Befreier „Zar-Oswobolitel“, welcher ihm gegebene Ehrenname trotz alledem ein verdienter war, hätte zusammt seiner Einsicht, seinem Wohlmeinen und Wohlwollen die Stahlfaust Peters des Großen besitzen müssen, so er seine riesige Aufgabe mit Hoffnung auf Erfolg anpacken wollte. Nur ein Mann von Genie, unbeirrbarem Scharfblick und unbeugsamer Willenskraft vermochte ein wirklicher Reformator für Russland zu werden. Ein solcher Mann war der zweite Alexander so wenig, wie es der erste gewesen, mit welchem Oheim der Neffe ja manche Aehnlichkeit hatte. Auch diese, nicht erkennen zu können, daß selbst ein erleuchteter und wohlwollender Despotismus in den Rahmen der Kultur des 19. Jahrhunderts nicht mehr passte, und daß demnach der Wunsch und Wille, Russland aus einem halbasiatischen Sultanat zu einem ganzeuropäischen Rechtsstaat umzuformen, die Opferung der Autokratie nothwendig zur Folge, nein, zur Voraussetzung haben müsste. Der Regenerator Russlands zu sein und dennoch Zar im Vollsinn des Wortes zu bleiben, das konnte zu seiner Zeit Peter der Erste wollen, planen und vollbringen. Wenn aber Alexander der Zweite zu seiner Zeit das wollte und versuchte, so verwickelte er sich von vornherein in das Netz eines jammervälligen Widerspruchs, aus dessen Maschen nicht mehr herauszukommen war.

Und dann, über was für taugliche Werkzeuge

zur Wirkung seines großen Werkes hatte der Zar-Befreier zu verfügen? Ueber gar keine. Niemand in Rußland war darauf vorbereitet und eingeschult, das, was noththat, zu verstehen und zu thun. Wie hätten sich denn unter dem nikolaï'schen Regiment einsichtige, maßvolle und praktisch geschickte Reformer heranbilden können? Wie hätten sich da selbst vorgeschrittenste Russen auch nur mit dem Gedanken, geschweige mit den Formen neuzeitlicher Selbstverwaltung vertraut machen sollen? Unmöglich das! Die schlimmsten Folgen des stumpfsinnig despotisch-nikolaï'schen Systems traten erst zu Tage, als der Handhaber desselben nicht mehr war. Das Extrem zeugte das Extrem. Man hatte nicht gelernt, zu gehen, und versuchte jetzt, zu fliegen. Man beschwindelte sich gegenseitig mit Allgemeinheiten und berauschte einander mit Phrasen. Man überlah die Entwickelungsstufen, welche die Kulturnationen Europa's hatten heraufklimmen müssen, um zum verfassungsmäßigen Staatsleben zu gelangen, oder, wo man diese Stufen nicht überlah, war man thöricht eitel genug, zu wähnen, sie leicht überspringen zu können.

Da es ein besitzendes und gebildetes Bürgerthum — ein einheimisches, wohlverstanden! — in Rußland nicht gab, so hatte man es nur mit dem Adel, der Beamtenschaft und mit dem „Volk", d. h. mit den leibeigenen Bauern zu thun. In jeden dieser drei Stände phantasirte man nun Eigenschaften hinein,

welche man als für die Reform förderlich ansah. Aber keiner dieser Stände besaß ja die vorausgesetzten Eigenschaften. Der Adel fand bald heraus, daß es ein anderes, für die Emancipation der Bauern phraseologisch liberal zu schwärmen, und ein anderes, sehr ein anderes, die Einbußen zu tragen, welche für die bisherigen Leibherren aus der Befreiung der „Seelen" sich ergaben. Die Bauern ihrerseits wußten sich in der wie im Schlafe über sie gekommenen „Freiheit" gar nicht zurechtzufinden. Dann fanden sie „Das schmeckt nach mehr" — nämlich zunächst nach mehr Branntwein, und endlich machten sie die schöne Entdeckung, der „Zar-Befreier" hätte die Aufhebung der Leibeigenschaft eigentlich so verstanden, daß sie, die Bauern, die sämmtlichen Ländereien ihrer bisherigen Herren besitzen sollten, und diese wirkliche und wahrhafte „Emancipation" würde wider den Willen des Zaren durch die Edelleute und die Beamten hintangehalten. Was den „Tschin" angeht, so war in allen Graden desselben Korruption und Amt so ganz eins geworden, daß die reformsüchtige Zumuthung, sich fürder nicht mehr bestechen zu lassen, nicht mehr zu betrügen und zu stehlen, sondern fortan nur nach Vorschrift von Recht und Gesetz zu amtiren, der ungeheuren Mehrheit der Tschinowniks vorkommen mußte, wie wenn man den Vögeln zumuthen wollte, nicht mehr zu fliegen, und den Fischen, nicht mehr zu schwimmen.

Man hatte alſo dem Adel dauerhafte Opferfähigkeit, dem Tichin pflichtbewußte Redlichkeit, der Bauerſchaft verſtändige Selbſtbeſcheidung zugetraut. Das ſtellte ſich bald als eine ganz ſchlimme Verrechnung heraus. Denn die Summe, welche das willkürliche Rechenexempel ergab, war nur eine allgemeine und verſtärkt gährende und ſchwärende Unzufriedenheit. Die Phantaſtik der Reformer fütterte den Wahnwitz der Revoluzer groß.

Alexanders des Zweiten Weſen und Walten ruft die Erinnerung an Kaiſer Joſef den Zweiten wach. Beide waren ſie gute Menſchen und aufgeklärte, das Beſte ihrer Völker redlich wollende und erſtrebende Regenten. Beide traten ſie auf ein unvorbereitetes Feld, beide waren ſie gleich ſchlecht bedient und unterſtützt, beide verfielen ſie der Ueberſtürzung, beide erfuhren ſie den ſchnödeſten Undank, beide endeten ſie tief unglücklich, — der eine verzehrt von der Verzweiflung an ſeinen Idealen, der andere unter brutalen Mörderfäuſten. Wo blieb denn da die „ſittliche Weltordnung", allwovon leichtlebige Optimiſten ſo viel zu ſagen und zu ſingen wiſſen? Sie blieb, wo ſie allzeit blieb und bleibt, im Nirgendwo. Zeugte das etwa von der Weſenheit und Wirklichkeit des genannten Phantoms, daß zwei Menſchen, welche zweifelsohne zu den edelſinnigſten gehörten, die jemals auf Thronen geſeſſen, ein ſo qualvoller Ausgang beſchieden war? Oder beſteht die „ſittliche Welt

ordnung“ nur in der Bethätigung der grausam alttestamentlichen Anschauung, daß der Väter Missethaten an den Kindern und Enkelkindern gerächt werden müßten? Die Optimisten springen über die Kluft solcher Fragen leichtfüßig hinweg mit der Bemerkung, daß das Uebel nun einmal ein nothwendiges Moment im Weltplan sei. Wohl! Aber dann muß man wieder fragen: Hat die „Welt“ wirklich einen „Plan“? Und hat sie einen solchen, ist das nicht ein jammervoller Plan, welchem das Uebel eingeboren? Warum und wozu überhaupt die Welt, eine *solche* Welt? Doch genug davon —

„Laß' Fragen ruhn, auf die es keine Antwort gibt“ ...

Immerhin waren die 26 Jahre der Regierung Alexanders des Zweiten für Rußland eine Periode großer Thätigkeit im Innern und nach außen. Großer Erfolge auch, wenigstens nach außen. Denn der neue Zar erwies sich als ein rechter „Mehrer“ des Reiches, dessen Flächenraum er 30,000 Quadratmeilen, dessen Bewohnerschaft er 30 Millionen neuer Unterthanen hinzufügte. Unter ihm wurde die Unterwerfung der Kaukasusvölker vollendet, das Schwarze Meer dem Pariser Friedensvertrag zum Trotz wieder zu einem russischen See gemacht, Bessarabien abermals erworben, als Abfütterungsquartier auf dem Wege nach Konstantinopel der russische Vasallenstaat Bulgarien gegründet und die Eroberungsfahne Rußlands bis nahe zu den Thoren Indiens hingetragen.

Man sieht, das apokryphe Testament Peters des Großen erwies auch unter dem „friedliebenden“ zweiten Alexander eine gewaltige Expansionskraft.

Im Innern ging die Reform rüstig ins Zeug. Die Finanzen hoben sich dergestalt, daß die Staatseinnahme von 264 Millionen Rubeln auf 625 Millionen stieg. Darum konnte für Erziehungs- und Kulturzwecke jetzt siebenmal, für die Rechtspflege fünfmal so viel verwendet werden, als unter Nikolai dafür aufgewandt worden. Zahlreich waren die Gründungen von Volksschulen, Mittelschulen und Hochschulen. Der neue Zar fand ein russisches Eisenbahnnetz von ungefähr 700 Kilometern vor, er dehnte dasselbe auf den Betrag von 22,643 Kilometern aus. Mittels der großen That seines Lebens, mittels der Beseitigung der Leibeigenschaft, wollte der zweite Alexander dem russischen Staatsbau das einzig gesunde und dauerhafte Fundament geben, eine auf eigenem Grund und Boden arbeitende Bauerschaft. Sein milder Sinn suchte auch die Härte der soldatischen Sklaverei zu lindern. Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wurde die Abkürzung der Dienstzeit und die Vermenschlichung der Mannszucht verbunden. Die Versteinerung der russischen Kirche sollte gebrochen werden durch die Abschaffung der Erblichkeit des geistlichen Standes. Die Rechtspflege wurde den Forderungen des Jahrhunderts gemäß umgestaltet, die Knute beiseite gethan, die Wahrsprüchegebung an

Geschworene überwiesen. Der Zar schrak auch nicht davor zurück, seine Russen es mit den Anfängen des Selfgovernments versuchen zu lassen: die Einführung von Kreis- und Provinzialständeversammlungen bewies das. Dem zweiten Alexander hatten es ja auch die Finnländer zu danken, daß sie wieder in den Genuß ihrer so lange suspendirt gewesenen landständischen Verfassung gesetzt wurden. Endlich verzichtete der neue Zar von Anfang an darauf, die chinesisch-nikolaitische Mauer der Absperrung Rußlands von Europa fernerweit aufrecht zu erhalten, womit eine Menge theils lächerlicher theils schmerzlicher Plackereien aufhörten und es den Russen, namentlich den gebildeten Russen eigentlich erst ermöglicht wurde, sich als Europäer zu fühlen.

Durften an alle diese Umwandelungen, Gründungen und Veranstaltungen nicht frohe Zukunftshoffnungen geknüpft werden? Gewiß durften sie das. Aber die „holde Trösterin" Hoffnung verspricht bekanntlich vieles, alles, und pflegt wenig oder nichts zu halten. Ihre Bestimmung und Kunst besteht ja darin, die Menschen über das Leid der Stunde, über die Noth des Tages, über die Schmerzen der Nacht hinwegzutäuschen, und das ist ja auch schon etwas, viel sogar.

7.

Warum folgten den reizenden Illusionen, welche um den Thron des aufgeklärten und gutherzigen jungen Herrschers her ihren anmuthigen Reigen geschlungen hatten, so bittere Enttäuschungen?

Weil das russische Volk nicht aus seiner Haut fahren und der Zarismus nicht über sich selbst hinauskommen konnte.

Wie kam es, daß Alexander der Zweite mit allen seinen wohlgemeinten Maßnahmen das russische Reich nur in einen nahezu chaotischen Zustand gestürzt hat? Daß unter seiner Regierung Rechtsunsicherheit, Mißtrauen, Verarmung, Verstimmung und Verbitterung ungeheure Dimensionen annahmen? Daß der radikale Umsturzwunsch aus den engen Kreisen weniger Fanatiker allmälig in weite Kreise der Bevölkerung sich verbreitete? Daß auch die amtliche Welt, der Adel, das Heer, die Flotte, ja sogar der Hof, mehr oder minder vom Revolutionsfieber ergriffen wurden?

Das alles kam so, weil es so kommen mußte.

Wusste? Ja wohl. Wer unsere bisherigen Ausführungen aufmerksam gelesen, wird zustimmen. Wiederholungen seien daher vermieden. Aber zur summarischen Bekräftigung des früherhin Gesagten wollen wir als Zeugen einen zweifellosen Kenner russischer Verhältnisse und Geschehnisse vorrufen. Wissenden ist bekannt, sagt er, „daß die Regierung des menschlichsten und wohlmeinendsten aller russischen Monarchen niemals, auch nicht zu ihren besten Zeiten, aus unlösbaren inneren Widersprüchen herausgekommen ist; daß sie es niemals zu einem einheitlichen, konsequent durchgeführten System gebracht, daß sie ihre besten Kräfte vielmehr an die Vereinigung unvereinbarer Gegensätze gesetzt und in dem Bestreben, dem Entgegengesetzten gerecht zu werden, alle Parteien und alle Ansprüche unbefriedigt gelassen hat“ [1].

Es muß aber gesagt werden, daß die alexandrische Reform auch da, wo sie entschieden nach vorwärts ausschreiten wollte, nur Mißerfolge hatte. Beweise traurigster Art liefern der Verlauf der Kreise- und

[1] Von Nikolaus I. zu Alexander III. S. 350. Unser Zeuge setzte 1881 hinzu: „Durch ihre Scheu vor energischen Entschließungen hat diese Regierung es schließlich dahin gebracht, daß nach herrschender Meinung nur noch eine Entscheidung möglich geblieben ist, eine Entscheidung, die auch von den Konservativsten und Herzhaftesten als eine Entscheidung auf Leben und Tod angesehen wird“.

Provinzversammlungen, sowie die Verdikte der Schwurgerichte. Jene betreffend, verriethen die Russen ihre völlige Unreife für die Selbstverwaltung, sogar für die schüchternsten Anfänge derselben. Wo man die landständischen Versammlungen („Semstwo's") gewähren ließ, gingen sie weit lieber rückwärts als vorwärts. Sie verbohrten sich in die jämmerlichsten Kirchthurmsinteressen, sahen nicht weiter, als der Horizont von Krähwinkel oder Kuhschnappel reichte, und haben die reformistischen Absichten der Regierung weit mehr gehindert als gefördert [1]. Kennzeichnend ist auch, daß in diesen Anläufen zum Selfgovernment die Verderbtheit der russischen Beamtenwelt sofort widerwärtig sich kundgab: — städtische Selbstverwaltungen verhielten sich zur Pflicht der Rechnungslegung geradezu idiosynkratisch. Die plötzliche Einführung der Jury in den Strafproceß sodann war ein ganz grober Fehlgriff. Auch im westlichen Europa hat sich bekanntlich die weiland so heiße Schwärmerei für die Schwurgerichte bedeutend verkühlt; aber in Rußland war die Einrichtung derselben schlankweg ein Sprung ins Dunkle, eine Satire auf die Rechtspflege, eine Aufmunterung für das

1) Man sehe die Ausführung dieses Thema's, welche Nikolai Karlowitsch (Pseudonym) in seinem inhaltschweren Buch „Die Entwickelung des Nihilismus", 3. Aufl. 1880, S. 16 fg., nach authentischen russischen Quellen gegeben hat.

Verbrechen. Was, Leute, welche durch die jahrhundertelange Pestilenz der Verknechtung um Selbstbewußtheit, moralischen Muth, Rechtssinn und Pflichtgefühl gebracht worden waren, sollten von heute auf morgen dazu berufen sein, das Recht zu finden und Schuldfragen zu bejahen oder zu verneinen? Unsinn das! Und wie die Geschworenen, so auch durchschnittlich die Richter, Staatsanwälte und Advokaten. Man darf wohl aufstellen, daß viele der Scenen, welche während der Regierung Alexanders des Zweiten in russischen Gerichtssälen abgespielt wurden, zu den tollsten, erschreckendsten, unglaublichsten Narrentheien gehören, welche im 19. Jahrhundert geschehen sind[1].

Ihre größte Reformthätigkeit entwickelte die russische Regierung in der Zeit von 1861 bis 1865: Aufhebung der Leibeigenschaft, Einführung der Kreis- und Provinzialstände in 35 Provinzen, Gerichtsverfassung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Pressefreiheit für Moskau und Petersburg.

[1] Unwiderlegliche Belege für diesen Satz siehe bei Karlowitsch a. a. O., S. 102—122. Diesen russischen Schwurgerichtsscenen reiht sich würdig an die, welche sich am 8. Januar 1887 im Justizpalast von Paris abspielte und mit der Freisprechung der „kaltblütig zielbewußten" Meuchelmörderin Jeannette Hugues endete — ein grauenhaftes Bild der sittlichen Verrohung unserer Zeit und der totalen Verdrehung und Verkehrung aller Rechtsbegriffe.

Um diese Beschränkung ihrer Freigebung auf die beiden Hauptstädte kümmerte sich aber die russische Presse ganz und gar nicht und man ließ sie gewähren. Insbesondere während der Verwaltung des Unterrichtsministeriums durch Kowalewski und Putjatin. Die Presse hat sich ihrer Freiheit in einer Weise bedient, welche zu dem Wahrspruch berechtigt, daß kaum jemals knäbische Unreife und greisenhafte Ueberreife so widerlich miteinander verbunden gewesen wie hier. Man hätte doch erwarten sollen, daß in dieser Sturm- und Drangzeit Russlands die Literatur eine vielleicht etwas rohe Gesundheit, immerhin aber eine energische Jugendfrische kundgäbe. Bewahre! Nichts als krankhaft überreizte Kritik, nörgelnde Blasirtheit, größenwahnsinnige Einbildung, gewaltsam aufgespannte Impotenz. Selbst beim weitaus begabtesten russischen Schriftsteller dieser ganzen Periode, beim Iwan Turgénjew, niemals ein voller Hauch jugendfreudiger Schöpfungslust, kein wohlthuender Laut der Menschheitströsterin Poesie, sondern überall nur ein fataler, alles durchdringender, bleischwer auf die Nerven sich legender Fäulniß- und Modergeruch. Wehe über Russland, wenn Turgénjew ein Dichter im Sinne der Alten, ein vates, ein Seher und Zukunftahner gewesen wäre! Die Zukunft des russischen Volkes müßte dann eine trostlose sein.

Und doch war der „Realist" Turgénjew, der Grau-in-Grau-Maler, noch ein Idealist und Optimist,

verglichen mit der jüngeren Schriftstellergeneration der Tschernyschewski, Pisarew, Schelgunow, Sokolow, Dobroljubow, Saizew und Konsorten. In den Auslassungen dieser Leute und ihrer Nachbeter machte sich der ödeste Materialismus breit und saß der souveräne Dünkel des Unverstandes und der Unwissenheit über Recht und Sitte, über Literatur und Kunst, über alle Errungenschaften der Civilisation zu Gericht. Diese Propheten des Nihilismus haben unter anderm auch jenen westeuropäischen Kathedrariern, welche, um, koste es was es wolle, mittels neuer „Funde" Aufsehen zu erregen und nebenbei das unseren lieben Zeitgenossen so unbequeme Princip der Verantwortlichkeit aus der Welt zu schaffen, das Verbrechen zu einer im Bau des Gehirns begründeten Naturnothwendigkeit umlogen, ihren Ruhm vorweggenommen. Sie orakelten ja, Laster und Verbrechen im herkömmlich moralischen Wortsinne gebe es eigentlich gar nicht. Denn da nur physische, chemische und physiologische Lebensbedingungen existirten, so sei das Thun und Lassen der Menschen immer und überall nur eine unausweichliche und folglich berechtigte Schlußfolgerung aus dieser Voraussetzung. Die Ehe? Eine Ungerechtigkeit gegenüber den ledigen Frauenzimmern. Die Familie? Eine Absurdität. Die Erziehung? Bah, es ist „infam", den Willen des Kindes zu brechen, „in die intellektuelle Sphäre eines andern Wesens eingreifen zu wollen", und es ist

„irrationell", Kindern die „sogenannte sittliche Reinheit und Unschuld so lange als möglich erhalten zu wollen". Mord? Ja, der Mörder muß eben morden: sein zu kurzer Hintergehirnlappen zwingt ihn dazu. Diebstahl? Als ob nicht Proudhon zufolge alles Eigenthum auch Diebstahl wäre! Jedenmoch mögen Diebstahl, Raub, Betrug und Fälschung als „unvortheilhaft" bezeichnet werden, sofern nämlich der Dieb, Räuber, Betrüger oder Fälscher so dumm ist, sich erwischen zu lassen.

Diesen vonseiten „kolossal entwickelter" Wortführer aufgestellten Moralkodex haben sich die russischen Herren Geschworenen zu Gemüthe geführt und nur allzu häufig demselben gemäß ihre Wahr-, d. h. Lügensprüche gegeben. Aber leider dürfen wir Deutschen diese Thatsache nicht allzu streng beurtheilen. Denn hat jener materialistische Wahnwitz, welcher offen auf die Zurückwerfung der menschlichen Gesellschaft in die Barbarei und Bestialität hinarbeitet, nicht auch auf deutschem Boden Zutritt gefunden? Ja wohl hat er. Gar vielen Konfusionsräthen hat der Schwindelfusel einer falschen Philanthropie, deren Folgen schon bald als höchst verderbliche, die Rassenverrohung mitfördernde zu Tage traten, das Gehirn bedenklich benebelt. Daher die doktrinäre Ausbeimung und Verwässerung unserer Strafgesetzbücher. Daher das sentimentale Gesäusel gegen die Todesstrafe, das einzige Mittel, die Erde von wilden

Bestien Menschen ein für allemal zu säubern, und zwar von rechtswegen[1].

Wie verwildernd die zerstörerischen Theorieen der Nachschwätzer ihres Vorschwätzers Bakunin auf die russische Jugend, insbesondere auf die sogenannte studirende, wirken mussten, begreift sich leicht. Es

---

1) „Χρῆν δ' εὐθὺς εἶναι τήνδε τοῖς πᾶσιν δίκην,
Ὅστις πέρα τράσσειν γε τῶν νόμων θέλει,
Κτείνειν; τὸ γὰρ πανοῦργον οὐκ ἂν ἦν πολύ."

(Ereilen sollte diese Strafe allesammt,
So gegen Recht und Satzung schwer vergangen sich: —
Der Tod! Der argen Frevel gäb' es weniger.)

Sophocles, Electra, 1505—7.

Nun, die Herren Humanitätssäuseler können ja gegen diesen sophokleischen Wahrspruch den Einwand erheben, derselbe sei diesem oder jenem Kritiker zufolge nur eine Interpolation und rühre gar nicht vom Sophokles her. Was mich angeht, ich kann mir nicht helfen, mich erinnern diese Herren, wann ich sie das Pfauenrad ihrer Empfindsamkeit schlagen sehe, immer an den „grünadrigen" Monsieur de Robespierre, welcher bekanntlich gegen die Todesstrafe auch sentimental säuselte, bis er nach Belieben guillotiniren konnte, alleweile, versteht sich, „par et pour humanité". Und haben nicht im April von 1871 die pariser Kommunarden zu Ehren der „Humanität" die Guillotine auf dem Boulevard Voltaire feierlich zerschlagen und verbrannt? Ja wohl, so thaten sie, dieselben Menschenbeglücker, welche dann im Mai aus lauter „Humanität" die scheusaligen Schlächtereien in La Roquette, in Arceuil und in der Rue Haxo planten, anordneten und vollzogen. Ach, wir kennen diese Sorte von „Menschenfreunden"!

ſchmeichelte ja unerfahrenen jungen Leuten nicht wenig, zu vernehmen und zu glauben, mittels anmaßlichen Raiſonnirens und Kritiſirens vermöge man ſich, der Mühe des Lernens überhoben, leicht auf die Höhe „zeitgemäßester Entwickelung“ zu ſchwingen. Von dieſer eingebildeten Höhe herab verkündeten die Propheten des Nihilismus unter anderen dieſe Entdeckungen: — Puſchkin war ein ſo kolossal unentwickelter Menſch, daß er noch die Ehre als ein ſociales Motiv ſtatuirte. Shakſpeare machte ſich mit lauter Dummheiten zu ſchaffen. Voltaire und Montesquieu ſind nur wegen ihrer Borniertheit allenfalls bemerkenswerth, wie nachmals Macaulay. Göthe war ein Schmarotzer, Schiller ein Philiſter. Und ſo weiter im Kredo des Nihilopis[1].

Daß die ruſſiſche Jugend in nicht geringer Anzahl dieſes filtröpfige Kredo zu dem ihrigen machte, daran

[1] Die „ethiſchen“ und „äſthetiſchen“ Auslaſſungen, d. h. Ausſchweifungen der im Texte namhaft gemachten Propheten des Nihilismus geſchahen vorzugsweiſe in den beiden Zeitſchriften „**Russkoje Slowo**“ (das ruſſiſche Wort) und „**Sowremennik**“ (der Zeitgenoß). Daß dieſe Organe „kolossal entwickelter Anſchauungen“ verhältnißmäßig lange geduldet wurden, beweiſt ſchlagend, wie frei die Preſſe unter Alexander dem Zweiten ſich gebaren durfte. Die mitgetheilten Proben können, hoffe ich, von dieſem Gebaren eine Vorſtellung geben. Gegen die nihiliſtiſche „Ethik“ und „Aeſthetik“ iſt namentlich der Profeſſor Zitowitſch aufgetreten. Näheres darüber bei Markowitſch, S. 63 fg.

hatte das unheilvolle Experimentiren der Regierung mit Erziehungsmethoden und Unterrichtssyſtemen nicht kleine Schuld. Verhängnißvoll, weil dem Materialismus kräftigſten Vorſchub leiſtend, muſſte vor allem die jahrelang ſinnlos einſeitig betriebene Bevorzugung der ſogenannten realiſtiſchen Disciplinen wirken. Die zariſche Regierung verkannte ganz und gar die große Wahrheit, daß die einzige, ſchlechthin unerſetzliche Grundlage aller gediegenen und weſenhaft-humanen Bildung das Studium der alten Sprachen und die Kenntniß der klaſſiſchen Literatur iſt und, allen Banauſiern und Böotiern zum Trotz, auch bleiben wird, ſo lange es überhaupt eine höhere und höchſte Geiſteskultur gibt. Sie begünſtigte daher die ſogenannten Realien und unter dieſen wiederum einſeitig die Naturwiſſenſchaften. Die Folgen traten an ruſſiſchen Gymnaſien und Hochſchulen bald erſchreckend zu Tage. Blutjunge Leute, welche einen blaſſen Hochſchein von phyſikaliſchen Rudimenten und chemiſchen Verbindungen hatten oder todte Fröſche zu galvaniſiren und lebende Kaninchen „wiſſenſchaftlich“ zu Tode zu martern verſtanden, hielten ſich für ſo „koloſſal entwickelt“, daß ſie berechtigt wären, über alles und jedes abzuſprechen, und befähigt, im Handumdrehen den Staat zu demoliren und die Geſellſchaft zu „anarchiſiren“. Alles, natürlich, nach der Schablone von Bakunin und ſeinen gefährlichen Mitnarren. Ein charakteriſtiſches

Merkmal dieſer unreifen Weltverbeſſerer war der Haß, womit ſie auf die geſchichtlichen Studien blickten. Begreiflich. Das Buch der Geſchichte widerſprach ja auf jeder ſeiner Seiten den größenwahnwitzigen Phantaſtereien ſolcher Richter, welche von hiſtoriſcher Entwickelung nichts wuſſten und nichts wiſſen wollten.

Menſchenkennern iſt wohlbekannt, daß nur der ein durchgebildeter Menſch zu heißen verdient, welcher von dem geſchichtlichen Lebensgang ſeines eigenen Volkes und der Menſchheit eine klare Vorſtellung beſitzt. Wem dieſelbe fehlt, der mag ja in ſeinem Specialfach ein recht tüchtiger, brauchbarer und nützlicher Menſch ſein: aber über die höchſten Probleme, über politiſche und ſociale Fragen, ſollte er keine Reden halten, ſondern nur den Mund.

8.

Zu Anfang des Jahres 1875 wurde im Auftrage des damaligen russischen Justizministers, des Grafen Pahlen, auf Grund amtlicher Erhebungen eine nur für den Zaren, den Großfürsten Thronfolger und die höchsten Staatswürdenträger bestimmte Denkschrift über den Nihilismus und dessen Propaganda verfaßt [1]).

Die Bedeutung dieses „ältesten officiellen" Dokuments über die nihilistische Bewegung braucht nicht hervorgehoben zu werden. Bemerkenswerth aber ist, daß darin die Ausdrücke „Nihilismus" und „Nihilisten" noch nicht gebraucht sind, sondern nur von „Revolutionären" und „Anarchisten" die Rede ist. Und doch war das Hauptwerk der nach dem Tode des Zaren Nikolai in Rußland aufgekommenen sogenannten „Anklageliteratur" [2]), Turgénjews Roman

1) Deutsch mitgetheilt in „Russische Wandlungen", Leipzig 1882, S. 223 fg.

2) Ueber diese vgl. das bezügliche Kapitel in R. Hallers „Geschichte der russischen Literatur", Riga und Dorpat 1882, S. 158 fg.

„Väter und Söhne", schon i. J. 1861 erschienen, ein literarisches nicht nur, sondern auch soziales Ereigniß für Rußland. Da hatte der berühmte Novellist den Begriff des Nihilismus, d. h. Idee und Doktrin einer allgemeinen und unbedingten Verneinung, entwickelt und den Typus eines Nihilisten (Bazarow) zuerst hingestellt[1]). Seither waren dann

---

1) „Was ist denn eigentlich Herr Bazarow? fragte Paul. Arkad lachte. Was er ist? Soll ich Ihnen sagen, lieber Onkel, was er eigentlich ist? — Thu' mir den Gefallen, mein theurer Neffe. — Er ist ein Nihilist. — Wie? fragte der Vater. — Ja, er ist ein Nihilist, wiederholte Arkad. — Ein Nihilist? sagte Kirsanow. Das Wort muß vom lateinischen nihil, nichts, kommen, soweit ich es beurtheilen kann, und bedeutet mithin einen Menschen, der nichts anerkennen will. — Oder vielmehr, der nichts respektirt, meinte Paul. — Einen Menschen, der alle Dinge vom Gesichtspunkte der Kritik aus ansieht, erwiderte Arkad. — Kommt das nicht auf dasselbe heraus? fragte der Onkel. — Nein, durchaus nicht. Ein Nihilist ist ein Mensch, der sich vor keiner Autorität beugt, der ohne Prüfung kein Princip annimmt, und wenn es auch noch so sehr im Ansehen steht". — An einer andern Stelle des Romans sagt Onkel Paul: „Somit fühlten die jungen Leute die Nothwendigkeit, sich zu unterrichten. Da es ihnen nicht darum zu thun war, für Ignoranten zu gelten, waren sie gezwungen, zu arbeiten. Jetzt können sie einfach sagen: 's ist ja doch alles einfältiger Plunder auf dieser Welt! und das Kunststück ist gelungen. Sie haben allen Grund, sich zu freuen. Vormals waren sie blos Laffen und nun sind sie im Sturm in Nihilisten verwandelt". Väter und Söhne, deutsche Ausgabe, Mitau 1869, S. 38, S. 95. Eine sehr

die Bezeichnungen Nihilismus und Nihiliſten dem europäiſchen Sprachſchatze einverleibt worden.

Alexander Herzen beanſpruchte jedoch in einem Aufſatz, worin er Turgénjews Helden zergliederte („Polariſtern" 1869), für den Nihilismus ein höheres Alter, indem er den Nachweis unternahm, daß Bjelinſki ſchon zu Anfang der 40ger Jahre, Bakunin ſchon 1848, Petraſchewſki ſchon 1849 richtige Nihiliſten geweſen ſeien. Bei derſelben Gelegenheit beſtimmte Herzen den Nihilismus als „die abſolute Freiheit von allen fertigen Begriffen, von allen überkommenen Hemmniſſen und Störungen, welche das Vorwärtsſchreiten der abendländiſchen Intelligenz mit ihrem hiſtoriſchen Klotz am Fuße aufhalten und hindern".

Ja, der „hiſtoriſche Klotz", der iſt von jeher, allzeit und überall, das große Aergerniß aller Abſtraktoren und Windbeutel geweſen. Dieſer „Klotz" iſt eben nichts anderes als die geſchichtliche Nothwendigkeit, welche alle von der „Hybris", d. h. vom

gute Analyſe des berühmten Buches gibt E. Zabel in ſeinem „Iwan Turgénjew", Leipzig 1881, S. 130 fg. Auf Grund der citirten Stellen gilt alſo Turgénjew für den Finder der Bezeichnungen Nihilismus und Nihiliſt. Aber der Typus war früher da als der Name. Kenner der ruſſiſchen Literatur wiſſen, daß ſchon Puſchkins Held Onägin und Lermontows Held Petſchorin ganze Nihiliſten waren, obzwar ſie noch nicht ſo hießen.

menſchlichen Hoch- und Uebermuth aufgeſchwindelten Willkürlichkeiten zu ſchanden macht, allen vom menſchlichen Größenwahn aufgewirbelten blauen Dunſt unerbittlich zerbläſt. Ohne dieſen „hiſtoriſchen Klotz“ an ihrem Fuße wäre „die abendländiſche Intelligenz“ ſchon zu dem Ziele gelangt, welches ihr die ins Quadrat erhobene Gedankenloſigkeit richtiger Fortſchrittsfexe wiſſendlich oder unwiſſendlich ſteckt, nämlich in ein rieſiges Narrenhaus hinein.

Die praktiſche Anwendung der herzen'ſchen Definition des Nihilismus auf Leben und Geſellſchaft hatte um mehrere Jahre früher ſchon, als ſie gegeben wurde, Nikolai Tſchernyſchewſki zu lehren unternommen mittels ſeines „mit wenig Witz und viel Behagen“ geſchriebenen, breitſpurig langweiligen Romans „Was thun? Tſchto djelat?“, auf welchen darum die vorhin erwähnte geheime Denkſchrift nachdrückſam hinwies. Mit gutem Grund. Denn dieſes inhaltlich und ſtiliſtiſch gleich ſchlechte Buch übte einen ſo großen Einfluß auf die verſtand- und urtheilsloſe Menge der Unzufriedenen und revoluzifch Geſinnten in Rußland, daß es eine geraume Weile geradezu für das Lehrbuch des Nihilismus gelten konnte.

„Was thun?“ Der Aufwerfer dieſer Frage ſuchte dieſelbe dadurch zu beantworten, daß er es unternahm, das Bild eines Staates zu entwerfen, wie ſich ein ſolches in ſeinem kranken Gehirne ſpiegelte. Alſo

das Bild eines Zukunftstaates, allworin, so zu sagen, das Nichts — „Nitschewo“ — Trumpf wäre, das Bild eines zukünftigen Unstaats, d. h. einer Gesellschaft, die, völlig losgebunden von Gesetz und Sitte, aller Wonnen unbedingter Anarchie sich zu erfreuen hätte. Weil sich Tschernyschewski der Begabung eines Morus („Utopia“), Campanella („Civitas solis“) oder Cabet („Voyage en Icarie“) nicht rühmen konnte, fiel, wie schon erwähnt, seine anarchistische Traumbildnerei sehr langweilig aus. Aber er hat das Verdienst, die heimlichsten Gedanken, Absichten und Wünsche des Nihilismus kundgemacht und allen Menschen von fünf gesunden Sinnen gezeigt zu haben, wie es in der hochgelobten Anarchie zu- und hergehen würde und müßte. So, daß anständige Menschen jedenfalls lieber in einer der „Bolgen“ von Dante's Hölle leben möchten als in solchem Zukunftsparadies.

Es ist recht kennzeichnend für das Wesen des Nihilismus, daß die Figuren, welche Tschernyschewski als Träger der nihilistischen Ideen auftreten läßt, entweder Lumpe oder Schufte oder Narren sind. Auch an entsprechenden Lumpinnen fehlt es natürlich nicht, d. h. nicht an „Normalweibern“ im Sinne des Autors. Und, wohlverstanden, dieses Pack stellt er als Idealtypen der Zukunft hin, als „riesig entwickelte“ Muster und Vorbilder, welchen, nebenbei bemerkt, alles Wissen nur so anfliegt, ohne daß sie

ſich mit dem dummen Lernen abzugeben brauchen. Als einen Ur- und Erznihiliſten, welcher die höchſte Höhe der „Vorurtheilsloſigkeit“ erklommen hat, führt Tſchernyſchewſki einen Kraftkerl Namens Rachmetow vor, welcher es für etwas eines „entwickelten“ Menſchen Unwürdiges und Unberechtigtes erklärt, ſo einer eine Frau oder eine Geliebte für ſich allein haben will. Man könnte dieſen Rachmetow für eine ſatiriſch ins Verrückte geſteigerte Karikatur von Turgénjews Bazarow halten. Allein Tſchernyſchewſki will ſeinen Helden, welcher ſich mittels allerhand Kraftübungen, insbeſondere mittels Verſchlingens „nahezu roher“ Beefſteaks, auf ſeine nihiliſtiſche „Miſſion“ vorbereitet, durchaus ernſthaft genommen wiſſen. Im übrigen geht er ſyſtematiſch darauf aus, in ſeinen Leſern die Begriffe Pflicht und Gewiſſen zu zerſtören und die Unterſcheidung von gut und bös völlig zu verwiſchen, und wendet viel liſtelnde Sophiſtik auf, die Frauen von ihrer „Gleichberechtigung“ mit den Männern zu überzeugen, ihnen den Begriff der „freien Liebe“ mundgerecht zu machen und ſie zu überreden, daß ſie Mädchen und Frauen für alles und alle ſeien und alles und alle für ſie. Das wirkte in Verbindung mit den der Erziehung und dem Unterricht der weiblichen Jugend in Rußland anhaftenden Unzulänglichkeiten und Verkehrtheiten dermaßen, daß man den Verfaſſer von „Tſchto djelat?“ keklich wenn nicht den Erzeuger, ſo doch

den Schulmeister und Evangelisten der Nihilistinnen nennen darf — jener absonderlichen Spielart des Menschengeschlechts, die als eine moralische Monstrosität in Spiritus aufbewahrt zu werden verdient.

Die später, in den 70ger Jahren, in Rußland selbst oder von der Fremde her kundgewordenen Auslassungen der russischen Revolutionspartei haben dann die durch Tschernyschewski ins anarchische Nichts eröffneten und gebahnten Wege breitgetreten. Nur daß sich, was schon hier bemerkt werden mag, mit der Heftigkeit der gegen die Revoluzer angestrengten Verfolgung auch die Rücksichtslosigkeit ihrer Sprache steigerte. Der anständige Ton eines Herzen war jetzt pöbelhaftem Geschrei gewichen, die gemessene Oppositionsrede gemeinem Wuthgezeter. Was Tschernyschewski nur geflüstert hatte, wurde jetzt brutal herausgebrüllt. So in den im Auslande gedruckten Zeitschriften „Nabat“ (Sturmglocke) und „Narodnaja Rasprawa“ (Volksjustiz). In diesen und anderen Erzeugnissen der nihilistischen Presse lief am Ende aller Enden alles auf den blindwüthigen Zorn- und Rachegeschrei hinaus: „Putscht! Mordet! Schießt!“ (buntuite! ubiwaite! strjeljaite!)[1]. Ein mongolisch altmoskowitischer Zug von Kulturhaß geht über-

1 Kartowitsch a. a. O., S. 31.

haupt durch die nihilistische Literatur. Mit gutem Grund hatte schon Turgénjew seinen Bazarow sagen lassen: „Die Malerei eines Rafael ist keinen Groschen werth“ — und noch drastischer drückte sich der nihilistische „Lyriker“ Nikolai Nekrassow aus, als er äußerte: „Ein Stück Käse ist mir lieber als der ganze Puschkin“. Ein kärgiges Stück „Lyrik“ für wahr!

Alles Wissens und alles Wahrheitgefühls müßte ledig sein, wer da leugnen wollte, daß jothane Literatur furchtbare moralische Verheerungen in der russischen Gesellschaft angerichtet, vorzugsweise in den Kreisen der sogenannten „Gebildeten“ männlichen und weiblichen Geschlechts häufig allen Sinn für Recht, Sitte, Pflicht und Schicklichkeit spurlos vertilgt und an die Stelle einer sehr berechtigten Sehnsucht nach Umgestaltung des Staatslebens einen wilden Fanatismus des Hasses und der Zerstörungslust gesetzt habe. Anderseits darf aber auch nicht übersehen oder geleugnet werden, daß die Verzweiflung heißblütiger russischer Patrioten an dem Gelingen des zarischen Reformwerkes, ja an der Aufrichtigkeit der Reformabsichten des Hofes und des „Tschin“, nur allzu begreiflich war. Daß der Zar eben auch nicht allmächtig sei, daß Verhältnisse, von denen früher gehandelt worden, nicht selten die besten Tendenzen desselben halb oder auch ganz scheitern machten, dies zu erwägen nahm sich die einmal entfachte revolutio-

näre Leidenschaft keine Zeit. Sodann musste es den Groll der Revoluzer immer wieder wecken und mehren, wenn sie tagtäglich Gelegenheit erhielten, mitanzusehen, wie die Regierung, während dieselbe theoretisch in die Wege des Rechtsstaates einzulenken suchte, in ihrer Praxis die alte Willkürstraße weiterwandelte. Dafür zeugten ja ganz augenscheinlich insbesondere die fortwährenden „Verschickungen" nach Sibirien von polizeiwegen. Die berüchtigte „dritte Abtheilung von Sr. Majestät höchsteigener Kanzlei", d. h. das Hauptwerkzeug des unverantwortlichen Willkürregiments, wurde erst im August von 1880 aufgehoben und auch dann nur scheinbar. Denn sachlich blieb sie bestehen.

An fortschwärenden Ursachen, die Revolutionsidee in vielen, in sehr vielen Köpfen zu einer fixen zu machen, war demnach kein Mangel. Man muß aber, so man gerecht sein will, noch mehr sagen. Dieses nämlich, daß dem Nihilismus, sowie er aus der Theorie in die Praxis hinübertrat, trotz alledem und allediesem eine gewisse Großheit zuerkannt werden darf — die Größe der Aufopferungsfähigkeit, einer nicht selten an's Wunderbare gränzenden Aufopferungsfähigkeit. Wo aber diese, da brennt immer eine Flamme, welche vom Besten, was im Menschen, genährt wird. Sie brannte auch, dagegen kann kein Zweifel aufkommen, in vielen Nihilisten, sowie in dieser oder jener Nihilistin. Eine nicht geringe Anzahl der

Parteigenossen mochte allerdings aus verkommenen Subjekten bestehen, angefault, bevor sie reif geworden. Andere, und zwar nicht wenige, machten den Nihilismus gedankenlos mit, weil ja derselbe, so zu sagen in die Mode gekommen war. Wieder andere aus purer Eitelkeit und Wichtigthuerei. Aber es gab auch Helden und Heldinnen des Nihilismus, welche, aus echtem Enthusiasmus auf die schiefe Ebene desselben gerathen und nach Erduldung unsäglicher Drangsale schließlich dem Untergang verfallen, dem rascheren Tode am Galgen oder dem langsameren in der sibirischen Bergwerksnacht mit nicht weniger Standhaftigkeit entgegengingen, als mit welcher vordem christliche Märtyrer in römischen Arenen und protestantische Opfer spanischer Autos-defé glorreich gestorben waren. Wie diese, so lebten und starben auch sie für ihre „Idee".

Hier jedoch endet die Aehnlichkeit. Denn die christlichen und die ketzerischen Märtyrer hatten ihre Ueberzeugung und Begeisterung nicht in den Dienst des Verbrechens gestellt und starben mit reinen Händen. Für die Nihilisten und Nihilistinnen dagegen, auch für die besten, existirte das Sittengesetz nicht mehr. Der Unterschied von gut und bös war ihnen ein Spott und in ungeheurem Dünkel wähnten sie sich erhaben über alles, was heilig ist unter Menschen. So wurden sie Fälscher, Diebe, Einbrecher, Mörder. Zuletzt schlug ihr Fanatismus zu

einem auf Massenmord gerichteten Zerstörungsdelirium aus, welches man mit dem altnordischen „Berserkergang“ oder mit dem malayischen „Mordlauf“ vergleichen könnte, falls nicht so viel kaltblütige Berechnung damit verbunden gewesen wäre.

9.

So war denn in Rußland der Boden hergerichtet, auf welchem vom Worte zur That zu ſchreiten der revolutionäre Gedanke ſich anſchicken konnte.

Dieſe Anſchickung datirt aber weit in die Regierungszeit Alexanders des Zweiten zurück: zurück in eine Zeit, wo der Nihilismus ſeine Theorie keineswegs ſchon allſeitig fertiggeſtellt hatte, ja noch nicht einmal aus dem reformiſtiſchen Socialismus, wie ſolchen Herzen verſtand und predigte, herausgeboren war.

Denn unmittelbar nach der großen Enttäuſchung, die der 19. Februar von 1861, an welchem der berühmte zariſche Ukas die Aufhebung der Leibeigenſchaft verkündete, der geſammten entſchieden widerdeſpotiſchen Partei, alſo vorgeſchrittenen Liberalen, Radikalen und Socialiſten gleichmäßig, gebracht hatte, machten ſich mehr oder minder revoluzioſch angehauchte Regungen bemerkbar. Sie kamen aus dem Dunkel geheimer Geſellſchaften und unter dieſen ging — bemerkenswerthe Thatſache! — eine aus Officieren

beſtehende voran mit einer Machenſchaft, welche bald zum Inventar der ruſſiſchen Revolution gehörte. Nämlich mit der Einrichtung einer geheimen Druckerei, aber nicht in einem Dachkammerverſteck oder in einem Kellerſchlupfwinkel, ſondern im kaiſerlichen Generalſtabsgebäude in Petersburg. Die ruſſiſche Armee war demnach ſchon dazumal, wenigſtens in ihrem Officiereforps, den oppoſitionellen Anſchauungen zugänglich. Bald kam es ſo weit, daß nicht wenige ihrer Angehörigen an Revolutionsverſuchen thätig ſich betheiligten. Vorerſt gingen aus der erwähnten Office etliche Nummern einer Zeitung hervor und die letzte dieſer Nummern brachte im November 1861 eine an den Zaren gerichtete Anſprache, allworin neben anderem die „Einberufung einer verfaſſunggebenden Verſammlung“ gefordert wurde.

Das die Antwort, welche ſchon nicht mehr der Liberalismus, ſondern der Radikalismus auf den zariſchen Februarukas gab. Sie war auch wohl nicht ganz unberechtigt, inſofern die Regierung ſo eben den Finnländern die Wiederherſtellung ihrer landſtändiſchen Verfaſſung bewilligt hatte. Was den Finnen recht, durfte doch wohl den Ruſſen billig ſein. Oder ſollten etwa die Ruſſen ſich damit begnügen, in Ruſſland Ruſſen zweiter Klaſſe vorzuſtellen?

Der Radikalismus, vorderhand noch unter der Leitung Herzens, beſchränkte ſich auf Reformwünſche

konstitutionell monarchischer Art. Allein es währte nicht mehr lange, bis er sich zum Socialismus ausgewachsen hatte, und von diesem war es nur ein und nicht einmal sehr großer Schritt zum nihilistischen „Terror".

Verschiedene Geschehnisse beschleunigten diesen Entwickelungsproceß. So, wenn der aus Sibirien entkommene Bakunin im December (a. St.) von 1861 in London anlangte, auf Herzen starken Einfluß zu üben begann und seine revolutionär-agitatorische Thätigkeit alsbald nach Rußland hinein spürbar machte. So auch, wenn die im Juli 1862 vollzogene Verhaftung des nihilistischen „Philosophen" Tschernischewski in Petersburg auf seine Gemeinde erbitternd und aufreizend wirkte.

Die Merkmale der angehobenen Wendung von der Reformstimmung zur revolutionär-rebellischen ließen nicht lange auf sich warten. Die in Petersburg schon seit 1857 bestehenden geheimen Gesellschaften erstrebten eine gemeinsame Organisation, bewerkstelligten dieselbe und konstituirten sich als die Partei **„Semlja i Wolja"** (Land und Freiheit). Sie hatten nämlich als erste Kundgebung ihres Daseins im März von 1863 eine Flugschrift veröffentlicht, worin die Frage „Was ist für das Volk nöthig?" aufgeworfen und mit „Land und Freiheit!" beantwortet war. Daher die gewählte Benennung der Partei.

welche ausgiebigen Landbesitz für die Bauern und demokratische Staatseinrichtungen forderte.

Die also ausgegebene Losung rief eine Bewegung hervor, welche zweifelsohne rasch eine bedeutende Verbreitung gefunden hätte, wenn nicht dem Zarismus ein Ereigniß zur Hilfe kam, das, obzwar an und für sich unliebsam genug, dennoch in seinen Wirkungen ein Glücksfall für ihn genannt werden mußte, weil es für eine Weile den Socialismus in Rußland nicht nur am Vorschreiten hinderte, sondern sogar zurückdrängte. Freilich eben nur für eine Weile. Das Ereigniß war der polnische Aufstand von 1863, welcher die Leiter der russischen Revolutionspartei, die Bakunin und Genossen, ja, von diesen fortgerissen, auch Herzen, zu dem auf ihrem Standpunkt sehr großen Fehler verleitete, für die aufständischen Polen Partei zu nehmen und verschiedene, obzwar fehlgeschlagene Versuche anzustellen, mit denselben gemeinsame Sache zu machen. Dieser Fehler, welchem die irrige Meinung zu Grunde lag, der polnische Aufstand wäre ein demokratischer, während er doch, wie alle polnischen Aufstände, ein aristokratisch klerikaler war, führte Wasser auf die Mühle des Zarismus, deren Mechanismus zudem durch den talentvollen Michail Katkow, Redakteur der „Moskauer Zeitung", sehr geschickt geleitet wurde. Katkow, ein Stilist ersten Ranges, wußte den zum Chauvinismus gesteigerten russischen Patriotismus

äußerst gewandt gegen die Polen aufzustacheln und zugleich, über die polnischen Rebellen hinweg, ihre Verbündeten, die russischen Revolutionsparteiler, schwer zu treffen[1]. Man kann wohl sagen, daß die „Moskauer Zeitung" den „Kolokol" zersprengt habe. Die „Glocke" läutete bald nicht mehr oder wenigstens wurde ihres immer leiser werdenden Klanges nicht mehr geachtet. Es sollte aber nicht allzu lange währen, bis statt der verklungenen Glocke die „Sturmglocke" (Nabat) terroristisch zu gellen begann (1875).

Das mit Wissen und Willen der Regierung geschehene Auftreten Kattows, welcher seine Polemik gegen die Radikalen und Socialisten nach und nach zu einer energischen Kriegsführung gegen Liberalismus und Reform überhaupt erweiterte, markirte bedeutsam die anhebende Rückwendung des Zarismus zu seiner eigenen Wesenheit. Zwar die Reformmaßnahmen wurden noch nicht eingestellt, aber alle, die so oder so zur entschiedenen Opposition gehörten, verloren das Vertrauen darauf, weil mit diesen Maßnahmen solche Hand in Hand gingen, welche an die schlimmsten Willkürzeiten erinnerten. Hierzu war namentlich zu rechnen die Verschickung der Mitglieder von „Land und Freiheit", soweit man ihrer

1) Vergleiche über diese Vorgänge Eckardt: Junkrussisch und Altlivländisch (Die russische neue Aera und A. Herzen), Leipzig 1870, passim.

habhaft werden konnte, nach Sibirien, wohin 1864 auch Tschernyschewski abgeführt wurde. Die gemäßigten und besonnenen Liberalen gaben aber trotzdem die Hoffnung auf eine gedeihliche Umgestaltung des Staates noch nicht auf. Diese russischen Liberalen ähnelten sehr unseren weiland deutschen Nationalliberalen, welche alle Muskeln — vorausgesetzt, daß sie so etwas wie Muskeln besaßen — anstrengten, um sich als „regierungsfähig" auszuweisen und aufzuspielen, und, hundertmal getäuscht, zum hundertundeinteumal wiederum nach dem nächsten besten Hoffnungsköder schnappten.

Der „Zar Befreier" hielt demnach zu dieser Zeit noch seine Absicht fest, auch der Zar-Reformator für sein Reich zu werden. Das zeugt denn doch unwiderlegbar von seinem guten Willen, sowie von seiner Ausdauer. Beides ist auch noch nicht erschüttert worden, als es sich herausstellte, daß die vollzogenen Reformen den im Geheimen immer weiter um sich greifenden Brand radikaler Umsturzideen keineswegs erstickt hätten. Sah sich die Regierung doch schon 1866 veranlaßt, einen Stabsofficier, den Reiteroberst Lawroff, wegen keck betriebener socialistischer Agitation verhaften zu lassen[1]). In dasselbe

1) Kropotkine, Der russische Nihilismus, Leipzig 1884, S. 201. Lawroff wurde in Kadnikow im östlichen Rußland interniert. Im März 1870 gelang es ihm, von dort ins Ausland zu fliehen.

Jahr fiel jedoch ein Geschehniß, welches der Beharrlichkeit Alexanders des Zweiten einen so harten Stoß versetzte, daß sie in ein Wanken und Schwanken gerieth, aus welchem nicht wieder herauszukommen war. Es ist das Attentat gemeint, welches — wir werden sofort mehr davon hören — Karakosow auf den Zaren machte und womit die Zeit der Mordanschläge begann. Fünfzehn Monate später (am 18. Juli 1867) schoß in Paris der Pole Berezowski auf den russischen Kaiser. Fortan sollte, furchtbar zu sagen, Alexander Gelegenheit erhalten, an mörderisch auf ihn zielende Attentate sich zu gewöhnen, und fortan mußten demzufolge von natur- und logikwegen solche Stimmen wie die Katkows mehr und mehr Gehör bei ihm finden — Stimmen, welche ihn beschworen, innezuhalten auf dem liberalen Reformwege, der ihn mitsammt Rußland nur ins Verderben führen könnte und müßte.

10.

Derweil, in den 60ger Jahren, verleiblichte ſich der Nihilismus aus einem Begriff und Problem allmälig zu einer ſocial politiſchen Partei, die vorerſt noch kritiſirte und theoretiſirte, aber doch ſchon ihre Ungeduld, zum Handeln zu kommen, deutlich genug verrieth[1]. Daß unter dem Handeln nicht in letzter,

1) Ich vermag nicht mit Ihnen übereinzuſtimmen, wenn er in ſeinem Buche, S. 35 fg., den Nihilismus durchaus vom Socialismus und Terrorismus unterſchieden wiſſen will und die Nihiliſten als verhältnißmäßig harmloſe „Aufklärungsphiloſophen und Demokraten", als die „Doppelgänger der deutſchen Materialiſten und Fortſchrittler" hinſtellt. Die Färbungen von Nihilismus, Socialismus, Terrorismus und Anarchismus ſpielten häufig ſo in einander, daß ſcharfe Gränzlinien gar nicht zu ziehen waren. Indeſſen kann ich im Nihilismus doch nur ein logiſches und thatſächliches Mittelglied zwiſchen dem früheren Socialismus eines Herzen und dem anarchiſtiſchen Terrorismus eines Bakunin und Komp. ſehen. Der Nihilismus, wie ihn die Tſchernyſchewſki, Piſarew und Konſorten verſchleiert oder offener formulirten, verhielt ſich, meines Erachtens, zum terroriſtiſchen Anarchismus, wie die

ſondern in erſter Linie das Morden verſtanden wurde, ſollte alsbald offenbar werden.

Es iſt eins der traurigſten Zeichen unſerer Zeit, ein geradezu furchtbares Merkmal, wie tief in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das ſittliche Gefühl geſunken, daß die Menſchen, wenigſtens eine große Anzahl derſelben, des heiligen Schauders vor dem Mord als ſolchem — (ob das Opfer ein Kaiſer oder ein Bettler, gleichviel) — ſich entwöhnt haben. Viele, ſehr viele Leute gibt es, welche für das Erzſchandbare, für die Niederträchtigkeit und Tücke, die dem Meuchelmord *als ſolchem* anhaften, gar keine Empfindung mehr haben. Ja, noch mehr: die Verkehrtheit der Begriffe, wie ein ſtumpfſinniger Materialismus ſie herbeigeführt hat, geht häufig ſo weit, daß nicht dem Gemordeten, bewahre! wohl aber dem Mörder das Mitleid ſich zuwendet. So konnte es denn kommen, daß Europa auf die Mord-

---

Vorausſetzung zur Schlußfolgerung, die Theorie zur Praxis, das Dogma zum Kult ſich verhält. Alle Terroriſten ſind durch die Schule des Nihilismus gegangen. Daß, wie Ihnen anführt, manche Nihiliſten, ſtatt Anarchiſten und Terroriſten zu werden, ſpäter unterthänige Beamte und wohlhäbige „Bourgeois" wurden, beweiſt gar nichts für ſeine Behauptung. Aehnliches kam und kommt bei allen Parteien vor. Die deutſche Burſchenſchaft z. B. hatte nur *einen* Ludwig Sand aufzuweiſen, während aus ſehr vielen ihrer Mitglieder höchſt „loyale" Beamte oder wohlhäbige Spießbürger geworden ſind.

versuche und Mordthaten, welche die russischen Revoluzzer ins Werk setzten, nur mit einer Art von frivoler Neugier, ja fast mit einer die überreizten Nerven unserer Zeitgenossen angenehm kitzelnden Befriedigung hinblickte. Diese Minirer und Sprenger waren etwas so hübsch Neues oder erschienen wenigstens der Unwissenheit als solches. Diese Studenten und Studentinnen, welche mit Arbeiterblusen angethan „ins Volk gingen", um die frohe Botschaft der Freiheit und Gleichheit zu predigen, das mysteriöse Treiben in den nihilistischen Klubs oder Cirkeln („Kruschki"), die Erkennungszeichen und Losungen, die Spähereien und Verrätherei, sowie die Rächung derselben, die geheimen Druckereien, Dynamitlaboratorien und Bombenwerkstätten, die spannenden Verfolgungen und wunderbaren Rettungen, wie hochromantisch war das alles, wie sensationell! Musste man diese „für die Zukunft des Menschengeschlechtes" mordenden und sterbenden Verschwörer und Verschwörerinnen, welche dafür zu sorgen wussten, daß die Neuigkeiten nie ausgingen, und sich so gut darauf verstanden, das träge Blut ihrer blasirten Zeitgenossen rascher kreisen zu machen und denselben wohlthuend-aufregende Empfindungen, will sagen „Gehirnsekretionen" zu verursachen, nicht schätzen lernen, ja sogar mehr oder minder liebgewinnen?

Nun wohl, „einst wird kommen der Tag", wo alle die seelenstumpfen und sensationslüsternen Herren

und Damen ſelber noch oder aber ihre Kinder und Enkel mit den lieben inzwiſchen zur europäiſchen „Godegiſel" gewordenen Nihiliſten, Anarchiſten und Terroriſten nähere und nächſte Bekanntſchaft machen werden . . . . . .

Die Geheimbündelei hatte in Rußland auch während der Zeit, wo die liberale und geſetzmäßige Reformſtimmung in der Regierung wie in der Geſellſchaft obenauf war, nicht aufgehört, weil eben, wie ſchon dargelegt worden, entſchiedenere Oppoſitionsleute von dieſem Liberalismus nichts erwarteten. Die Geheimbünde rekrutirten ſich vorzugsweiſe aus den ſogenannten „Selbſtbildungsklubs" (**Kruschki samoobrasowanija**), welche in den 60ger Jahren von den ruſſiſchen Studenten aufgethan worden und große Betheiligung gefunden hatten. Im Jahre 1865 nun hatten moskauer Studenten unter der Führung von Jermolow und Ischutin einen Kreis oder Cirkel (**Kruschok**) gebildet, welcher darthat, was es mit der „Selbſtbildung" in derlei Kreiſen eigentlich auf ſich hätte. Schon dadurch darthat, wie die Selbſtbildung gemeint wäre, daß er ſich den bezeichnenden und vielverſprechenden Namen „**Ad**" (Hölle) beilegte. Ein nervenkranker Fanatiker Namens Chudäkow wurde die Seele dieſes Kreiſes, würden wir ſagen, ſo es ſchicklich wäre, einem notoriſchen Materialiſten ſo ein „obſoletes Ding" wie eine Seele zuzumuthen. Chudäkow heizte die „Hölle" gehörig. Er trieb zur

Anbändelung mit Geſinnungsgenoſſen in Petersburg, ſowie zu Verſuchen, mit der „Internationalen“ in Verbindung zu treten. Man beſchloß, die Umſturzideen ins Volk zu tragen und insbeſondere unter den Fabrikarbeitern dafür zu wühlen. Endlich wurde man ſchlüſſig, einen großen Schlag zu thun, d. h. die Ermordung des Zaren zu verſuchen, um dadurch Schrecken in das Volk zu werfen und daſſelbe „aufzuregen“, natürlich im revoluzioſchen Sinne. Dieſe Verſchwörer belogen und betrogen einander ja fortwährend mit der hochkomiſchen Illuſion, das ruſſiſche „Volk“ wäre völlig revolutionsreif und erwartete nur ein recht ſchmetterndes Signal, um loszubrechen.

Warum alſo das Signal nicht geben? Was iſt unſer Leben dem Zaren? **„Nitschewo“**. Was iſt des Zaren Leben uns? Ebenfalls **„nitschewo“**. Laſſt unſere moſkauer „Hölle“ einen ihrer Inſaſſen ausſpeien und nach St. Petersburg hinaufſchleudern, damit er „unſer heiliges Werk“ beginne.

Proſaiſch geſprochen: einer vom Ad Klub, der Edelmann Wladimir Karakoſow, erbot ſich, nach Petersburg zu gehen und einen Mordanfall auf den Zaren zu thun. Er that, was er ſich vorgeſetzt, am 4. (16.) April 1866, konnte aber den Streich nicht vollführen und gab mit ſeinem beim ſogenannten Sommergarten in Petersburg auf Alexander den Zweiten abgefeuerten, aber fehlgegangenen Piſtolſchuß

nur ein „recht ſchmetterndes Signal“ zur Umkehr der zariſchen Politik, zur Abwendung derſelben vom Reformeifer und zur Verfolgung der liberalen Ideen und Strebungen. Für dieſen Schaden bot das Zetern und Schäumen Bakunins von Frankreich und der Schweiz her fürwahr keinen Erſatz. Der lange Commis Voyageur der univerſalen Revolution, welcher in „Allzerſtörung“ und „Allgeſtaltloſigkeit“ machte, pries den Karakoſow als einen „Märtyrer unſerer heiligen Sache“ und verkündete um dieſelbe Zeit der ruſſiſchen Jugend ſeine ſublime Entdeckung, daß „das altherkömmliche nationale Räuberthum eine der ehrwürdigſten Erſcheinungen des ruſſiſchen Volkslebens ſei“. Er forderte die ſtudirende Jugend auf, das „nationale“ Räuberthum neu zu organiſiren, und rief ihr zu: „Verlaſſt die Schulen, Univerſitäten und Akademieen, pfeift auf die Wiſſenſchaft, welche in ihrer dermaligen Geſtalt nur eine officielle Wiſſenſchaft und nur dazu beſtimmt iſt, euch zu feſſeln und zu entmannen. Werdet Räuber, wie vordem Stenka Raſin einer geweſen iſt. Eignet euch den aus der Tiefe unſeres Volksthums hervorgegangenen ſtaatenzerſtörenden Geiſt an!“ [1]

Ein nicht kleiner Theil der ſtudirenden ruſſiſchen

1) Rußland vor und nach dem Kriege. 2. Aufl. Leipzig 1879. S. 150. Die Rebellion des Koſaken Stenka Raſin hatte in den Jahren 1670—71 ſtattgefunden.

Jugend ließ ſich das geſagt ſein. Die jungen Herren gingen darum der Wiſſenſchaft, welche ja „nur eine officielle“ war, ſorgſam aus dem Wege und gingen zwar nicht gerade in die Wälder und Steppen, um daſelbſt im Stile von Puſchkins „Räuberbrüderpaar“ zu leben, aber doch in bequemer gelegene nihiliſtiſche Kruſchki, allwo ſich ja auch Gelegenheit bot, die Verwirklichung des bakunin'ſchen Ideals eines nationalen Räuberthums anzuſtreben und den aus der Tiefe des ruſſiſchen Volksthums entſproſſenen ſtaatenzerſtörenden Geiſt eines Stenka Raſin oder Bulawin oder Pugatſchew ſich anzueignen.

11.

Die Antwort, welche der Zarismus auf den Schuß Karakosows gab, war deutlich genug. Sie zeigte, wie die Regierung einer nihilistischen „Propaganda der That", welche am 4. April 1866 ihren ersten Versuch gemacht hatte, zu begegnen beabsichtigte.

Zur Untersuchung und Bestrafung des Komplotts, aus welchem der Attentäter hervorgegangen, wurde eine außerordentliche Kommission eingesetzt, welcher vorzusitzen man den Polenzermalmer Murawjew, den „Todfeind aller liberalen Reformen und aller Einschränkungen der altväterischen Willkür"[1], aus seinem Paschalik Wilna heimberief. Der „dritten Abtheilung" setzte der Zar den Grafen Schuwalow zum Chef. Der liberalisirende Minister der „Volksaufklärung" Golowniu musste seinen Platz dem Grafen Tolstoi abtreten, welcher alsbald mit scharfen Maßregelungen gegen die studirende Jugend vorging.

1) Von Nikolaus I. zu Alexander III. 2. Aufl. S. 372.

Die beiden Zeitungen, der „Sowremennik“ (Zeitgenosse) und das „Russkoje Slowo“ (Russische Wort), welche bislang unbeanstandet einen sehr weitgehenden Liberalismus, ja einen radikalen Kriticismus vertreten hatten, wurden unterdrückt. Man machte auch einen Anlauf, die Verwaltungs- und Gerichtsbeamtenschaft von des Radikalismus verdächtigen Elementen zu säubern. Mittels eines an den Fürsten Gagarin, als den Präsidenten des Reichsraths, gerichteten Schreibens vom 23. Mai gab sodann der Zar feierlich kund und zu wissen, daß den Umtrieben, welche „den Glauben, das Recht und das Eigenthum“ bedrohten, mit aller Strenge entgegengetreten werden sollte und daß bei Wahrung der Grundlagen staatlicher Ordnung die Regierung auf den Adel und alle konservativen Kräfte des Staates sich stützen wollte und werde.

So war der Bruch mit der Reform thatsächlich vollzogen, obzwar man es noch nicht unverblümt worthaben wollte.

Der politische Mord hatte demnach auch hier wieder gewirkt, wie er allzeit und überall zu wirken pflegte und pflegt: — als Gelegenheitsmacher und Wegfrecht der Rückwärtserei. Selbstverständlich wollten und wollen die Menschen auch aus dieser Lehre der Geschichte so wenig lernen wie aus allen übrigen. In erster Linie lernten die russischen Revoluzer nichts daraus. Im Gegentheil, sie verhärteten sich mehr und mehr in dem Gedanken des Zarenmordes, als

des, wie sie wähnten, unfehlbaren Mittels, einen Umsturz des Zarismus herbeizuführen. Im weiteren gewöhnten sie sich jetzt ziemlich rasch auch an die Vorstellung, daß man, um dem Zaren an's Leben kommen zu können, auf das Leben anderer keine Rücksicht zu nehmen brauche. „Der Zweck heiligt alle Mittel“: darin stimmten die Nihilisten mit den Sophisten, Jesuiten und „Gesellschaftrettern“ aller Zeiten brüderlich zusammen. Folglich heiligt der Zweck, unser Zweck, die Revolutionirung Russlands den Massenmord. Neu war dieser ganze Syllogismus keineswegs. Die römischen Triumvirn, Karl der Große und andere Heidenbekehrer, die Albigenserschlächter, die spanischen Inquisitoren, die Hexenbrenner, die Bartholomäusnachtgesellen, die englischen Pulververschwörer von 1604—5, die Septembermörder von 1792, der Pseudo-Bonaparte und seine Mitbanditen vom December 1851, die Communards vom Mai 1871 und ihre Besieger — sie alle haben so gedacht, vorausgesetzt und schlußgefolgert. Und die Sophisten, Jesuiten, Revoluzer, Bekehrer und Gesellschaftretter der Zukunft werden gerade so thun, wie die der Vergangenheit gethan. Was sagt der Koheleth?

„Was da gewesen,
Ist das, was sein wird;
Und was geschehen,
Ist das, was geschehn wird.
Neues gibt es gar nicht
Unter der Sonne“ .....

Die infolge des karakosow'schen Attentats von-seiten der zarischen Regierung getroffenen Maß-nahmen dämmten die revoluzisch-oppositionelle Strö-mung nicht nur nicht ein, sondern trugen auch ent-schieden mit dazu bei, dieselbe zu verbreitern und zu vertiefen. Namentlich wirkte in diesem Sinne das bärentatzige Dreinfahren des neuen Unterrichts-ministers. Wirkte so, daß von den letzten 60ger Jahren an die materialistisch-nihilistischen Tendenzen und damit die Revolutionssucht unter den Studiren-den an Gymnasien, Lyceen, Akademieen und Hoch-schulen zu einer Epidemie wurde, welcher man mit dem ganzen Aufgebot der Gewaltmittel, wie sie der „dritten Abtheilung" zu Gebote standen, nicht bei-zukommen vermochte. Um so weniger, als die ver-suchte Säuberung der Beamtenschaft von „verdäch-tigen" Elementen nicht durchgeführt worden war und demnach die Nihilisten und Nihilistinnen, die Ver-schwörer und Attentateplaner insbesondere in den Kreisen der Subalternbeamten, wie auch gar nicht selten in den Kreisen von Subalternofficieren, bereitwillige Hehler und Helfer fanden. Ueberhaupt wäre ja weder die Organisation der revolutionären Partei noch ihre darauf basirten Unternehmungen möglich gewesen, falls nicht ein gar nicht kleiner Theil der „gebildeten Stände" Russlands heimlich mit dieser Partei ein-verstanden war. Aus diesem heimlichen Einverständ-niß — manche Herren und Damen kokettirten übrigens

eine geraume Weile auch öffentlich mit der revolutionären Mode — erklärte sich namentlich die Möglichkeit der Beschaffung von Geldmitteln für Verschwörungszwecke. Die Sammlungen dafür beschränkten sich nicht auf die Kreise der mehr oder weniger Eingeweihten. Reiche und vornehme Leute beiderlei Geschlechts hatten, von demselben krankhaften Reiz, mit dem Feuer zu spielen, verführt, welchem die pariser Salons vor 1789 verfallen waren, unter der Hand offene Hände für die Nihilisten. Daß diese im Nothfall Erpressungs- und Raubversuche unbedenklich in Anwendung brachten, ist bekannt. Auch dieses Mittel, welches nachmals die deutschen Anarchisten den russischen Nihilisten abgelernt haben, heiligte ja der Zweck.

12.

An der Ausspannung des Nihilismus zum Terrorismus hat sicherlich der durch Sendboten und Flugblätter auch nach Russland hinüberreichende Einfluß der „Internationalen", deren Stiftung man ja schon vom September 1864 datiren kann[1]), nicht unbeträchtlich mitgearbeitet. Ebenso das „lehrreiche" Beispiel der pariser Commune vom rothen Frühlingsquartal 1871, welches, wie bekannt, auf alle wahlverwandten „Mastburgerfeinde" in ganz Europa so bezaubernd und begeisternd wirkte.

Indessen hatten „kolossal zeitgemäß entwickelte" Russen des von den Rigault, Ferré und Mitmordbrennern gegebenen Beispiels nicht erst bedurft, um die durch Karakosow angehobene „Propaganda der That" in ihrem Lande fortzusetzen. Im Sinne der

1) Zacher, Die rothe Internationale, Berlin 1881, S. 6. Dazu S. 171 die von K. Marx entworfenen, London, September 1864, datirten „Statuten der internationalen Arbeiterassociation".

ſelben war noch in den 60ger Jahren mit beſtem Erfolge thätig der geweſene Student und nachmalige Gerichtsbeamte in Kleinrußland Sergei Kowalek, welcher es in der Kunſt, revolutionäre Zeitungen, Flugſchriften und Bücher maſſenhaft aus dem Ausland einzuſchmuggeln, zur unvergleichlichen Meiſterſchaft gebracht hatte und ebenſo geſchickt als eifrig die ſtudentiſchen Kreiſe von Kiew aufwühlte[1]). Unter den eingeſchmuggelten Pamphleten ſtanden die voran, welche, von Bakunin und Elpidin in Genf verübt, den gemeinſamen Titel „Narodnoje djelo“ (Volksſache) trugen (1868—69). Darin war ſchon das volle Wuthſchnauben des zerſtörungsgierigen Anarchismus, während die etliche Jahre ſpäter (1873) durch den geflüchteten Lawroff in Zürich gegründete Zeitſchrift „Wperëd“ (Vorwärts) zwar auch die unausweichliche Nothwendigkeit einer allgemeinen „Volksrevolution“ predigte, aber die anarchiſtiſch-terroriſtiſche Heilslehre in gemäßigtem Ton, ſo zu ſagen mit wiſſenſchaftlicher Eleganz vortrug. Im Grunde ſtimmte jedoch der „Vorwärts“ mit der „Volksſache“ zuſammen, wenn dieſe geradeheraus die „Zerſtörung des ruſſiſchen Reiches und ſämmtlicher Staaten“, überhaupt „die Vernichtung der gegenwärtigen Kultur“ forderte und daneben in nebelhafter Weiſe von dem Rebelding einer „neuen Organiſation der Geſellſchaft

1) Kupczanko a. a. O. 2—3.

von unten herauf mittels freier Vereinigungen oder Gruppen" fabelte.

Für den ersten Versuch, diese „Ideen" auf Komplottwegen in Rußland zu verwirklichen, ist die von Sergei Netschajew gestiftete Verschwörung anzusehen. Der Genannte, ein verkommener Schulmeister, hatte sich in Genf das Vertrauen Bakunins erschwindelt mittels der Doppellüge, er, Netschajew, wäre aus der petersburger Festung entwichen, woselbst er als Nihilist gefangen gewesen, und in Rußland sei die Bewegung so weit und breit organisirt, daß alles „revolutionsreif". Der „große Michail Bakunin", der „Genius der Zerstörung" [1]), weihte den Lügner förmlich zu seinem Apostel und sandte ihn nach Rußland zurück, um dort die Einrichtung einer „Gruppe der Internationalen" energisch an die Hand zu nehmen. Die Geldmittel, 25,000 Franken, lieferte der von Herzen, welchen zu beschwindeln dem Lügner ebenfalls wenigstens halbwegs gelungen war, verwaltete „Revolutionsfond" [2]). Netschajew wußte, im Herbst von 1869 nach Moskau und von da nach Petersburg heimgekehrt, den Nimbus, welchen ihm die

1) So wird Bakunin lobpsallirt durch seinen Landsmann und Gesinnungsgenossen Stepnjak in dessen Buch „Das unterirdische Rußland" (**La Russia sotteranea, Milano** 1882), aus dem Italienischen übers. von M. Trautner, Bern 1884, S. 13.

2) Thun, a. a. O., S. 11.

Weihung durch den „großen“ Bakunin verlieh, geſchickt zu verwerthen und ſich unter den Studenten der beiden Hauptſtädte einen einflußreichen Stand zu machen. Die von ihm beabſichtigte Stiftung eines revolutzionären Bundes erleichterte er ſich ungemein dadurch, daß er frühweg log, über ganz Rußland hin wäre bereits ein Netz von Geheimbünden gebreitet. Man muß dem, natürlich „auf der Höhe der Entwickelung ſtehenden“ und folglich ganz „ſkrupelfreien“, jungen Manne viel organiſatoriſches Talent und Entſchloſſenheit zuerkennen. Im übrigen iſt er ein abſchreckendes Beiſpiel von dem gänzlichen Mangel an moraliſchem Sinn und Gefühl, der ja das Kennzeichen eines „fertigen“ Nihiliſten. Er wuſſte ſeinem „Kruſchok“ eine beträchtliche Ausdehnung zu geben und ſeine Mitverſchworenen, unter welchen Pryſchow, Uſpenſki, Nikolajew und Kuſnezow namhaft waren, ſouverän zu beherrſchen. Vornehmlich mittels der Vorſpiegelung, er, Netſchajew, wäre der „Delegirte“ eines geheimnißvollen „Generalkomité“, welches in höchſter Inſtanz die univerſale Revolution leite. Einer der Verſchworenen, der Student Iwanow, ſcheint nun aber nicht „entwickelt“ genug geweſen zu ſein, dem Komplottleiter unbedingt zu glauben und zu gehorchen. Er widerſprach demſelben in dieſem und jenem und führte wohl auch Redensarten, welche argwöhnen laſſen konnten, er ginge mit Verrath um. Netſchajew war ſchnell bei der Hand, dem vorzu

beugen. Es gelang ihm, die vorragenderen seiner Mitverschworenen zu überzeugen, Iwanow müsste als „Feind der heiligen Sache" beseitigt werden, und er setzte dieses Verdikt ohne Verzug in Vollzug. Am 21. November 1869 wurde der unglückliche Iwanow in eine bei dem landwirthschaftlichen Akademiegebäude in Moskau gelegene Grotte gelockt und daselbst von Netschajew unter Beihilfe anderer ermordet. Der Mörder entkam nach der Schweiz, allein der durch den Mord verursachte Lärm führte zur Aufdeckung der Verschwörung. Etliche 80 Theilhaber wurden eingethan, vor Gericht gestellt und abgeurtheilt. Den Netschajew selbst lieferte als einen gemeinen Meuchelmörder die Schweiz an Russland aus, und zwar von rechtswegen.

Dieſer Ausgang des zweiten Verſuches einer „Propaganda der That“ hat eine zeitweilige Zurückwendung der ruſſiſchen Revolutionspartei zur „Propaganda des Wortes“ herbeigeführt oder herbeiführen helfen. Das Gefühl, die Revolutionsreife des ruſſiſchen Volkes wäre doch keineswegs eine ſo ausgemachte Sache, wie der in Genf phantaſirende „Genius der Zerſtörung“ zu glauben ſich anſtellte, machte ſich denn doch zu gebieteriſch geltend. Hieraus erklärt ſich die Art der Thätigkeit, welche die geheimen Geſellſchaften in den nächſten Jahren einhielten.

Die Lüge Netſchajews von dem über Rußland hingebreiteten Geheimbundnetz begann zeitig in den 70ger Jahren zu einer Wahrheit zu werden. Alles im Lande vorhandene Mißbehagen, alle Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, alle Verzweiflung an der Möglichkeit und Erſprießlichkeit einer Reform von obenher quoll zu dem ungeſtümen Verlangen zuſammen, eine radikale Veränderung herbeizuführen. Der nihiliſtiſche Kriticismus, die ſocialiſtiſchen Phan-

taſmen, die anarchiſtiſche Zerſtörungsluſt verſchmolzen zu einer politiſchen Partei, welche ihre Agitation auf ein ganz beſtimmtes Ziel richtete, auf die Vernichtung des beſtehenden Staats. Man wollte die Revolution, eine ruſſiſche Revolution: aber man erkannte, daß dieſelbe nicht zu machen, geſchweige durchzuführen wäre ohne die Betheiligung der Maſſen. Auf die Bearbeitung derſelben richtete ſich demzufolge zunächſt die ganze Wühlkraft der Partei. Man ſtieg aus dem univerſalen Wolkenkuckuksheim auf den nationalen Boden herab, man „ging ins Volk“.

Ja, ins Volk zu gehen („idti w narod“), das wurde jetzt förmlich die Loſung des Nihilismus — welches Wort wir als Geſammtbezeichnung der verſchiedenen Fraktionen der ruſſiſchen Revolutionspartei ein für allemal beibehalten wollen. Alle die „Kruſchki“, welche auf dem ſeit Jahren mit nihiliſtiſchen Lehren wohlgedüngten Boden der „Intelligenz“ des Landes wie Pilze aufſchoſſen, gaben dieſe Loſung aus, welcher mit nicht ſelten geradezu beſtaunenswerther Selbſtverleugnung und Ausdauer Folge geleiſtet wurde. Sehr bedeutſam iſt auch, daß bei dieſer auf die Maſſen gerichteten Aufwiegelungsarbeit zwar Studenten und Studentinnen, Gymnaſiaſten und Seminariſten am eifrigſten mitthaten, daß aber nicht nur gereiftere Männer und Frauen der „gebildeten Stände“ ebenfalls daran ſich betheiligten, ſondern auch Kleinbürger, Handwerker und Bauern in nicht

geringer Anzahl als gewandte und begeisterte Agitatoren sich erwiesen und bewährten.

Die Schwärmerei für das „Ins Volk Gehen" kam über die Menschen wie eine Epidemie, deren ansteckende „Bacillen" so zu sagen mit der Luft eingeathmet wurden. Wie früher die absolute Kritik, die alle Standpunkte überwunden hatte, und wie sodann die Blasirtheit des Nihilismus — das Wort in seinem engeren Sinne verstanden — Mode gewesen, so war es jetzt die Begeisterung. Daß diese bei vielen Trägern des Umsturzgedankens eine ehrliche und opferwillige war, kann gar nicht bezweifelt werden. Die Anstelligkeit und der Duldmuth, die Entbehrungswilligkeit und Beharrlichkeit, welche viele der „Ins-Volk-Gegangenen" bei der Arbeit, in den Massen die Lehre vom Nihilismus in seiner Gestaltung zur thatkräftig revolutionären Verneinung und Verwerfung des Bestehenden zu verbreiten, entwickelten, das macht die Glanzseite der gesammten nihilistischen Bewegung aus.

Es war da — der Gedanke drängt sich einem hierbei unwillkürlich auf — doch ein Menschenmaterial, aus welchem und mit welchem ein genialer Herrscher, etwa so ein großer Peter des 19. Jahrhunderts, im Verein mit tüchtigen Staatsmännern viel hätte machen, viel Gutes und Großes für Rußland hätte schaffen können. Fühlende und denkende Menschen werden sich bei Betrachtung des Nihilis-

mus in ſeinen verſchiedenen Entwickelungsphaſen nicht der Klage enthalten, daß hier ſo viel ungewöhnliche Kraft der Intelligenz und des Willens da an Unmögliches, dort an Frevelhaftes vergeudet worden iſt. Wie irregeleitet die jugendliche Begeiſterung war, welche die Umſturzpartei beſeelte, konnte ja ſchon der Wortlaut des von ihr erſtrebten Zieles zeigen. Denn was wollte ſie endgiltig? Den anarchiſchen Socialismus oder die ſociale Anarchie. Alſo einen Widerſpruch in ſich ſelbſt, ein Meſſer ohne Heft, dem die Klinge fehlt. „Social“ und „anarchiſch“ ſchließen ſich ja gegenſeitig aus. Wo eine menſchliche Geſellſchaft ſich bilden will, muß vor allem die Anarchie weichen. Wo die Anarchie anfängt, hört alles Sociale auf. Das ſind ſpottwohlfeile Wahrheiten und doch waren ſie den Nihiliſten viel zu koſtſpielig. Es iſt eben überhaupt eine Eigenheit unſerer Zeit, auf die Logik des geſunden Menſchenverſtandes mit Geringſchätzung herabzublicken. Darum wird man ſie dereinſt die Schwindelzeit par excellence nennen . . . . . .

Die geheimen Geſellſchaften, welche zu Anfang der 70ger Jahre in Rußland geſtiftet wurden und den Verbreitern der nihiliſtiſch-revoluziſchen Lehren zu Rückhalten dienten, waren in ihren Strebungen ſehr verſchieden, inſofern die einen, wie z. B. die „Malikowity“ und die „Lawriſty“ die Wege friedlicher Reformachung des Volkes beſchritten und eingehalten

wiſſen wollten, die andern dagegen, wie z. B. die „Putſcher“ (buntari) in Moskau und die „Tſchaikowzen“ in Petersburg, auf einen gewaltſamen Aufſtand hinarbeiteten. Die Tſchaikowzen, ſo genannt nach ihrem Stifter, dem Studenten Nikolai Tſchaikowſki, welcher übrigens für gut fand, 1873 nach Amerika zu gehen, waren Bakuniſten von der ſtrikten Obſervanz. Ihr Abſehen ging darauf, das „geiſtige“ Proletariat mit dem „materiellen“, die Studentenſchaft mit dem ſtädtiſchen und ländlichen Pöbel zu verſchmelzen und mittels dieſer Verſchmelzung bei Gelegenheit, d. h. bei einer allgemeinen Rebellion, ihr Ideal, die vollſtändige Anarchie, die „Allgeſtaltloſigkeit“ zu verwirklichen. Unter dieſem ſchlechthin Unvorſtellbaren ſtellten ſich die Tſchaikowzen und ihre Affiliirten doch etwas vor, wie es ſcheint. Denn ſie phantaſirten von einer „neuen Welt, gegründet auf die Brüderlichkeit aller Menſchen“, von einer neuen Welt, in welcher es „kein Elend, keine Thränen mehr geben wird“. Herrlich das! Ein Ziel, auf's innigſte zu wünſchen. Laſſt uns alſo eilen, die Pforten dieſes Zukunftsparadieſes aufzuthun. „Auf! Die Stunde der Zerſtörung der alten Bourgeoiswelt hat geſchlagen. An's Werk! An die Revolution!“ [1])

Die Geheimbündecentren wirkten mittels Feſtſtellung von Principien, ſowie mittels Ausgabe von

1) Unterirdiſches Rußland, S. 15.

Losungen und von Wegleitungen für ihre Sendlinge. Diese Ins-Volk-Gänger thaten dann die eigentliche Propaganda-Arbeit und es war fürwahr nicht ihre Schuld, wenn die Ergebnisse ihrem Eifer nicht entsprachen.

Von Petersburg und Moskau aus verbreitete sich die Missionsthätigkeit der Arbeiter „am Werke" mehr und mehr über die Provinzen. Um das Jahr 1874 herum war schon die größere Hälfte vom europäischen Russland, waren schon 37 Statthalterschaften („Gouvernements") von geheimen Agenten durchwühlt und mit nihilistischen Klubs ausgestattet [1]. Ein mit großer Geschicklichkeit in Anwendung gebrachtes Hauptmittel der revolutionären Propaganda war die Stiftung von Schulen und die Errichtung von Werkstätten. In jenen unterwiesen Schulmeister, gewesene Officiere, Studenten und Seminaristen, sowie auch Nihilistinnen, das heranwachsende Geschlecht im revoluzischen Evangelium, in diesen suchten Agitatoren in der Rolle von Handwerkern (Webern, Tischlern, Schmieden, Schustern, Buchdruckern u. s. w.) die Arbeiter und Bauern zu Soldaten der Rebellion zu werben. Der Adel stellte zu diesem „Korps der Wühler" auch sein Kontingent. In Petersburg war der Fürst Peter Krapotkin, den extremsten anarchistischen Anschauungen zugethan, und später, 1876,

1) Kupczanko, S. 6.

durch seine kühn bewerkstelligte Flucht bekanntgeworden, einer der thätigsten Arbeiter „am Werk“. In den Provinzen leisteten adelige Gutsbesitzer und Gutsbesitzerinnen der nihilistischen Mission allen möglichen Vorschub. Die Regierung, welcher dieses Treiben unmöglich entgehen konnte, stellte im Jahre 1875 aktenmäßig fest, daß damazumal die Zahl der Umtriebler 612 und die der Umtriebleriunen 158 betrug. Davon wurden 265 gefänglich eingezogen und polizeilich überwacht 452, während 53 nicht ermittelt werden konnten [1].

---

1) Geheime Denkschrift über die nihilistischen Umtriebe, mitgetheilt in „Russische Wandlungen“, S. 221–239. Darauf sei verwiesen, wer einen Einblick in die Einzelheiten der propagandistischen Arbeit in den verschiedenen Provinzen gewinnen will. Die russische Regierung hat in dem genannten Aktenstück die revolutionären Umtriebe amtlich als „nihilistische“ bezeichnet. Ich darf hierin wohl auch eine Bekräftigung meiner Meinung sehen, daß die russischen Revolutionäre — der verschiedenen Schattirungen der Gesammtpartei ungeachtet — Nihilisten genannt werden können. Schon der Kürze halber und weil die Begriffe „Nihilismus“ und „Nihilist“ dem europäischen Sprachgebrauche nun einmal geläufig sind. Doch will ich nicht verschweigen, daß einer, der davon wissen konnte und wußte, der im Text erwähnte Fürst Peter Krapotkin, im Nihilismus nur, so zu sagen, die erste Sprosse der revolutionären Leiter sehen wollte. In seinem Essay „The Russian revolutionary party“, welcher in der „Fortnightly Review“ von 1882, S. 651–671, erschien, protestirte er gegen „the

14.

Die thätige Theilnahme der Frauenwelt an den Rüſtungen zur Revolution iſt ein kennzeichnendes Merkmal der Geſchichte Rußlands in dieſer Zeit. Sie erklärt ſich zunächſt daraus, daß die inſtinktive Unzufriedenheit, welche das nikolaiſche Regiment in

confusion often made between distinct periods of development of the Russian revolutionary movement" — und fährt dann fort: „The Nihilism of 1861 — a philosophical system especially dealing with what Mr. Herbert Spencer would call religious, governmental and social fetishism — is confounded with the peaceful Socialism of 1872 and with the Terrorism of to-day. In this way we get that mythical and psychologically impossible personage the „Nihilist" of the European press, who, chancing to become discontented with the dean of his University, takes to making bombs and killing the Tsar. Life and evolution move quickly during revolutionary times; and the Russian revolutionary party, young as it is, already has a whole history". Alles dieſes als richtig zugegeben, werden ſich aber die einmal eingebürgerten Kollektivausdrücke Nihilismus und Nihiliſten doch auch fernerweit behaupten.

allen Ständen hervorgerufen, auch in die Frauenwelt Eingang gefunden hatte. Sodann aus der schon weiter oben im Vorübergehen berührten Unzulänglichkeit oder vielmehr Verkehrtheit der weiblichen Erziehung, welche geradezu demoralisirend hatte wirken müssen. Während in den unteren Volksschichten eine regelrechte Schulung der Mädchen eigentlich gar nicht vorhanden gewesen, war in den oberen die Erziehung derselben in erster und letzter Linie auf die Aneignung französischen Schliffs und pariſiſchen Schicks gerichtet. Es gab selbstverständlich löbliche Ausnahmen, viele und sehr rühmliche sogar: aber durchschnittlich grassirte in der russischen Damenwelt eine gränzenlose Oberflächlichkeit und Gemüthsöde, woraus dann Phantasterei, Selbstüberhebung und Ränkesucht, wie nicht minder Leichtfertigkeit und Lasterhaftigkeit nur allzu häufig und allzu rasch sich entwickelten.

Als dann nach Alexanders des Zweiten Thronbesteigung der allgemeine Reformeifer sich auch im Besonderen der Erziehung der weiblichen Jugend annahm, als für dieselbe ein besserer, umfassenderer und höhergreifender Unterricht gefordert wurde und zur Befriedigung dieser Forderung auch den Mädchen die Thore der höheren und höchsten Schulanstalten sich öffneten, da trieb ein in seinen Ursprüngen unzweifelhaft edler Bildungsdrang die jungen Russinnen in die Gymnasien und auf die Universitäten. Mit den wenigen Berufenen kamen aber die vielen

Unberufenen, maßen es merkwürdig schnell Mode wurde, Studentin zu sein oder wenigstens zu heißen.

Hier ist nicht der Ort, auf die übrigens noch keineswegs endgiltig entschiedene Frage zurückzukommen, ob das weibliche Geschlecht für wissenschaftliche Berufsarten bestimmt und organisirt sei oder nicht. Nicht einmal die Frage soll hier gestellt werden, ob namentlich das Studium solcher Zweige der Naturwissenschaft wie Anatomie und Physiologie für junge Mädchen gesund und schicklich sei. Das zu bejahen oder zu verneinen mag füglich dem Gewissen und Urtheil von Vätern und Müttern anheimgegeben werden. Aber Thatsache ist es, daß auf die russischen Studentinnen — wir meinen auf die Masse derselben, nicht auf die ja auch vorhandenen Ausnahmen von der Regel — die mehr oder minder ernstliche oder auch mehr oder minder oberflächliche Beschäftigung mit den sogenannten exakten Disciplinen höchst unheilvoll eingewirkt hat. Ohne den dauerhaften Rückhalt idealer Anschauungen, welchen nur die humanistischen Studien geben — auf diese mit souveräner Verachtung herabzusehen gehörte ja unter der studirenden russischen Jugend jener Zeit überhaupt zur „zeitgemäßen Entwickelung" — ja, ohne jenen Rückhalt, wie sie waren, wurden die mit den Naturwissenschaften einseitig sich befassenden Studentinnen von der Pestilenz des krassesten Materialismus ergriffen und die unter ihnen umgehende

Losung von der „Mündigwerdung des Weibes", führte zweifelsohne manche auf die Irrwege einer „Emancipation", welche in die Kloake der „freien Liebe" auslaufen mussten und ausgelaufen sind. Nicht die ganze Verschuldung dieser Verirrungen war auf seiten der Jugend. Ein grosser Antheil daran ist den Eltern zuzulegen. Es zeugte ja denn doch von einer traurigen Zerrüttung des Familienlebens, wenn Mädchen von 15 und 16, von 17 und 18 Jahren, Töchter aus „besseren" und „besten" Familien sogar, ohne weiteres das elterliche Haus verlassen durften und konnten, um frei ihren „emancipativen" Neigungen, ihren „kolossal zeitgemäß entwickelten" Trieben zu leben, sich mit „gleichentwickelten" Studenten als deren „gleichberechtigte Kameraden" zusammenzuthun und in zügelloser Freiheit von einem Abenteuer zum andern zu eilen, um schliesslich aus den Schwindelhöhen der Phantasterei und Leichtfertigkeit in die Tiefen frevelhafter Pläne und ruchloser Handlungen hinabzustürzen.

Denn zu alledem Erwähnten war noch etwas gekommen. Da man es in Russland mit dem „Vorurtheil", die Zulassung zu den Hochschulen hätte den Nachweis der „Maturität" zur Voraussetzung, immerhin noch ein bisschen ernster nahm, als manchem der Dämchen, welche die Studentinnenmode mitmachen wollten, lieb war, so gingen sie „studirenshalber" massenhaft ins Ausland und hier verfielen die jungen

Materialiſtinnen rettungslos den Einwirkungen der Propheten und Apoſtel des Nihilismus und Anarchismus. So rettungslos, daß „ruſſiſche Studentin“ und „Nihiliſtin“ bald völlig ein und daſſelbe bedeutete und, wenn nicht in allen, doch in ſehr vielen Fällen auch war.

Ach, wir haben ſie zu ihrer Zeit, d. h. in den erſten 70ger Jahren, in Zürich truppweiſe herumgehen ſehen, dieſe ruſſiſchen Studentinnen von dazumal und, hoffentlich, von ehemals. Sie gewährten in ihrem obligaten Nihiliſtinnenkoſtüm — ſchlampiges ſchwarzes oder ſchwarzgeweſenes Kleid mit Ledergurt, Wäſche, welche bewies, daß ihren Trägerinnen Waſſer und Seife längſt zu „Vorurtheilen“ geworden, kurz und rund geſchnittenes Haar, ſchmierige Hüte und blaue Brillen — einen nichts weniger als anmuthigen Anblick. Und wir altfränkiſchen, „zurückgebliebenen“ Menſchen, denen mädchenhafte Beſcheidenheit und Zierlichkeit, weibliche Zucht und Scham keine „überwundenen Standpunkte“ waren, mußten uns traurig fragen: Gerechter Himmel, was für Hausfrauen und Mütter ſollen aus dieſen Mädchen werden? Später fügte es der Zufall, daß wir etliche ſolcher Exemplare von Hausfrauen und Müttern zu ſehen Gelegenheit erhielten. Schauder! Doch was hat das zu ſagen? Hausfraulichkeit und Mütterlichkeit waren ja für „koloſſal zeitgemäß entwickelte“ Nihiliſten und Nihiliſtinnen auch nur ſo

„philiſterliche Vorurtheile", wie Haus und Herd, Familie und Heimat. Außerdem iſt noch zu berückſichtigen, daß es jedem Volke zuſtehen muß, ſich ſeine Sitten zurechtzumachen, wie es ihm beliebt, und daß demnach ruſſiſche Sitten und Lebensgewohnheiten nicht mit deutſchen, ſondern mit ruſſiſchen Augen angeſehen ſein wollen.

Im Kalender des Nihilismus ſind als weibliche Heilige rothgedruckt die Wera Saſſulitſch, die Jeſſe Helfmann, die Sofia Perowſkaja, die Natalia Armfeld, die Sofia Leſchern von Herzfeld und die Wera Filippowa Figner[1]. Wir werden von der einen

1) Stepnjak gibt („Das unterirdiſche Rußland", S. 82 fg.) biographiſche Skizzen, natürlich überſchwänglich lobpreiſende, von der Helfmann, Saſſulitſch und Perowſkaja. Er that aber ſehr unrecht, der Wera Filippowa Figner nicht einen der röthеſten Kalenderplätze einzuräumen. Freilich iſt die ganze Bedeutung dieſer Frau für die nihiliſtiſch terroriſtiſche Bewegung erſt durch den „Proceß der Vierzehn" im Herbſte von 1881, in welchem ſie die vorragendſte Figur war, erkennbar geworden. Sie iſt eine der thätigſten und gefährlichſten Mitarbeiterinnen „am Werke" geweſen. Geiſtreich und von großer Schönheit, war ſie eine **rite** promovirte Doktorin in **Arte amandi** und warb und weibelte mit den Vorzügen ihrer Geſtalt für den Nihilismus, beſonders in Officierekreiſen. Manche Jahre hindurch war ſie eine Haupttreiberin bei allen geplanten und zur Ausführung gebrachten Mordſchlägen. In ihrer Behauſung in Petersburg ſeien auch, wie ich ſchon hier vorgreifend ſagen will, die Bomben gefüllt worden, welche Alexander den Zweiten tödteten.

und andern dieſer Heiligen mehr hören. Es waren Töchter von Generalen und Staatsräthen darunter. Als Wanderpredigerinnen, Schriftenverbreiterinnen und ſonſtige eifrige Handreicherinnen der nihiliſtiſchen Sache haben ſich mehr oder minder namhaft gemacht die Gutsbeſitzerinnen Subbotina und Koleſſnikowa, die Studentinnen Katharina Bryſchkowſka, Alexandra Schremenko, Warwara Batjuſchkowa, Maria Nikolewſkaja und andere. Nicht alle dieſer Nihiliſtinnen waren jung. Sofia Subbotina z. B. war eine bejahrte Frau und dabei ſehr reich. Sie gab große Summen her zur Betreibung der revolutionären Propaganda im Gouvernement Kurſk und zwang auch ihre heranwachſenden Töchter, an der Wühlerei ſich zu betheiligen [1].

Thatſachen wie dieſe — denn es ließen ſich dem mitgetheilten Beiſpiele ſehr viele ähnliche anreihen — erbringen den Beweis, daß ſich dem Nihilismus keineswegs bloß Leute vom **Nihil, vom Nitschewo,** vom Habenichts ergeben haben. Die zariſche Regierung mußte daraus erſehen — falls ſie nämlich die Dinge ſehen wollte, wie ſie waren — daß keineswegs nur eine kleine verzweifelte Sekte das heimliche Feuer der Revolution in Rußland ſchürte, ſondern daß tauſende von Händen, zarte Frauenfinger wie ſchwielige Arbeiterfäuſte, daſſelbe an allen Ecken und

1) Kropotkine, S. 11—12.

Enden nährten. Auch für die Regierung hieß es nun: Was thun? Sollte sie sich kühn an die Spitze der Bewegung stellen, um zu versuchen, dieselbe zu leiten? Oder aber wollte sie lieber alles, was noch von Kraft in ihr, aufwenden, um den glostenden Brand auszutreten? Sie entschloß sich zu diesem, weil sie eben ihrer Wesenheit zufolge nicht anders konnte.

15.

Die Zeiten des nikolai'schen Regiments schienen wiedergekehrt zu sein. Der Zarismus wähnte, mit gewaltsamem Drein- und Durchfahren alles machen zu können. Graf Schuwalow, allzu großer Milde bezichtigt, wurde in der Leitung der „dritten Abtheilung" durch Potapow ersetzt. Gegen die verbotenen Klubs und Cirkel ging ein verschärfter Ukas aus. Die Gefängnisse füllten sich mit Verdächtigen. Jahrelang währende Procedurен wurden gegen die eingethanen Nihilisten angestrengt. So der Proceß der „Fünfzig", so weiterhin der riesige der „Hundertunddreiundneunzig". Die Regierung ließ die öffentliche Verhandlung zu: sie hoffte, dieselbe werde erschreckend und erbitternd auf die besitzenden Klassen wirken, erreichte jedoch nur theilweise diesen Zweck. Es ist ja eine altherkömmliche Eigenschaft der russischen Volksseele, in Angeklagten und sogar in überwiesenen und verurtheilten Verbrechern nur „Unglückliche" sehen zu wollen — eine Anschauungsweise, welche aus der gewohnten Willkür der Justiz naturgemäß erfließen musste.

Die Maßregeln der Regierung griffen durch und hatten Erfolg, insofern dadurch die „friedliche“ Verbreitung der socialistisch-revoluzionären Ideen erstickt wurde. Uebrigens hatten sich die Ins-Volk-Gänger, junge Enthusiasten und alte Fanatiker gleichermaßen, selber gestehen müssen, daß sie im eigentlichen „Volk“, in den Massen, denn doch wenig oder nichts ausgerichtet hätten. Daran war allerdings der Jahrhunderte alte Seelenschlaf dieses Volkes mitschuld gewesen, aber gewiß ebensosehr der Mangel an Stätigkeit und Ausdauer aufseiten der Nihilisten, welche, getreu der Art ihrer Rasse, auch auf dem Felde der Propaganda Früchte sehen wollten, bevor die Bäume gepflanzt waren oder bevor die gepflanzten Wurzeln getrieben hatten. Viele erlahmten noch vor dem gewaltsamen Eingreifen der Regierung in dem Glauben, daß es möglich, auf dem Wege friedlicher Belehrung und Aufklärung „die Revolution vorwärts zu bewegen“ (dwigatj rewoljuziju). Andere wandten dem „Werk“ den Rücken, abgeschreckt und verbittert durch die Thatsache, daß sich in die Kruschki, seitdem dieselben inbetreff der Aufnahme neuer Mitglieder weniger heikel und vorsichtiger geworden, Späher und Verräther einzuschleichen gewußt hatten, welche dann um guten Lohn das Angebergewerbe trieben.

Der Kern der revolutionären Partei ließ sich jedoch durch den großen Fehlschlag der Ins-Volk-Gängerei nicht entmuthigen. Die Schärfe, womit

die Regierung die in ihre Gewalt gerathenen Parteigenoſſen traf, vermehrte wiederum nur den Grimm und Groll der freigebliebenen und ſtachelte ſie, alles zu wagen, um trotz alledem „die Revolution vorwärts zu bewegen“ und möglichſt bald einen vollſtändigen Umſturz von Staat und Geſellſchaft herbeizuführen. Die theilweiſe zerriſſenen Maſchen des Verſchwörungsnetzes wurden wieder feſtgeknüpft und neue Loſungen ausgegeben. Man ſollte fürder nicht nur ins Volk gehen, ſondern auch darin verbleiben. An die Stelle der Wanderpropaganda müſſte die bleibende Anſiedelung („posselenije“) treten. Der Nihiliſt ſollte zum Koloniſten werden und zwar truppweiſe, um die Propaganda der That, die Putſcherei („buntarstwo“), zu betreiben, d. h. von den inmitten des Volkes gelegenen nihiliſtiſchen Siedelungen aus langſam, vor- und umſichtig daſſelbe zu Kampfgenoſſenſchaften („bojewyije oträdi“) zu organiſiren [1]).

Auch dieſe vom Jahre 1875 ſtammende Anſiedelungstheorie hatte in der Praxis nur geringen Erfolg. Namentlich „in Anbetracht der ungeheuren Größe Ruſſlands“ nicht, wie ein Eingeweihter behauptet hat. Die Kampfgenoſſenſchaften, wo ſolche zuſtande gekommen, brachten es da und dort nur zu mehr oder minder lärmenden Demonſtrationen,

1) Thun a. a. O., S. 118.

welche, von der Regierung als Herausforderungen genommen, mit Strenge, zuweilen mit blutiger, niedergedrückt wurden. In den Jahren 1876—77 kam dann in die nihiliſtiſche Bewegung eine ſo merkbare Stockung, daß ſie nicht nur einem Stillſtand, ſondern geradezu einem Verſchwinden glich.

Das machte der „zur Befreiung der unterdrückten Slavenbrüder“ gegen die Türken unternommene Krieg, welchen zuwegezubringen, wider des Zaren Wunſch und Willen zuwegezubringen, die moſkauer Slavophilen und die petersburger Bureaukraten einander die widerſtrebenden Hände gereicht hatten.

Die Slavophilen, unter deren Führern Pogodin, Chomjäkow und die Brüder Iwan und Konſtantin Akſakow vorragten, waren in Anbetracht ihrer urſprünglichen Anſchauungen und Strebungen eine ſo berechtigte Partei, als es jemals eine gegeben hat. Denn ſie waren ruſſiſche oder, genauer geſprochen, moſkowitiſche Patrioten, welche wollten, Ruſſland ſollte ſich auf ſich ſelbſt ſtellen und aus des ruſſiſchen Volkes ureigenem Geiſt und Weſen heraus müſſte deſſen Staats- und Kulturleben entwickelt und geſtaltet werden. Sie überſahen dabei nur, daß, was ſie wollten und erſtrebten, ſeit Peter dem Großen zu einer baaren Unmöglichkeit geworden war, und thaten ſo, als ob es vonſeiten des Zarismus wie vonſeiten der Nation nur des guten Willens bedürfte, das von ihnen geträumte bodenloſe Phan-

taſtſtück, Rußland um etwa zwei Jahrhunderte in ſeiner Geſchichte zurückzuſchieben, zu einer Wirklichkeit zu machen. Ihr Kampf gegen die „Weſtler“ (Sapadniki), d. h. gegen die Anhänger und Aufrechthalter der aus dem Weſten, d. h. aus Europa, eingeführten Kultur, worauf doch Rußlands geſammte neuzeitliche Exiſtenz, Macht und Bedeutung fußte, konnte demnach nur eine Don Quijoterie ſein. Im übrigen war die Slavophilie, wenn ſie den Gedanken der Nationalität hochhielt und denſelben den Ruſſen, auch den „weſtlich“ gebildeten, zum Bewußtſein bringen wollte, wenn ſie demzufolge auf die Erforſchung und Werthung des ruſſiſchen Alterthums drang, nicht weniger ehrenwerth, als die romantiſch-germaniſtiſche Bewegung geweſen, welche die napoleoniſche Zwingherrſchaft in Deutſchland hervorgerufen hatte [1]).

Ein anderes Geſicht freilich bekam die moskauer Slavophilie, wenn ſie die eroberungsſüchtigen Tendenzen des Panſlavismus in ſich aufnahm und unter dem Vorwand, die „ſlaviſchen Brüder“ da drunten an der Donau, dieſſeits und jenſeits des Balkan und bis an's adriatiſche Meer hin, die Bulgaren, Serben,

1) Vergleiche über dieſes Thema Wallows Aufſatz „Bekenntniſſe eines Slavophilen“ in Nr. 42 der „Gegenwart“ von 1884. Dieſem Aufſatz liegen die Mémoiren des ruſſiſchen Staatsmanns und Schriftſtellers A. J. Koſchelew zu Grunde.

Cernagorzen, zu „befreien“, den ſchon von dieſem und jenem moſkowitiſchen Großfürſten geträumten Traum zu verwirklichen, das von Peter dem Großen geſteckte, durch Katharina die Zweite, Alexander den Erſten und Nikolai immer wieder ins Auge gefaſſte und mit wechſelndem Glücke erſtrebte Ziel, ruſſiſche Andreaskreuze auf die Minarete der Aja Sophia in Konſtantinopel zu pflanzen, auch ihrerſeits verfolgte und dieſe „Miſſion“ Rußlands mit allen Mitteln und auf allen Wegen in Erfüllung gebracht wiſſen wollte.

Nun geſchah es, daß Feuer und Waſſer ſich miſchten. Zwei Parteien, welche ſonſt in vollendeter Schroffheit einander gegenüberſtanden, verbanden ſich, um Rußland in einen Krieg zu ſtürzen. Der von Moſkau her erhobene, die nationale Fiber kräftig packende panſlaviſtiſche Ruf: „Auf, gegen die ungläubigen Türkenhunde! Auf, für die Befreiung unſerer Slavenbrüder!“ fand bei den petersburger Bureaukraten und Soldaten wohlgefälligen Widerhall. Konnte man nicht allen den haufenweiſe vorhandenen inneren Verlegenheiten dadurch entgehen, daß man denſelben nach außen eine Bahn brach? Konnte man nicht für alle die ſchwärende und ſchwelende Unzufriedenheit eine Ablenkung finden, wenn man ſie auf ein Feld leitete, allwo für die ruſſiſche Expanſionskraft und zugleich für den religiöſen Fanatismus Befriedigungen zu holen waren? Wäre nicht ins-

besondere für die im Revolutionsfieber delirirende russische Jugend ein tüchtiger Aderlaß sehr räthlich und heilsam?

Alle diese Fragen wurden im kriegerischen Sinne bejaht. Der Zar widerstrebte, allein der Zarismus war nicht stark genug, dem vereinigten Drängen von seiten der Panslavisten, der Bureaukraten und der Hofsoldateska zu widerstehen. So warf sich denn Russland kopfüber in das große Kriegsabenteuer, welches um den Preis kolossaler Opfer zu der süßen Illusion von San Stefano und dann zu der bittern, dem russischen Größenwahn durch den berliner Kongreß bereiteten Enttäuschung geführt hat[1]).

Und bald nach beendigtem Kriege wurde offenbar, daß der Tumult desselben den Nihilismus wohl hintangedrängt, aber keineswegs vernichtet hätte. Die Hoffnung, daß die revolutzisch gesinnte russische Jugend für ihren Thatendrang auf dem Felde kriegerischer Ehren Genugthuung suchen würde, war nur in sehr geringem Maße in Erfüllung gegangen. Diese und jene „Putscher" hatten allerdings dem nationalen Antrieb nachgegeben und für „die Befreiung der

1) Diese Enttäuschung war übrigens eine von der russischen Diplomatie durchaus selbstverschuldete. Den Beweis hierfür erbrachte unwidersprechlich meisterhaft ein aus russischer Quelle stammender Aufsatz, „Die Aksakow'sche „„Rus"" und der Berliner Vertrag" in der Allgemeinen Zeitung von 1887, Nr. 7.

Slavenbrüder" tapfer mitgekämpft. Aber weitaus die Mehrzahl hatte es vorgezogen, den Krieg als eine Ablenkung von der inneren Bewegung zu verurtheilen, demgemäß daheim zu bleiben und die damals nicht gerade reichlich vorhandenen Kräfte und Mittel auf die Befreiung eingekerkerter Genossen zu verwenden. Auf diesem Gebiete hatten sich die Nihilisten an's Wunderbare gränzender Leistungen zu rühmen. So der Befreiungen von Krapotkin, Tefsiew und Stephanowitsch. Die Befreiungskunst bildete sich förmlich zu einer revolutionären Specialität aus, in welcher namentlich auch die Hände von Nihilistinnen eine meisterliche Findigkeit und Fertigkeit erlangten.

Im ganzen und großen hat das Ergebniß des Krieges von 1876—77 die moskauer Panslavisten und die petersburger Regierungskreise gleichermaßen getäuscht. Jene, weil es dem russischen Adler nicht gelungen, am Bosporus sich einen Horst zu bereiten. Diese, weil der Nihilismus keineswegs im Pulverdampf von Plewna verschwommen und aufgegangen war. Im Gegentheil, der Nihilismus hatte aus diesem Pulverdampf nur neue Nahrung gesogen. Der Verlauf des Krieges hatte ja die gränzenlose Verderbniß der gesammten russischen Staatsverwaltung so widerlich bloßgelegt, hatte insonderheit gezeigt, daß die Diebere von den untersten bis in die höchsten Kreise hinauf ging und gäbe war, hatte die ent-

jetzliche Gewiſſenloſigkeit enthüllt, womit Officiere, Beamte und Lieferanten aller Grade das Leben von tauſenden und wieder tauſenden armer Soldaten grauſam preisgaben, um ſich mit Staatsgeldern bereichern zu können. Alles dieſes grauenhafte Schmutzwaſſer muſſte den Rädern der revolutionären Stimmung, Theorie und Praxis gewaltig zu ſtatten kommen.

Sowie aber demzufolge im Jahre 1877 der nihiliſtiſche Mechanismus wieder kräftiger zu arbeiten begann, wies er eine abermalige Wendung und Wandelung des Nihilismus auf. Nicht nur die friedliche „Propaganda des Wortes" war jetzt entgiltig beiſeite geſtellt, ſondern auch die langſame Arbeit an einer mäligen Organiſation revolutionärer Gruppen. An die Stelle der früher geplanten allgemeinen „Verſchwörung der Idee" traten jetzt die einzelnen Komplotte der Gewalt. „Den Platz des Propagandiſten von 1872—75 nahm jetzt ein anderer Typus ein", ſagt ein Wiſſender, Stepnjak, mit Emphaſe. „Am Horizont erſchien eine Geſtalt, leuchtend von hölliſchem Glanz, mit ſtolzer Stirne, mit Haß und Herausforderung ſprühendem Blick, Bahn ſich brechend in der erſchrockenen Menge, um mit feſtem Schritt auf die Bühne der Geſchichte zu treten. Das war der Terroriſt" [1].

1) Unterirdiſches Rußland, S. 21.

Ja, der war es. Aber auch in dieser neuen Verwandelung im Grunde doch wieder nur der alte Nihilist, welcher jetzt gewaltsam auf die „Allzerstörung" und „Allgestaltlosigkeit", ausging, auf das „Allnichts".

16.

„Man muß den Königen und den Ariſtokraten Schrecken einjagen!“ brüllten die pariſer Septembermörder von 1792, welche das „Schreckensſyſtem“ inauguriren. Was hat daſſelbe gethan? Es hat die Revolution zu Grunde gerichtet. „Man muß dem Zaren und allen Werkzeugen des Zarismus Schrecken einjagen!“ flüſterte es 1877 in den nihiliſtiſchen Kruſchki. Was hat der „Terror“ der Nihiliſten erreicht? Er hat die Reform in Rußland getödtet.

Ja wohl, alter Hegel, die Menſchen und die Völker lernen nichts aus der Geſchichte. Weſentlich darum ſind ſie, wie ſie ſind.

Der Nihilismus hatte zwar, wie wir ſahen, auch früher ſchon zur Gewaltthat gegriffen[1]). Syſte-

1) Zu den im Verlaufe unſerer Darſtellung erwähnten Gewaltſamkeiten waren noch die Ermordungen der Späher und Angeber Tawlejew in Odeſſa (September 1876) und Filogenow in Petersburg (Juli 1877) gekommen.

matiſch ſchreckhaft jedoch ging er erſt von 1878 an vor. Dabei war es nun wiederum ſehr charakteriſtiſch, daß den erſten Schreckensſchlag die Hand eines Mädchens führte.

Im Juli 1877 befand ſich unter den vielen andern Inſaſſen der petersburger Gefängniſſe ein gewiſſer Bogoljubow, welcher ſich mehrfach als Putſcher oder vielmehr nur als „Demonſtrant“ hervorgethan hatte, infolge deſſen verhaftet, proceſſirt und zur Zwangsarbeit verurtheilt worden war. Er ſowohl als verſchiedene ſeiner Mitgefangenen hätten, ſo wurde von amtlicher Seite behauptet, im Gefängniß das „Demonſtriren“ fortgeſetzt und ſo wäre es daſelbſt zu tumultuariſchen Auftritten gekommen, und zwar mit unmittelbarer oder mittelbarer, aber jedenfalls ſträflicher Zulaſſung vonſeiten dieſer und jener Gerichts- und Gefängnißbeamten. Dem Unfug zu ſteuern, wie es ſeine Pflicht und Schuldigkeit geweſen, habe der General Trepow, Stadthauptmann oder „Polizeimeiſter“ von Petersburg, am 13. Juli 1877 das Gefängniß beangenſcheinigt. Er ſei bei dieſer Unterſuchung mit dem Gefangenen Bogoljubow, der ſich „konſequent frech und widerſpänſtig“ aufgeführt, hart zuſammengerathen, und habe ſchließlich denſelben „körperlich züchtigen laſſen“, weil „das Betragen deſſelben zur Aufreizung der übrigen Gefangenen geführt hätte“. Die Prügelung Bogoljubows ſei aber mit nichten „ein Akt adminiſtrativer

Willkür“ gewesen, sondern „eine gesetzlich durchaus zulässige“ Disciplinarstrafe eines zur Zwangsarbeit „rechtskräftig verurtheilten Verbrechers“. Nichtsdestoweniger — und das ist für die in der russischen Beamtenwelt zu dieser Zeit obwaltenden Zustände kennzeichnend — „verurtheilte der Prokurator Fuchs die Züchtigung Bogoljubows in den schärfsten Ausdrücken“ [1]. Die Justiz lag demnach in offenem Kriege mit der Administration, welche letztere ihrer süßen Gewohnheit, die Sprüche und Anordnungen der ersteren nur soweit gelten zu lassen, als es ihr gerade passte, nicht entsagen wollte. Fürwahr ein hübsches Beispiel von Anarchie, welches da die Bureaukraten von oben herab den Anarchisten drunten gaben.

Der Vorgang erregte großes Aufsehen und bildete das Stadtgespräch von Petersburg. Es ist aber nicht wahr, daß dem gemißhandelten Bogoljubow, wie behauptet worden, sofort ein Rächer oder eine Rächerin erstanden sei. Die That der Wera Sassulitsch war keineswegs ein Ausfluß augenblicklicher Zornwallung und Entrüstung, sondern vielmehr das Ergebniß kühler Berechnung.

Am 24. Januar 1878, also volle sechs Monate nach der Mißhandlung Bogoljubows, erschien ein

1) Geheime (amtliche) Denkschrift, betreffend den Proceß der Wera Sassulitsch, gedr. in „Russische Wandlungen“, S. 250—291, passim.

junges Mädchen bei dem General-Stadthauptmann Trepow unter dem Vorgeben, demſelben eine Bittſchrift überreichen zu wollen. Während der General das Papier entgegennahm und entfaltete, zog das Mädchen einen Revolver hervor und entlud denſelben auf Trepow, welcher lebensgefährlich getroffen, aber nicht getödtet wurde. Dann warf die Attentäterin die Waffe weg und ließ ſich ruhig verhaften.

Dieſer Schuß war, ſo zu ſagen, der Trompetenſtoß, welcher die nihiliſtiſchen Terroriſten „zur Attake“ rief.

Der frühere Lebenslauf der Saſſulitſch eröffnet einen traurigen Blick auf die Irrwege, welche ſo manches junge Mädchen dazumal in Rußland wandelte. Schon als Sechszehnjährige erſcheint Wera aller Familienbande ledig und in Verbindung mit dem verworfenen Netſchajew. Dafür wird ſie in zweijährige Unterſuchungshaft gethan, aber nicht vor Gericht geſtellt, ſondern auf dem bekannten „adminiſtrativen Wege“, d. h. rein polizeilich willkürlich, erſt nach Kreſty, dann nach Twer, weiterhin nach Tolygalitſch und endlich nach Charkow „verſchickt“, zwiſchenhinein abermals eingethürmt und auch wieder freigelaſſen. Wie dieſe Schickſale auf Wera wirken mußten, läßt ſich leicht denken: — fanatiſirend, verbitternd, verwildernd. Da ſich die Polizei in Charkow weiter nicht um ſie kümmerte, machte ſie ſich nach Petersburg auf — wovon die vagiren-

den Nihilisten und Nihilistinnen eigentlich lebten, erfahren wir selten oder gar nie — und daselbst angekommen beschloß sie, „ein Exempel zu statuiren", d. i. die Mißhandlung Bogoljubows und damit zugleich auch wohl ihre eigenen mit der Polizeiwillkür gemachten schmerzlichen Erfahrungen an einem der Hauptwerkzeuge des Zarismus zu rächen. Vor Gericht sagte sie freilich aus, sie hätte auf Trepow geschossen, weil sie kein anderes Mittel gesehen, die Angelegenheit Bogoljubow-Trepow zur öffentlichen Kenntniß zu bringen[1]. Eine lächerlich schwache Begründung des Mordversuchs, da ja ganz Petersburg von der fraglichen Prügelgeschichte voll war, und zwar unmittelbar, nachdem sie geschehen.

Am 1. April 1878 stand die Attentäterin vor dem petersburger Schwurgericht. Hatte sich doch der Justizminister Graf Pahlen bei Hofe für einen Schuldigspruch durch die Geschworenen verbürgt. Der kannte seine Pappenheimer, ei, ja wohl! Der Staatsanwalt sprach **summa summarum** mehr für

1) Der Nihilist Krapotkin (**Fortnightly Review**, 1882, p. 667) hat nichts gegen diese Aussage einzuwenden. Dabei vergaß er aber, daß er sieben Zeilen zuvor geschrieben hatte: „**The Bogoljuboff affair was common talk in St. Petersburg**". Folglich brauchte man diese „Affaire" doch nicht noch bekanntzuschießen. Uebrigens fügte Krapotkin seiner Darstellung hinzu: „**So announced itself in Russia the first act of Terrorism**".

als wider die Angeklagte. Die Herren Geschworenen gaben auf die Frage: „Hat Wera Sassulitsch dem General Trepow eine Schußwunde beigebracht?“ ein flottes „Nein!“ zur Antwort — vielleicht das absonderlichste Nein, welches jemals von einer Geschworenenbank ausgegangen. Infolge dieses haarsträubend verlogenen Verdikts Freisprechung und Freilassung der Angeklagten unter lautem Jubel des im Gerichtssaale anwesenden Publikums, das zum weitaus größten Theil aus Beamten des Justizministeriums bestand — auch ein recht hübscher Strich in diesem russischen Gerichtsbilde [1]. Dasselbe macht durchweg den Eindruck, als hätten Richter und Geschworene nicht die Mörderin Wera Sassulitsch, sondern vielmehr den Zarismus auf der Anklagebank erblickt. Die Freigelassene wurde von ihren Freunden zu Wagen weggebracht, und als die Polizei unsern vom Gerichtsgebäude sich ihrer wieder bemächtigen wollte, verursachte das einen Volkstumult, während dessen Wera zu entschlüpfen und ein Versteck zu erreichen vermochte [2].

1) Geheime Denkschrift a. a. O., S. 276.

2) Später gelang es ihr, aus Petersburg und Rußland herauszukommen und in die Schweiz zu gelangen. Stepnjak (Unterirdisches Rußland, S. 87) hat ihre Persönlichkeit so gezeichnet: — „Die Sassulitsch hat nichts von der Heldin einer pseudoradikalen (?) Tragödie, noch von einem ätherischen und exaltirten Mädchen. Sie ist ein starkes, kräftiges Weib und

Das Aergerniß in den Hofkreiſen war natürlich groß. Aber es ſteht mit Grund zu vermuthen, daß ſogar Höflinge, welche öffentlich über das Verdikt der Geſchworenen ſchimpften, heimlich deſſelben ſich freuten. Denn in der petersburger und moſkauer Geſellſchaft, namentlich in der „vornehmen“, billigte man die Freiſprechung der Saſſulitſch mehr oder minder offen. Es fehlte ſogar nicht an lauten Ausbrüchen der Bewunderung für die Attentäterin. So habe zu Moſkau „in großem Cirkel“ und in Gegenwart ihrer Tochter eine vornehme Dame geäußert: „Wera Saſſulitſch iſt eine große Citoyenne; wie glücklich würde ich mich preiſen, wenn meine Tochter gleiches vollführt hätte“ [1].

troß ihrer nur mittelgroßen Statur ſcheint ſie beim erſten Anblick groß zu ſein. Schön iſt ſie nicht. Nur die Augen ſind ſchön, groß und wohlgeſchnitten. Im übrigen iſt die Phyſiognomie ſehr gewöhnlich. Lange Naſe, großer, von ſchwarzen Haaren umrahmter Kopf. Inbezug auf ihr Aeußeres iſt ſie ſehr nachläſſig“.

1) Moſkauer Zeitung 1879 Nr. 15, angezogen von Karlowitſch a. a. O., S. 107. Karlowitſch fügte hinzu: „Die Polizei mußte ſolche offen und laut ausgeſprochene Phraſen, welche zum Morde zu begeiſtern geeignet waren, dulden, weil die Mode dergleichen Anſichten gewiſſermaßen faſhionable gemacht. Wer will ſich wundern, warum die polizeiliche Thätigkeit gegen die Nihiliſten ſo lange und ſo oft erfolglos blieb?“ — Uebrigens iſt auch überall in Europa der Mordſchuß, den

17.

Ausgang und Wirkung dieſes Proceſſes kamen den Nihiliſten ganz außerordentlich zu paß. In öffentlicher Gerichtsſitzung war mittels eines feierlichen Wahrſpruches anerkannt worden, daß die Befehdung des Zarismus in ſeinen Werkzeugen, ſogar die meuchelmörderiſche, kein Verbrechen, ſondern vielmehr ein Zu Lobe Zu Sagen Verdienſt ſei. Freilich,

Vera Saſſulitſch abgefeuert hatte, ſehr leicht genommen, auch entſchuldigt und ſogar geprieſen worden. Das erklärt ſich aus der Stimmung einer Zeit, für welche es keine ſittlichen Principien mehr gibt, ſondern nur noch „Opportunität". Wir erſtaunen über nichts mehr und entrüſten uns über nichts mehr. Wenn z. B. die „hochherzigen Briten" unter den Auſpicien des frommen Bruders Gladſtone banditenhaft Aegypten überfallen, ausprejſen und in den Sack ſtecken oder wenn die faſt noch hochherzigeren Franzoſen unter den Auſpicien der „Republikaner" Grevy und Ferry piratenhaft die Chineſen und Madagaſſen mit Mord und Brand heimſuchen, ſo iſt bei alledem und ähnlichem vom Recht oder Unrecht gar keine Rede mehr, ſondern nur noch von der bequemen Taſchenprovidenz „Opportunität".

dieſer „Wahrſpruch“ war nur eine ſchamlos plumpe Lüge geweſen. Aber was hatte das zu ſagen? Nitſchewo. Wera Saſſulitſch war und blieb doch eine „große Citoyenne“, welcher man nacheifern muſſte, ſo man nicht für „zurückgeblieben“ gelten, ſondern als „koloſſal zeitgemäß entwickelt“ ſich aufſpielen wollte.

Und richtig, man eiferte ihr nach. „Putſcht! Mordet! Schießt!“ Schon zeitig im Jahre 1878 war der Terrorismus, obzwar noch nicht gerade zur Methode, ſo doch zur Mode geworden. Zuvörderſt wurden verſchiedene „Spione“ umgebracht oder, wie der nihiliſtiſche Kunſtausdruck lautete, „abgethan“: — in Roſtow ein gewiſſer Nikonow, in Odeſſa ein ſicherer Fetiſſow, in Moskau etwas ſpäter die beiden jüdiſchen Angeber Roſenzweig und Reinſtein. Der Mordanſchlag auf den Prokurator-Gehilfen Kotljärewſki zu Kiew im Februar 1878 mißlang. Dagegen wurde der Gendarmerie-Oberſt Baron Heyking in derſelben Stadt am 6. Juni auf offener Straße erdolcht [1]). Warum war er auch ein Gendarmerie-Officier? Platz für die heilige Anarchie! Stellt ſich ihr die Polizei in den Weg, um ſo ſchlimmer für die Polizei!

Aber man muß Methode in die Mode bringen, man muß das Princip: „Putſcht! Mordet! Schießt!“

1) Thun, S. 161. Kupczanko, S. 31.

ſyſtematiſiren. Da iſt der junge Generalsſohn Valerian Oſſinſky, „ſchön wie die Sonne, ſchlank wohlproportionirt, ſtark und biegſam wie eine Stahlklinge, mit einem wie vom Meißel eines Künſtlers geformten Antlitz, das den in Rußland ſo ſeltenen Charakter klaſſiſcher Schönheit trägt“ [1]. Dieſer vortreffliche Ingenieur und gewandte Weltmann mit „ſeinem von großen blauen Augen erhellten Apollogeſicht“ iſt wie gemacht zum Organiſator des „Terror“ und er entwickelt als ſolcher in Odeſſa, in Charkow und in Kiew eine große und erfolgreiche Thätigkeit. Seine Macht über die Jugend iſt unbegränzt, weil ſeine Liebenswürdigkeit geradezu unwiderſtehlich, ſeine Rührigkeit raſtlos. Wo etwas für das „Werk“ im Plane oder im Vollzug, da hat er einen Finger oder auch beide Hände darin. Er muß für den Former und Triller des in ſeine Flegeljahre getretenen Terrorismus angeſehen werden.

Und der Junge reckte und ſtreckte ſich bald ſchreckhaft genug. Wie im Süden ſo auch im Norden von Rußland. Je gewaltſamer man ihn zu bändigen ſtrebte, deſto gewaltthätiger ſchlug er um ſich. Der Mord wurde offen proklamirt, nicht allein mehr und nicht ſo faſt als Racheakt, ſondern vielmehr als

1) Stepniak a. a. O., S. 60. Liebhaber der Senſationsnovelliſtik finden dort, S. 57 fg., eine Schilderung nihiliſtiſcher Schleichwege, Schlupfwinkel und Zuſammenkünfte.

„recht- und zweckmäßiges" Kampfmittel. Ein, buchstäblich gemeint, mörderischer Zwang sollte dem Zarismus angethan werden, um ihn zu nöthigen, aus seiner Haut zu fahren, d. h. dem Despotismus zu entsagen.

Für ein thätigstes und folglich verhasstestes Werkzeug desselben war der dazumalige Chef der „dritten Abtheilung" angesehen, der General Mesenzew. Man schrieb unter anderem die „üble" Behandlung der politischen Gefangenen auf seine Rechnung. Die Vereinigung derselben von nihilistischer Seite erfolgte am 4. (16.) August 1878, an welchem Tage bei hellem Sonnenschein der General auf offener Straße in Petersburg „terrorisirt", d. i. ermordet wurde. Der Mörder entkam ins Ausland. Ein jüdischer Arzt, Dr. Weimar, hatte selbigem den Revolver geliefert, ein Komplottgenoß, Alexei Michailow, Roß und Wagen zur Flucht bereitgehalten. Mesenzew erhielt sieben Monate später einen Schicksalsgefährten in dem Gouverneur von Charkow, einem dem Nihilisten Krapotkin vervetterten Fürsten Krapotkin, dessen Leben am 9. (21.) Februar von 1879 dem „Terror" verfiel. Der jüdische Terrorist Goldenberg erschoß den Gouverneur auf der Straße und wußte zu entschlüpfen [1]). Zu Ende des folgenden

[1]) Später dingfest gemacht, ist Goldenberg zum Verräther an der Partei geworden. Seine Enthüllungen thaten derselben großen Schaden. Zur Zeit von Krapotkins Ermordung

Monats wurde in Kiew der „Spion" Baranowski „abgethan" und schon etliche Wochen zuvor hatte in Petersburg der Terrorist Mirski gegen Mesenzews Nachfolger, den General Trenteln, einen Mordschlag geführt, der aber fehlgegangen.

In den ersten Tagen nach Mesenzews Ermordung und dem Entkommen des Mörders war die Regierung wie von einer Art Starrsucht befallen. Dann raffte sie sich so weit auf, daß am 9. (21.) August ein zarischer Ukas erging, welcher alle gewaltsamen politischen Verbrechen der Beurtheilung durch Kriegsgerichte überwies. Einige Tage darauf wandte sich Alexander der Zweite mittels eines offenen Briefes an das Publikum und forderte die „Gesellschaft" auf, der Regierung in ihrem fortan mit höchster Wachsamkeit und Strenge gegen die Revolutzerbande („Kramola") zu führenden Kampfe kräftig beizustehen — eine gewiß recht zweckmäßige Maßnahme, falls es nämlich in Rußland ein staatsbürgerliches Pflichtbewußtsein gegeben hätte. Woher denn aber hätte ein solches kommen sollen? Der Zarismus mußte jetzt erfahren, was es hieße, nur Höflinge und Sklaven gewollt zu haben, und erfahren, bitter erfahren mußte er auch, welche Bedeutung Schillers

---

in Charkow war die Herbergemutter der Nihilisten daselbst die Jüdin (?) Wolkenstein, welche im Herbste von 1881 im „Proceß der Vierzehn" figurirte.

prophetischem Worte vom Sklaven, welcher die Kette zerbrochen, zukäme.

Denn an Sklaven, fürwahr, welche mit ihren zersprengten Ketten dem Zarismus ins Gesicht schlugen, war kein Mangel. Die Zeiten, allwo den Russen sammt und sonders des Zaren Majestät für unnahbar heilig gegolten, sie waren längst vorüber. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte der nationale Geschichtschreiber Karamsin mit Fug und Recht gesagt: „Wir Russen sind überzeugt, daß der Zar der Vollstreder des himmlischen Willens ist. Daher lautet eine in Russland gäng und gäbe Redensart: „„Gott weiß es und der Zar"" — oder auch: „„So gefällt es Gott und dem Zaren"". Jetzt aber gab es auf russischem Boden der Leute genug, welche nicht mehr an die Existenz eines „himmlischen Willens" glaubten, geschweige an die Vollstreckung desselben durch den Zaren.

Zwar unmittelbar nach Mesenzews Ermordung schien infolge der von der Regierung ergriffenen Maßnahmen der Nihilismus wieder einmal auf nichts zurückgeführt zu sein. Seine Organisation war zerrissen, weil ja manche seiner fähigsten Organisatoren und Leiter dingfest gemacht, andere dahin und dorthin geflohen waren. Selbst der festeste Kern nihilistischer Verbindungen, der Cirkel „Semlja i Wolja" (Land und Freiheit) in Petersburg, war vorübergehend zersprengt. Doch eben nur für eine Weile.

Dem der energische Michailow wusste diesen Cirkel so rasch wieder zusammenzuschließen, daß derselbe, noch bevor der Oktober von 1878 zu Ende, wieder eine Geheimdruckerei einrichten und seine Zeitung „S. i W." abermals erscheinen lassen konnte[1]. Schon in der ersten Nummer wurde die Nothwendigkeit verkündigt, mit *allen* Mitteln die allgemeine „Volksrevolution" herbeizuführen.

Und bald nach dem Eintritt in das Jahr 1879 hatte sich die russische „Gesellschaft", was man eben so das Publikum zu nennen pflegt, von dem Attentatsschrecken wieder erholt. Deutliche Merkmale zeigten der Regierung, daß die liberale Strömung mächtig sei im Lande. Geräuschvoll und mit festlichem Apparat machte diese Strömung sich merkbar, als im März der bewunderte Chorführer der „Anklage und Reformliteratur", Iwan Turgénjew, für kurze Zeit aus dem Ausland nach Russland heimgekehrt, in Petersburg sich befand. Der Ver-

1) Die erste „freie" Druckerei, welche „diesen Namen verdiente, weil sie regelmäßig arbeiten und Schriftstücke von großem Umfange bewältigen konnte", war in Petersburg 1877 für Rechnung von „Land und Freiheit" eingerichtet worden durch den aus Wilna gebürtigen jüdischen Cirkelgenossen Aaron Zundelewitsch. Eine Schilderung der geheimen Officinen gibt Stepnjak a. a. O., S. 151 fg. Eine der tüchtigsten und unerschrockensten Arbeiterinnen in den Geheimdruckereien war jahrelang bis 1880, wo sie verhaftet wurde, Maria Arnlow.

faſſer von „Väter und Söhne“, „Rauch“ und „Neuland“, welcher die den Händen Puſchkins, Gogols und Lermontows entſunkene Fahne des Liberalismus aufgenommen und hochgetragen hatte, wurde von der geſammten ruſſiſchen Intelligenz mit Huldigungen überſchüttet. Die Regierung ſah ſcheel dazu. Sie hätte dem berühmten Schriftſteller, welcher, obzwar der nihiliſtiſch-revoluzionären Tendenz entſchieden abgeneigt, die Nothwendigkeit einer wirklichen und freiſinnigen Umgeſtaltung des ruſſiſchen Staatsweſens ſo eindringlich klargeſtellt hatte, gern etwas am Zeuge geflickt. Allein ſie wagte es nicht — ſoweit war ſeit Nikolai's Zeiten der Zarismus herabgekommen — an dem Gefeierten ſich zu vergreifen, ſondern wagte nur, ihm den allerdings ſehr verſtändlichen Rath zuflüſtern zu laſſen, baldmöglichſt wieder aus Ruſſland zu verſchwinden. Turgénjew that ſo, wahrſcheinlich zu ſeinem Glücke. Denn es iſt ſehr fraglich, ob er, falls er im April noch in Petersburg ſich befunden hätte, je wieder aus Ruſſland herausgekommen wäre.

Zur ſelbigen Zeit nämlich, wo der berühmte Novelliſt im Lichterglanz der Feſtbankette bejubelt wurde, trieb ſich im Dunkel nihiliſtiſcher Schlupfwinkel in der Hauptſtadt ein gewiſſer A. K. Solowjew um, der aus einem „verſtickten“ Studenten ein verbummelterer Schulmeiſter, dann Hufſchmied und endlich Amtsſchreiber im Gouvernement Saratow

geworden war. Während er in Toropez hätte schulhalten sollen, ließ er sich in den Nihilismus einweihen und wurde aus einem Neophyten desselben rasch zum vollendeten Terroristen, welcher den Gedanken des Zarenmordes in sich ausbildete und bald entschlossen war, diesen höchsten Wurf zu wagen. Er ging zu solchem Zwecke nach Petersburg und anvertraute seine Ansicht dem Alexei Michailow, dem Aaron Sundelewitsch und noch dem einen oder andern von „Semlja i Wolja". Da bekam er einen Mitbewerber um die Ruhmeskrone des Zarenmordes und zwar in der Person von Krapotkins Mörder Goldenberg, welcher ebenfalls Alexander dem Zweiten an's Leben wollte. Michailow machte die beiden Attentäter miteinander bekannt. Es wurde dann die Frage des Kaisermordes unter den Komplottgenossen förmlich zur Debatte gestellt und man wurde schlüssig, das Werk zu thun. Wer aber sollte es thun, Solowjew oder Goldenberg? Gegen diesen wurde geltendgemacht, es wäre aus verschiedenen Gründen unzweckmäßig, daß ein polnischer Jude den Streich führte, und Solowjew schnitt schließlich die Erörterung ab mittels seiner kategorischen Erklärung: „Es ist meine Sache. Der Zar ist mein, ich trete ihn keinem andern ab. Ich muß es thun" [1]. Daß unter

1) Thun, S. 181, nach „Na Rodinje" (In der Heimat), 1882—83, Nr. 3.

diesen mordwahnwitzigen Fanatikern kein moralisches Bedenken auftauchte, ist ja erklärlich. Daß sie aber doch keineswegs allzeit von der thörichten Illusion beherrscht gewesen, der Zarenmord würde das Signal zu einer „Volksrevolution" geben, scheint daraus zu erhellen, daß sie die That nicht von Goldenberg gethan wünschten, weil der dadurch erregte russische Volkszorn auf die Polen und die Juden fallen könnte, müßte. Etwas Nachdenken und ein bißchen Logik hätte von hier aus die Verschwörer unfehlbar zu der Schlußfolgerung führen müssen, der Zarenmord wäre zwecklos. Aber wann und wo hat sich der Fanatismus um Vernunft und Logik gekümmert? Nie und nirgends.

Am 2. (14.) April 1879 legte sich Solowjew im kaiserlichen Lustgarten gegen Alexander den Zweiten in den Hinterhalt und feuerte auf den ahnungslos daherkommenden Zaren fünf Revolverschüsse ab, die aber sämmtlich fehlgingen, weil sich ein junger Officier, Mord geheißen, welcher zufällig in der Nähe, entschlossen auf den Mordbuben geworfen und denselben gehindert hatte, genau zu zielen.

Der gefangene Attentäter wurde vor das oberste Kriminaltribunal der Hauptstadt gestellt, zum Tode verurtheilt und am 28. Mai (9. Juni) gehängt.

Jetzt brach von regierungsseiten ein Schreckenssystem über Rußland herein. Von einem Appell an das Publikum, an die „Gesellschaft", zur Rettung

der durch die Revoluzer bedrohten Staatsordnung mitwirkend die Hand zu bieten, war keine Rede mehr. Es ſchien nichts mehr übrigzubleiben, als gegen die Gewaltthätigkeit der Verſchwörer und Mordgeſellen die äußerſte Gewaltſamkeit des Zarismus aufzubieten. Das Reich wurde in ſechs Generalgouvernements getheilt und den ſechs Generalgouverneuren diktatoriſche Gewalt verliehen. Die „dritte Abtheilung“ ſtrengte alle ihre Erfindungsgabe an, um die raffinirteſten Polizeikünſte auszuhecken. Man verſchärfte das Paßweſen, unterwarf Handel und Verkehr der peinlichſten Ueberwachung, ſpitzte die Kontrole in den Unterrichtsanſtalten bis zur kleinlichen Quälerei zu und ſtellte, ſo zu ſagen, die ganze Lebensführung der Bewohner von Petersburg und anderen großen Städten vom frühen Erwachen bis zum ſpäten Einſchlafen unter widerwärtigſte Bewachung. Tag für Tag und Nacht für Nacht erfolgten Ausweiſungen, Verhaftungen, Verurtheilungen, Verſchickungen, Hinrichtungen in Menge. Wie die Generalgouverneure ihre Gewalt gebrauchten, zeigt die erſchreckliche Liſte der Strafen und Strafarten, welche vom Mai 1879 bis zum Januar 1880 verhängt und vollzogen wurden [1].

Dieſe Zeit der Verfolgung riß auch den „Apollon“ des Nihilismus in ihren Vernichtungswirbel

[1] Man ſehe dieſe Liſte bei Kropotkin, S. 87—90.

hinab: Valerian Oſſinsky ſtarb am 14. (26.) Mai zu Kiew am Galgen [1]).

1) Ueber ſeine letzten Stunden ſiehe Stepnjak, S. 62. Mit Oſſinsky wurden Antonoff (Swiridenko) und Brantner hingerichtet. Gegen Oſſinsky war eigentlich nichts erwieſen worden, als daß er „bei ſeiner Verhaftung nach ſeinem Revolver gegriffen hätte". So war das „Gerichtsverfahren".

18.

Der „weiße Schrecken", wie man ja wohl in Erinnerung an also benannte mörderische Geschehnisse in der französischen Geschichte der Jahre 1795 und 1815 das Vorgehen des Zarismus im Jahre 1879 bezeichnet hat, schien zunächst dem Nihilismus einen, wenn nicht tödtlichen, so doch immerhin lebensgefährlichen Schlag beigebracht zu haben. Nicht allein dadurch, daß er die Revolutionspartei furchtbar gezehntet hatte, sondern auch und mehr noch deßhalb, weil er in derselben ein Schisma hervorrief.

Der revolutionäre Organismus „Semlja i Wolja" spaltete sich in zwei Fraktionen, die terroristischen Centralisten und die socialistischen Föderalisten. Jene, welche als ihr Organ die Zeitschrift **„Narodnaja Wolja"** (Volkswille, vom 1. Oktober 1879 an) gründeten, wollten den „Terror" bis zur äußersten Möglichkeit getrieben wissen, um mittels desselben einen politischen Umsturz und mittels eines solchen die sociale „Allzerstörung" herbeizuführen. Diese, welche die Zeitung **„Tschorniy Peredel"** (Schwarze

Vertheilung, vom 15. Januar 1880 an) ſtifteten und nach derſelben benannt wurden oder auch Volksparteiler („Narodniki“) oder Dörfler hießen, wollten vom „Terror“ abſehen und auf dem Wege friedlich-ſocialiſtiſcher Propaganda das Landvolk in eine Organiſation nach Art der iriſchen „Landliga“ zuſammenfaſſen, damit einen unwiderſtehlichen Druck auf die beſtehenden Gewalten üben und ſo zur ſocialen Umwandlung Ruſſlands gelangen, welches in eine Konföderation von Republiken ſich auflöſen ſollte. Wie die Verhältniſſe waren und in anbetracht des ganzen Charakters der revolutionären Bewegung in Ruſſland konnte es gar nicht zweifelhaft ſein, welche von den beiden Fraktionen die Oberhand über die andere gewinnen würde. Die weitaus größere Kraftentwicklung war bei den Terroriſten und demzufolge ſogen dieſe die Narodniki bald in ſich auf[1]). Es iſt eben die Natur der Revolutionen, daß in ihnen, ſo lange ſie in aufſteigender Linie ſich bewegen, die Leidenſchaften das große Wort haben.

Die Leute von der „Schwarzen Vertheilung“, d. h. von einer gerechteren Agrarverfaſſung, waren zweifelsohne geſcheidere und einſichtigere Revoluzer

1) „This party (of the Tschorniy Peredel) thought it has many sympathizers among the youth of Russia, has no strong organization, and is not to be compared for energy and daring activity with the „„Will of the People““ section“. Kropotkin a. a. O., S. 667.

als die Heißsporne vom angeblichen „Volkswillen", hinter deren gewaltsam zu erstrebendem Ziele, d. h. der Anarchie, ein ganz unfaßbares Nebelbild von einer „neuen Welt und Gesellschaft" umherflatterte. Aber das Feuer und die Kühnheit der Heißsporne trug es über die Beionnenheit der Einsichtigen davon. Hierbei mochten sich schwache Gemüther unter den Narodniki wohl auch damit trösten, daß die Terroristen bald mehr bald minder deutlich erklärten, der Terror sollte beiseite gethan werden, sobald er seinen Zweck, den bestehenden Staat zu vernichten, erreicht hätte; oder, auch sie wären keine Anarchisten schlechtweg, sondern im socialistischen Endzweck mit den Volksparteilern einverstanden. Was hatten aber angesichts der Thaten des Terrorismus solche Worte zu bedeuten? Weniger als nichts. Haben nicht auch die Pfaffen der „Sainte-Terreur" von 1793–94 mit süßlicher Salbung davon geschwatzt, der Schrecken müßte und würde aufhören, wann nur erst alle Feinde und Feindinnen der allgemeinen Glückseligkeit „weggesäubert" wären? Ja, wohl haben sie davon geschwatzt. Aber sie selber waren weggesäubert, bevor ihr ebenso absurdes und ruchloses als unheilvolles System zu sein aufgehört hatte. Das Gift überlebte dazumal bekanntlich die Schlange: der thermidorische Schrecken war ja kaum weniger schrecklich, als der jakobinische gewesen . . . . . .

Die Zerklüftung der Partei sollte durch ein

Kompromiß zugedeckt oder wenigſtens überbrückt und dieſe Aufgabe durch einen nach Woroneſch berufenen Kongreß der beiderſeitigen Führer gelöſ't werden. Bevor ſie aber nach Woroneſch gingen, thaten ſich die Häuptlinge des Terror, unter welchen Scheljabow bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal eine vortretende Rolle ſpielte, in den Tagen vom 17. bis 21. Juni 1879 in Lipezk (im Gouvernement Tambow) zuſammen, entwarfen, beriethen und beſchloſſen ihr Programm und kamen dann mit dem fertigen nach Woroneſch. Hier ſetzten ſie es in allen Hauptpunkten durch, nachdem ſie den Narodniki etliche mehr nur formale als ſubſtanzielle Einräumungen gemacht hatten.

In Lipezk und Woroneſch war die Ausleſe, ſo recht die „fine fleur“ des Nihilismus beiſammen. Denn da rathſchlagten die Nihiliſten Michailow, Scheljabow, Tichomirow, Fomenko, Kwiatkowſki, Kolotkjewitſch, Morojow, Koichurnikow, Schirjajew und Goldenberg mit den Nihiliſtinnen Sofia Perowſkaja und Wera Filippowa Figner [1]). Dieſe zwei Damen waren mitſammt Alexei Michailow und Andrei Scheljabow die bedeutendſten Perſönlichkeiten des ganzen Cirkels. Der letztgenannte, Scheljabow, von Geburt ein Leibeigener, hatte wohl am meiſten

1) Die Anweſenheit der Figner iſt erſt durch den „Proceß der Vierzehn“ im Oktober 1881 feſtgeſtellt worden.

Urſache, ein Nihiliſt und Terroriſt geworden zu ſein; denn er hatte ja in ſeiner früheſten Jugend all das Elend und alle die Schmach, welche die Leibeigenſchaft mit ſich brachte, mitanſehen und miterleben müſſen. Der Umſtand, daß ſein Guts- und Leibherr ſich des begabten Knaben annahm, ihn ſchulen und ſtudiren ließ, hätte vielleicht auf ſein Gemüth einen verſöhnenden Eindruck gemacht, wenn nicht die in ſeiner Kindheit empfangenen erbitternden Eindrücke zu tief und zu nachhaltig geweſen wären. „Niemand glaube die erſten Eindrücke ſeiner Kindheit je verwinden zu können", hat der Weiſe von Weimar geſagt. So hatte ſich denn Scheljabow als Student in Odeſſa mit ganzer Seele in die revolutionäre Bewegung geworfen und unter ſeinen Genoſſen bald ein großes Anſehen erlangt. Mit vollem Recht. Denn er war ein ſelbſtloſer und reiner Charakter und, falls man einen Terroriſten ſo nennen darf, ein liebenswürdiger Menſch. Sehr gewinnend iſt an ihm der Zug, daß er eine warme Liebe zur Natur und zur Poeſie in ſich trug, was bekanntlich gar nicht nihiliſtiſch war. Zur Sofia Perowſkaja trat er in ſehr freundſchaftliche Beziehungen. Ob er aber ihr Liebhaber geweſen, ſteht dahin; denn er ſcheint ſeinerſeits das Verhältniß weit mehr nur kameradſchaftlich genommen und geführt zu haben. Sofia ihrerſeits freilich hegte eine glühende Neigung für den ſtattlichen, ſchönbärtigen und — ſei's d'rum!

liebenswürdigen Mann[1]. Auch eine nihilistische Fanatikerin bleibt eben doch in erster und letzter Linie ein Weib. **Naturam expellas nihilismo terrorismove, tamen usque recurret.**

In Lipezk Woronesch wurde die „Narodnaja Wolja" zum officiellen Parteiorgan erklärt, dessen Leitung Morosow und Tichomirow haben sollten. An bewährte Genossen und Genossinnen der Partei wurden besondere Aufforderungen zur Mitarbeit erlassen. Noch wichtiger war die Bestellung eines „Exekutivkomité", welchem in allem und jedem die oberste Führung zustehen sollte. In diese Revolutionsbehörde wurden berufen Michailow, Tichomirow, Fomenko, Scheljabow, Morosow, Koschurnikow, Kwiatowski, Schirjajew, Kolotkewitsch, Slatopolski, Preßnjakow, Jakimow und die Damen Perowskaja, Nikolajewskaja, Sergejewa, Filipponva und Iwanowna[2]. Die Entscheidung über alle vor das Exekutivkomité gebrachten Fragen sollte bei den drei erstgenannten Mitgliedern desselben sein — eine Einrichtung, welche wiederum an die drei „Staats-

1) Thun (S. 250—56) gibt auf Grund der Biographie Scheljabows von Tichomirow eine gute Charakteristik des Terroristenführers. Dazu vergleiche inbetreff von Scheljabows Verhältniß zu Perowskaja das „Unterirdische Rußland", S. 179 fg.

2) Kupczanko, S. 15. Die gegebene Liste kann jedoch nicht als völlig zuverlässig verbürgt werden.

inquisitoren" der weiland Republik Venedig erinnert oder auch, wenigstens sachlich, an das Trifolium Robespierre, Saint Just und Couthon.

Das revolutzische Programm, welches aus den Berathungen von Lipezk-Woronesch hervorging, ließ deutlich spüren, was für eine Fraktion daselbst den Ausschlag gegeben hatte. Es wurden als Forderungen des „Volkswillens" unter anderen diese aufgestellt: Allgemeines Wahlrecht ohne jede Einschränkung; volle Denk-, Glaubens-, Rede-, Presse-, Vereins- und Versammlungsfreiheit; permanente Volksvertretung; Abschaffung des stehenden Heeres; gänzliche Selbstständigkeit der Gemeinden; Ueberlassung alles Grundeigenthums an die Bauern, sowie sämmtlicher Fabriken und Werkstätten an die Arbeiter. „Herz, mein Herz, was willst du mehr?"

Die Verwirklichung dieses Programms sollte angestrebt und erreicht werden mittels der Organisirung und Inswerkrichtung eines allgemeinen Umsturzes, dessen Herbeiführung ermöglicht und beschleunigt werden müsste mittels eifriger mündlicher und schriftlicher Wühlarbeit im Volk und in der „Gesellschaft", mittels Stiftung von Geheimbünden und Anschluß derselben an das leitende Centrum, mittels Erlangung einflußreicher Stellungen und Verbindungen in der Gesellschaft, in der Verwaltung und Justiz, sowie in der Armee und Marine, und endlich — last not least — mittels schreckhaft-

zerstörerischer Thätigkeit gegen die bestehenden Gewalten.

Wie das alles gemeint war, wurde kund, als das terroristische Exekutivkomité den Zaren, weil er keine Anstalten machte, das Programm von Lipezk-Woronesch anzunehmen und auszuführen, am 26. August 1879 zum Tode „verurtheilte".

Das war keine strohrenommistische Phrase, sondern ein terroristisches Verdikt, gefällt von Männern, welche das Zeug hatten, mit beispielloser Kühnheit und Ausdauer an der Vollziehung desselben zu arbeiten.

So weit und bis dahin war also der oppositionelle Gedanke in Russland gekommen? Ja, so weit und bis dahin. Die Verschwörung gegen den Zarismus hatte sich zum systematischen Mordkomplott wider den Zaren zugespitzt.

Der Oppositionsmann in despotisch regierten Staaten muß, wenn er seiner Ueberzeugung treu bleiben und seinen Glauben bethätigen will, logischerweise Verschwörer und Komplottirer werden. Er kann ja nicht am hellen Tage, nicht auf offenem Markte, nicht in der Presse und in Parlamentssälen den Eingebungen seiner Intelligenz und den Antrieben seiner Begeisterung Ausdruck verleihen. Er ist, um mit Gleichgesinnten an der Verwirklichung der ihn erfüllenden Idee arbeiten zu können, ge-

nöthigt, aus der Oeffentlichkeit in das Geheimniß von Dachkammernischlupfwinkeln und Kellerverstecken, aus der Tageshelle gesetzlicher Wirksamkeit in die Finsterniß von Geheimbünden sich zurückzuziehen, allwo dann verbrecherische Komplotte wie Pilze aufzuschießen pflegen. Der furchtbare Druck des Argwohns und der Verfolgung, welcher auf ihm lastet, preßt ihm das Herz zusammen und verhärtet es zu Stein. Das Dunkel, in welchem er sich umtreibt, schwächt seine Sehkraft und verengt seinen Gesichtskreis. Die Gefahr, welche sich allfort an seine Fersen heftet, überreizt seine Nerven. Er verfällt in Monomanie. Sein Ideal wird ihm zur fixen Idee, für welche Gesetz und Sitte, Recht und Unrecht nicht mehr existiren. In solcher Geistesverfassung brütet er, der gar kein Auge mehr hat für das Wirkliche und Thatsächliche, in wildem Zerstörungsfieber nur noch über Ungeheuerlichkeiten. Ein Verschwörer dieser Art ist demnach in der Theorie Fanatiker, in der Praxis Revoluzer und unter Umständen Räuber, Brenner, Meuchler, Massenmörder, Dynamitfex[1]).

So war die Genesis, so die Stimmung, so das Gebaren des Nihilismus in seiner Verwandlung zum

1) Diese Betrachtung habe ich in der „Präambel" zu meinem Essay „Die Tefabristen" — („Neues Historienbuch", 1881, 2. Aufl. S. 13—60) — angestellt. Ich erlaube mir, sie von dort herüberzunehmen, weil sie sich gerade auch hier aufdrängt.

ſyſtematiſchen „Terror“. Seine Thaten ließen nicht lange auf ſich warten und folgten einander eine geraume Weile mit furchtbarer Folgerichtigkeit. Dabei wurden die Findungen der modernen Phyſik und Chemie, alle Hilfsmittel der neuzeitlichen Technik mit wahrhaft dämoniſcher Findigkeit in Anwendung gebracht. Der Nihilismus hat es meiſterlich verſtanden, die Wiſſenſchaft in den Dienſt der Zerſtörung zu ſtellen. Um den von ſeinem Exekutivkomité wider Alexander den Zweiten gefällten Todesſpruch in Vollzug zu bringen, verlegte er ſich auf's Miniren und Sprengen. Daß hierbei, um den Zaren zu treffen, andere Menſchen, viele, vielleicht ſehr viele mitgeopfert werden müſſten, ſcheint den Minirern und Sprengern nicht den leiſeſten Skrupel gemacht zu haben. Was kümmert es die geſchleuderte Bombe, ſo ſie mit ihrem Zielobjekt zugleich auch noch anderes, vieles zertrümmert?

Der Zar war im Sommer von 1879 nach Livadia in der Krym gegangen. Auf der Rückreiſe von dort nach Petersburg im Herbſte ſollte er getroffen werden. Zu dieſem Zwecke wurden nicht weniger als drei Minenattentate geplant und vorbereitet, um den kaiſerlichen Eiſenbahnzug in die Luft zu ſprengen. Drei Minen wurden unter die Bahnlinien getrieben: eine unfern von Odeſſa, eine zweite bei Alexandrowſk, eine dritte bei Moſkau. Beim erſtgenannten Orte waren „am Werke“ Frolenko, der ſich eine Bahn-

wärterſtelle zu verſchaffen gewußt hatte, Kolotje-witſch, Kibaltſchitſch, Slatopolſki und die „Dame" Lebedewa; beim zweiten Scheljabow, welcher ein am Eiſenbahndamm gelegenes Stück Land gekauft hatte, um daſelbſt „eine Gerberei anzulegen", Tichonow, Preſſnjakow, Okladſki und die Dame Jakimowa; beim dritten Michailow, Schirjajew, Baranikow, Hartmann, Goldenberg und die Dame Perowſkaja.

Mit einem ſtaunenswerthen Gemiſch von Keckheit und Schlauheit wurden dieſe Unternehmungen betrieben, wie ja auch von zwei ähnlichen, aber nur geplanten und verſuchten ungefähr gleichzeitig die Rede ging: von der Sprengung der „ſteinernen" Brücke in Petersburg und von der Zerſtörung der zariſchen Dampfyacht im Hafen von Nikolajew. Am genaueſten ſind wir über die Minengräberei bei Moſkau unterrichtet[1].

Der große vom Süden gen Norden gehende Schienenweg berührt eine der weitvorgeſtreckten, ſchon halb in die Steppe ſich verlierenden Vorſtädte der alten Zarenſtadt. Es ſieht da zwiſchen den regelloſen Gruppen armſeliger Holzhütten an den grasbewachſenen Gaſſen ſchon ganz dörflich aus. Die Bewohner ſind Anhänger des „Raſkol", Raſkolniken, altgläubige Sektirer, welche mit ihren Vorſtellungen noch in der vorpetriniſchen Zeit leben, wie ihre Väter, Groß-

1) Durch Stepniak, „Das unterird. Rußland", S. 111—20.

väter und Urgroßväter auch gethan. Im übrigen stille, friedliche, einfältige Leute, die ihrer täglichen Arbeit nachgehen und wenig oder nichts von der „Welt" wissen und wollen.

In dieser Vorstadt erschien im Herbst von 1879 ein aus Saratow kommender „Handwerker" mit seiner Ehefrau. Das Paar kaufte ein kleines halbzerfallenes, dem Eisenbahndamm nahegelegenes Häuschen mit Erdgeschoß und einem Stockwerk und bezog dasselbe. Der Fremde galt in der Nachbarschaft für einen Glaubensgenossen, denn er schor sich den Bart nicht und rauchte keinen Tabak. Etwas auffällig war allerdings die große Menge von Lebensmitteln, welche in das Häuschen geschafft wurde. Allein die Bewohner desselben erwarteten ja die Ankunft „ihrer Eltern" und wollten eben beizeiten die Wintervorräthe einthun. Zu Zeiten kam es auch vor, daß in nächtlicher Stille dann und wann ein schlaftoser Dörfler Fuhrwerke vor dem Häuschen der Fremden zu- und abfahren hörte, auch Geräusch wie vom Abladen schwerer Kisten und verhaltene Männerstimmen vernahm. Man achtete aber weiter nicht darauf, zumal bei Tage in dem und um das Häuschen völlige Ruhe und Stille herrschte, auch niemals andere Bewohner desselben als der „Handwerksmann" und seine Frau sichtbar wurden.

Wie würden sich die guten Vorstadtleute bekreuzt haben, hätten sie gewußt, wie es in dem stillen

Häuschen zu und herging. Insonderheit nichtschlafen der Weile. Denn da war eine ganze, oben namhaft gemachte Nihilistenbande „am Werke", d. h. beschäftigt, vom Keller ihrer Behausung aus einen Stollen unter den nahen Eisenbahndamm zu treiben. Der „Handwerksmann" aus Saratow war der von verrufften deutschen Juden stammende Chemiker Leo Hartmann, seine „Ehefrau" war Sofia Perowskaja. Michailow, Schirjajew, Baranikow und Goldenberg arbeiteten mit ihnen. Nachts wurden die Bohrwerkzeuge, das Dynamit und der Explosionsapparat herbeigeschafft. Im September hatte die mühsälige Arbeit begonnen und schritt nur langsam vor. Mittels eines Taschenkompasses wurde die Richtung des Stollen bestimmt. Derselbe war voll von obenher durchsickerndem Wasser. In dieser eisigen Nässe standen die Minirer bis zu den Knieen. Oft auch mussten sie sich der ganzen Länge nach in den Schlamm hinstrecken. Die Tage über schliefen sie, in dem Obergeschoß des Häuschens versteckt, um sich von ihren nächtlichen Mühsalen zu erholen. Endlich, im November, nach zweimonatlicher Anstrengung, war der Minengang bis unter den Bahndamm vorgetrieben, an den Wänden verbrettert, das Dynamit an der richtig berechneten Stelle gelegt, die Leitungsdrähte für den zündenden elektrischen Funken waren gezogen, die Batterie war dienstfähig, alles fertig und bereit.

Die moskauer Polizei hatte von alledem nicht die leiseste Witterung, wie überhaupt in allen diesen Jahren die russische Polizei nicht gerade den Ruhm seinen Spürsinns sich erwarb. Uebrigens waren die Minirer im kleinen Holzhaus auf alles gefasst. Auch auf allfälliges Verdächtig und Angegebenwerden. Auf dem Tisch der Stube im Erdgeschoß stand eine mit Nitroglyzerin gefüllte Flasche. Im Falle unliebsamer Besuch kommen, d. h. die Polizei eindringen sollte, war die Perowskaja angewiesen und entschlossen, den Revolver, welchen sie stets schußfertig bei sich trug, auf die Flasche abzufeuern und so die ganze Baracke in die Luft zu sprengen. So lange es Verschwörer gab auf Erden, hat es fürwahr niemals welche gegeben, die an Muth den russischen Nihilisten voran standen. Und Gefahr war den Minirern von Moskau immerhin nahe genug. Ihr Genoß Goldenberg, der ausgereis't war, um noch mehr Dynamit herbeizuschaffen, wurde wenige Tage, bevor es „losgehen" sollte, auf dem Bahnhof von Jelisawetgrad verhaftet. Sein Koffer, den er als Gepäckstück aufgab und der bei kleinem Umfang durch sein großes Gewicht auffiel, hat den Argwohn der wachthabenden Gensdarmen auf den Reisenden gelenkt. Der kleine Koffer enthielt 2 Pud (80 Pfund) Dynamit. Wäre die Untersuchung gegen den Gefangenen unverweilt angehoben worden, so mußte es den moskauer Minengräbern schlecht bekommen. Denn Goldenberg ließ sich ja,

wie ſchon im Vorübergehen erwähnt worden, zu umfaſſenden Geſtändniſſen herbei [1]).

Alle die Miniruug war jedoch umſonſt gethan: alle drei Sprengattentate ſchlugen fehl. Die nur halb fertiggeſtellte Mine bei Odeſſa wurde aufgegeben, weil die Verſchwörer in Erfahrung gebracht hatten, daß der zariſche Reiſeplan geändert worden. Die Mine von Alexandrowſk ſprang nicht infolge einer Mangelhaftigkeit der Zündkapſel, obzwar die elektriſche Batterie im richtigen Augenblick fungirt hatte, und ſo ging der Bahnzug, welcher den aus der Krym zurückkehrenden Kaiſer und deſſen Gefolge trug, ungefährdet über einen Abgrund hinweg, in deſſen Tiefe ihn die Exploſion unfehlbar geſtürzt haben würde. Der 19. November iſt der Tag, an welchem der kaiſerliche Zug über die Mine bei Moſkau rollen ſoll. Die genau berechnete Stunde kommt. Die Perowſkaja iſt auf dem Lugans. Schirjajew, bei der Batterie poſtirt, paſſt auf das verabredete Signal. Es wird gegeben, die Kette geſchloſſen, der Blitz zuckt, der dumpfe Donner der Exploſion kracht — aber er

[1] Er hat ſich hierauf, ſei es aus Reue oder ſei es aus Aerger, daß ein geſchickter Unterſuchungsrichter ihn ſo „reinfallen“ gemacht, im Gefängniſſe mit eigener Hand „abgethan“. Uebrigens ſoll einige Tage vor dem 19. November die Polizei doch einen Beſuch in dem ſtillen Häuschen in der Vorſtadt von Moſkau abgeſtattet, aber daſelbſt nichts Verdächtiges geſehen haben, wie ihr ja das auch anderwärts und wiederholt begegnete.

ſchlägt nicht ein am rechten Orte. Der von der Späherin ſignaliſirte Zug wird geſprengt, aber es iſt ein „unrechter“, es iſt nicht der kaiſerliche geweſen. Alexander der Zweite gelangte heil und geſund nach Petersburg. Die Minirerbande war wie im Nu verſchwunden. Bei der amtlichen Unterſuchung der geſprengten Mine wurde dieſe von Fachleuten als ſehr geſchickt angelegt anerkannt. Die terroriſtiſche Technik hatte demnach, ſo zu ſagen, das Doktorat erlangt.

Mit dieſer Ehre mußte freilich der Nihilismus vorderhand ſich begnügen. Denn im übrigen hatte er zu Anfang des Jahres 1880 ſo wenig Glück, wie er zu Ende des Jahres 1879 gehabt. Nur dadurch wurden die letzten Mißerfolge aufgewogen und vergütet, daß gerade im Winter von 1879—80 das Exekutivkomité dazu gelangte, die Organiſation der Partei zu vollenden und derſelben die ſtraffſte Disciplin anzueignen. Darum vermochte ſie auch den allerdings ſehr ſtörenden Schlag zu verwinden, daß im erſten Monat des neuen Jahres ihre Geheimdruckerei in der Zapernaja in Petersburg, aus deren Preſſe die „Narodnaja Wolja“ hervorging, entdeckt und mit Sturm genommen wurde.

Ja, „mit Sturm“. Denn die Polizei mußte Soldaten zur Hilfe rufen, um die Manſarde zu erſtürmen, in welcher ſich die vier Gelaſſe der geheimen Officin befanden. Die vier Inſaſſen derſelben, die

beiden Setzer und Drucker Basil Buch, der Sohn eines Generals, und der „Ptiza" (Vogel, ein Spitzname), sowie zwei Setzerinnen — eine davon war Maria Krylow — vertheidigten sich verzweifelt vier Stunden lang, feuerten mehr als hundert Revolverschüsse auf die heraufstürmenden Soldaten ab und brachten es zuwege, alle in der Druckerei befindlichen Handschriften und Papiere zu verbrennen, bevor sie überwältigt werden konnten. Der „Vogel" ließ sich nicht greifen, sondern jagte sich die letzte Kugel, die er im Rohr hatte, durch den Kopf[1].

1) Unterirdisches Rußland, S. 156 fg. Der „Ptiza" hieß eigentlich Lupkin. Kropotkin, S. 34.

20.

„Was wollen sie denn von mir?“ [1])

Wenn es wahr, daß der Alexander der Zweite, nachdem er den im Herbste von 1879 gegen ihn ver-

1) „Dans ses entretiens avec sa famille il se demandait à haute voix: „„Mais que veulent-ils donc de moi?““ Alexandre II. Détails inédits sur sa vie et sa mort, par V. Laferté. Bâle-Genève-Lyon, 1882, p. 131. Als Verfasserin dieses Buches wurde die Prinzessin Jurjewitz, geb. Dolgoruki, genannt, Alexanders Nebenfrau, so lange seine rechtmäßige Gemahlin lebte, und nach dem Tode derselben seine zweite Frau. Jedenfalls hat sie zu dem Buche Material geliefert und dasselbe inspirirt. In der „Préface“ heißt es: „Des ouvrages plus savants peindront les faits de son — Alexanders des Zweiten — règne glorieux; mais aucun ne renfermera des détails aussi précis, où les actes de la vie privée et intime de ce monarque fourniront à l'histoire des matérianx authentiques. Les moindres récits dont ce volume fait mention, ont été communiqués à l'auteur par des gens de toutes conditions qui, témoins oculaires des évenements, et sous le coup de la poignante émotion causée par l'effroyable catastrophe du 13 mars 1881 révélèrent des faits que l'auteur a recueillis avec le plus scrupuleuse exactitude et sans aucun esprit de parti“.

ſuchten Sprengattentaten entgangen, verwundert dieſe Frage gethan, ſo müſſte man glauben, der Zar wäre über die damzumal in ſeinem Reiche obwaltenden Verhältniſſe und Stimmungen im allgemeinen, ſowie über die Anſchauungen, Abſichten und Forderungen der Nihiliſten im beſonderen ſehr ſchlecht unterrichtet geweſen. In der That, er ſcheint ſich allen den erſchreckenden Erfahrungen zum Trotz, die er hatte machen müſſen, zu dieſer Zeit noch immer mit der Illuſion getragen zu haben, daß die von ihm geplanten, in Ausſicht geſtellten, verſuchten oder bewerkſtelligten Reformen alle Welt zufriedenſtellen könnten und müſſten.

Die Unzulänglichkeit der Intelligenz des Kaiſers, die Schwäche ſeines Blickes und ſeines Willens machten ſich eben auch jetzt wieder bemerkbar. Das Gute und Große wollen, iſt ſchön; aber das Gewollte können, iſt ſchöner [1]). Gold iſt gut, aber erſt die Hand des Künſtlers oder der Münzſtämpel verleiht ihm gangbaren Werth. Edle Gefühle, Wünſche, Worte müſſen zu Thaten geprägt werden: ſonſt bleiben ſie eben Worte, Wünſche und Gefühle, womit man, trivial zu reden, keinen Hund vom Ofen locken, geſchweige einen ſchwerkranken Staat heilen kann. Lauter auf der

1) Göthe ſagte am 17. Februar 1832, alſo kurz vor ſeinem Tode, zum Eckermann: „Die Hauptſache iſt, daß man ein großes Wollen habe und Geſchick und Beharrlichkeit beſitze, es auszuführen". Eckermann, Geſpräche mit Göthe, 3. Aufl. 1868, III, 253.

Hand liegende Wahrheiten. Das Unglück ist nur, daß die Menschen solche Wahrheiten ruhig auf der Hand liegen lassen, statt davon Gebrauch zu machen.

Haben der Zar und seine Minister etwas Durchgreifendes gethan, um die tiefen Schäden zu heilen, welche der türkische Krieg am russischen Staatskörper bloßgelegt hatte? Nein. Haben sie sich bemüht, die weitverbreitete, ja fast allgemeine Unzufriedenheit und Verstimmung kennen zu lernen und nach wirksamen Maßnahmen zur Beseitigung derselben zu suchen? Nein. Immer nur dieselben längst verstumpften und abgebrauchten kleinen Mittel und Handgriffe, immer die nämlichen kleinlichen und quälerischen Polizeikünsteleien, die nur verbittern, nicht aber beruhigen konnten und das tiefgesunkene Vertrauen zur Staatsgewalt und Reichsleitung nicht wieder zu heben vermochten. Die volkswirthschaftlichen Einbußen, welche die ungeheuerlichen Aufwendungen für den Krieg mit sich gebracht, waren der Art, daß ein Staatsbankerott drohte, und an dieser Wunde dokterte die Hand eines unfähigen Finanzministers unsicher und ungeschickt herum[1]. Das Böseste aber ist offenbar gewesen, daß man die Untersuchungen und Strafproceduren, welche inbetreff der kolossalen während des Krieges verübten Fälschungen, Unterschlagungen und

1) Von Nikolaus I. zu Alexander III., 2. Aufl. 1881, S. 100.

Diebereien angeſtrengt wurden, nur ſo weit zu treiben wagte, als dabei von kleinen Dieben die Rede war. Die großen gingen leer aus oder vielmehr voll von ihrem Raub. Denn die wider ſie angehobenen Unterſuchungen wurden niedergeſchlagen, ſobald es ſich herausgeſtellt hatte, daß ſie gar zu hoch hinauf zureichen drohten. Eine Art von Tröſt mochte hierbei dem Zarismus gewähren, daß ja drüben in der Muſterrepublik der Vereinigten Staaten die Millionendiebe faſt noch freiſamer ſchalten und walten können als hüben in der Muſterdeſpotie Ruſſland. Aber es gab doch Leute genug im Lande, welche die bei dieſer Gelegenheit den Millionendieben erwieſenen Rückſichten gewaltig verdroſſen und welche ihren Verdruß den Revoluzern zu gute kommen ließen. Endlich auch war dem allgemeinen Mißbehagen, welches nach dem Türkenkriege ſich kundgab, noch ein weiteres Stück Bitterniß zugeführt worden, die Thatſache, daß es kein Moskowit, ſondern ein Deutſchruſſe geweſen, Todleben, welcher die ruſſiſche Armee aus der verzweifelten Plewna Patſche herausgezogen hatte. Dieſe Pille verurſachte dem moskowitiſchen Größewahn gar arges Bauchgrimmen und auch daraus wuſſte der Nihilismus Nutzen zu ziehen.

Summa: die zariſche Regierung beſaß keine Erkenntniß von den Gefahren, welche ihre halben Wollungen in der Theorie und ihre ganzen Verkehrtheiten in der Praxis ſchon herbeigeführt hatten und herbei-

zuführen fortfuhren. Es war wohl auch dazumal, im Winter von 1879—80, ſchon zu ſpät, alle die ſeit Jahren begangenen Fehler gutzumachen — vorausgeſetzt, daß der dazu erforderliche Geiſt und Wille vorhanden geweſen, was eben nicht der Fall war.

Der nihiliſtiſche Terror ſeinerſeits bot gerade jetzt wieder eine ganz andere Findigkeit und Thatkraft auf, als dem Zarismus zu Gebote ſtand. Er war unter anderem auch ein guter Finanzer. Denn alle ſeine Machenſchaften, ſeine Publiciſtik, ſeine Propaganda, die Beſchaffung von Werkzeug aller Art, Waffen, Chemikalien, die Attentate, die Befreiung von Gefangenen, die Unterſtützung von Verurtheilten, koſteten mitſammen Geld, viel Geld. Zwar erklärte das terroriſtiſche Exekutivkomité, es nähme keinen Anſtand, jede Gelegenheit zur „Konfiscirung" von Staatsgeldern mittels Liſt oder Gewalt zu benützen, und ſeine Werkzeuge praktiſirten dieſen Grundſatz, wo ſie konnten. Allein die beträchtlichſten Beiſteuern zum „Werke" floſſen der Parteileitung zweifelsohne zu vonſeiten der, kaufmänniſch zu ſprechen, Kommanditäre der Firma Nihilismus. Es iſt ja bekannt und auch in dieſer Schrift ſchon früher gelegentlich erwähnt worden, daß es Parteigenoſſen gab, welche der Sache ihr ganzes Vermögen opferten. Dann iſt noch zu ſagen, daß die Führer mit den Geldern der Partei ſehr redlich und ſparſam umgingen und daß ſie allen

mit dem guten Beiſpiel der Enthaltſamkeit und Entbehrungswilligkeit vorangingen. Dies hatte zur Folge, daß ſelbſt weitſchichtig angelegte und ſchwierige Unternehmungen mit verhältnißmäßig geringem Aufwand beſtritten werden konnten. So ſollen die drei Minenattentate vom Herbſte 1879 zuſammen nicht mehr als 80 bis 100,000 Franken gekoſtet haben [1].

Viele Zeit und Mühe hatte das Exekutivkomité auf die Leitung der Geheimdruckereien, auf die Herſtellung der Zeitungen, Flugblätter und Plakate, ſowie auf die Verbreitung dieſer Druckſachen zu verwenden. Noch ſchwieriger und gefährlicher war die „Füllung der Arſenale", d. h. die Beſchaffung von Waffen, Schießbedarf und Sprengſtoffen. Es ſtreifte an's Wunderbare, wie es dem Nihilismus gelingen konnte, das einzurichten und in Thätigkeit zu ſetzen, was er „chemiſche und techniſche Schulen" nannte, d. h. geheime Laboratorien für die Bereitung von Explosivmaterial und verborgene Werkſtätten für die Fabrikation von Handbomben. Einen nicht unwichtigen Zweig nihiliſtiſcher Geſchäftigkeit machte das Anfertigen falſcher Päſſe und ſonſtiger Legitimationspapiere aus. Auch hierin, wie in der Ausbildung einer ſinnreichen Zeichenſprache und Zifferſchrift haben es die Nihiliſten weit gebracht. Wieder eine andere Specialität betrieben kunſtfertig

1) Stepniak a. a. O., S. 116.

die „Verſteckter“ (Ukriváteli), welche der Partei wichtige Dienſte leiſteten, verſchämte Nihiliſten und Nihiliſtinnen, ſo zu ſagen, deren rechte Hand nicht wiſſen wollte, was die linke that [1].

[1] „Was waren dieſe Ukriváteli? Eine ſehr zahlreiche, aus Leuten aller Art zuſammengeſetzte Klaſſe, von der höhnen Ariſtokratie und der vornehmen Bourgeoiſie bis zu den kleinen Beamten jedes Dienſtzweigs, die Polizei eingeſchloſſen, — Leute, welche, obwohl ſie an den revolutionären Ideen Intereſſe hatten, aus verſchiedenen Gründen keinen aktiven Antheil am Kampfe nahmen, aber unter Zuhilfenahme ihrer ſocialen Stellung die Kämpfer mächtig unterſtützten, indem ſie, wenn nöthig, Perſonen und Sachen verſteckten“. Unterirdiſches Rußland, S. 135.

21.

Der Nihilismus hatte also dem Zarismus einen systematischen Krieg bis auf's Messer oder vielmehr bis auf's Dynamit angesagt und selbigen Krieg thatkräftig angehoben. Diese entschlossenen Verschwörer, welche sich auf die Macht des Geheimnißvollen so gut verstanden und deren zeitweilige Ungreifbarkeit wie eine blitzeschwangere Wetterwolke über Rußland hing, sind von einem ihrer Bewunderer „Idealisten höchsten Ranges" genannt worden. Jede Zeit hat ja ihre Ideale und dem hochgelobten 19. Jahrhundert mit seinen „kolossal entwickelten" Menschen kommt unter seinen vielen anderen Ehren auch diese zu, Mord und Zerstörung unter seine „Ideale" eingereiht zu haben [1].

1) Doch muß es auch hier wieder heißen: „Alles schon dagewesen!" Als die Schreckensfexe von 1792—94 auf dem Altar der „Sainte Guillotine" ihre Hekatomben opferten, thaten sie es ja auch als „Idealisten höchsten Ranges" als Priester ihres Ideal Kultus der Dreifaltigkeit „Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft" — und der „Blutmessias" Robespierre

Unſere „Idealiſten höchſten Ranges“ waren aber zugleich hochgradige Realiſten, das muß man ihnen laſſen. Das Exekutivkomité verdiente redlich ſeinen Namen. Das Miſſlingen der Attentatsverſuche vom Herbſte 1879 wurde ihm nur ein Sporn zu neuen Unternehmungen.

Die zunächſt ins Auge gefaſſte und energiſch an die Hand genommene war eine großartige. Eine ſo großartige, daß bei verhältnißmäßig ſo kleinen Mitteln nur die moderne Wiſſenſchaft eine Möglichkeit der Ausführung gewährte. Der kaiſerliche Winterpalaſt in Petersburg, eins der rieſigſten Bauwerke, welche abſolute Herrſcherwillkür jemals aufgethürmt hat, ſollte in die Luft geſprengt werden. Dieſe Sprengung müſſte ja wohl auch den Zaren mitfortſprengen. Die Inſaſſenſchaft des Palaſtes zählte nach Tauſenden — (6000?) — aber was hatte das zu ſagen? Nichts oder doch nur, daß dieſe Tauſende immerhin in die Luft gehen mochten, wenn nur Alexander der Zweite mitging.

Wie ſchade, daß zu dieſer Zeit der durch den

ſammt Jüngerſchaft ſie ließen nie ein Mordgeſetz ausgehen, ohne zuvor von „humanité“ und „vertu“ ſalbungsvoll zu bombaſtiſiren. Der „Idealismus“ unſerer ruſſiſchen Terroriſten war demnach, wie heutzutage ſo vieles andere, auch nur Imitation. Die Menſchheit iſt nachgerade ſo arm an Geiſt geworden, daß ſie unvermögend, für neue Miſſethaten neue gleißende Begriffe und pomphafte Namen zu finden.

ſouveränen und unfehlbaren Sansculottismus von 1793 förmlich und feierlich heiliggeſprochene „Philanthrop“ und „Volksfreund“ Marat nicht mehr lebte. Was *der* an dieſen „Idealiſten höchſten Ranges“ für eine Freude gehabt hätte! Nun, es gab im Jahre 1880 wenigſtens hinlänglich viele Maratiſten in Europa, welche ſich darüber freuten, als der große Sprengſ und Mordklapf vom 5. (17.) Februar an der Newa losgegangen, zugleich aber auch darüber trauerten, daß derſelbe ſein Hauptziel verfehlt hatte . . . . .

Da war ſeit mehreren Jahren in der ruſſiſchen Hauptſtadt ein Bauersſohn aus dem Gouvernement Wjatka, Stepan Chalturin, Schreiner von Handwerk und als ſehr geſchickter Lackirer bekannt. Allem nach ein ungemein begabter Menſch, frühzeitig in den Nihilismus eingetaucht, dann ein fanatiſcher Bekenner des terroriſtiſchen Zerſtörungsdogma's. In den petersburger Arbeiterkreiſen hatte er ſich ſchon ſeit 1873 als organiſatoriſcher Kopf und ebenſo gewandter als muthiger Agitator einen großen Stand gemacht. Die Stiftung und Ausgeſtaltung eines „nordruſſiſchen Arbeiterbundes“ im Jahre 1878 war vorzugsweiſe *ſein* Werk. Er hatte ſich auch als Zeitungsſchreiber verſucht und eine Geheimdruckerei angelegt, die aber bald entdeckt und aufgehoben worden war. Dieſer Fehlſchlag ſcheint den Lackirer erſt ſo recht fanatiſirt zu haben. Er ging hin, im

Herbſte von 1879, bot dem Exekutivkomité ſeine Dienſte an und legte zugleich einen Plan vor, für den Fall, daß Alexander der Zweite den Minenattentaten von Odeſſa, Alexandrowſk und Moskau entrinnen ſollte, den Winterpalaſt mitſammt dem heimgekehrten Zaren auffliegen zu machen[1].

Dieſer vielverſprechende Plan wurde angenommen und, als der vorausgeſetzte Fall eingetroffen, ging Chalturin an's Werk. Es fiel ihm nicht ſchwer, im Oktober unter die nicht geringe Anzahl von Arbeitern verſchiedener Handwerke aufgenommen zu werden, welche jahraus jahrein im Winterpalaſt beſchäftigt waren und in den Kellergeſchoſſen ihre Werkſtätten hatten, ſowie ihre Schlafſtatten. Der Schreinerwerkſtatt zugetheilt und bald um ſeiner Geſchicklichkeit willen bevorzugt, wußte er ſich ſo angenehm zu machen, daß er zur Weihnacht eine Gratifikation von 100 Papierrubeln erhielt und der Palaſtgendarm, welcher die Aufſicht über die Schreinerwerkſtatt hatte, dem liebenswürdigen Lackirer ſeine Tochter zur Ehe antrug. Der ſcharfſichtige und ſchlaue Nihiliſt hatte es bald heraus, daß die Palaſtpolizei eine ſehr läſſige und die Unordnung und Korruption der Palaſtver-

1) Ueber Chalturins Weſen, Thun und Treiben ſind wir eingehend unterrichtet durch ihn ſelbſt. Er hat nämlich eine Art von Denkwürdigkeiten hinterlaſſen, betitelt „Chalturins Aufenthalt im Winterpalaſt" (**Prebywanije Chalturina w Simnem Dworeje**). Stepniak gibt S. 36—50 einen Auszug.

waltung gränzenlos sei. Die Dienerschaft veranstaltete für ihre Verwandten und Bekannten Saufgelage im Schlosse und auf den Hintertreppen gingen bei Tag und Nacht Leute aus und ein, welche nicht zu den Insassen gehörten. Alles, was Finger hatte, stahl, und um nicht durch Ehrlichkeit aufzufallen und sich verdächtig zu machen, musste auch Chalturin ab und zu dies und das „konfisciren", z. B. Eßwaaren. Den Umstand, daß ihm die ihm aufgetragenen Arbeiten in die verschiedenen Räume des riesigen Gebäudes führten, wusste er so vortrefflich auszunützen, daß er sich eine genaue Kenntniß der Oertlichkeiten, ihrer Lage und ihrer Verhältnisse zu einander verschaffte. So erlickerte er, daß der kaiserliche Speisesaal genau über dem Werkstattkeller der Schreiner lag und daß aufwärts nur eine Räumlichkeit dazwischen sich befand, das Gelaß, welches den Soldaten der jeweiligen Schloßwache zum Aufenthalt angewiesen war.

Chalturin theilte das Gesammtergebniß seiner Beobachtungen einem Mitglied des Exekutivkomité mit, Kwiatkowski, welcher beauftragt war die Verbindung mit dem lieben Lackirer zu unterhalten und demselben den nöthigen Vorrath von Sprengstoff zu liefern. Kwiatkowski fiel jedoch am 6. December der auf ihn vigilirenden Polizei in die Hände und man fand bei ihm einen sauber gearbeiteten Plan vom Winterpalast, auf welchem der kaiserliche Speise-

saal mit einem rothen Kreuz bezeichnet war. Das kam der Sicherheitsbehörde doch sehr bedenklich vor; um so bedenklicher, da der inzwischen nach Petersburg zurückgekehrte Zar sein gewohntes Winterquartier am Admiralitätsplatz bezogen hatte. Es wurde daraufhin wieder einmal ein Anlauf zu strenger Wachsamkeit und gewissenhafter Untersuchung aller fragwürdigen Merkmale und Erscheinungen genommen. Alle im Palais Aus- und Eingehenden unterwarf man beim Gehen und Kommen einer scharfen Visitation — für eine Weile. Plötzliche Besuche und Untersuche, auch nächtliche, fanden in allen Theilen des Schlosses statt, besonders aber in den Kellerräumen, in den Werkstätten und in den Behausungen der Dienerschaft. Chalturin hat uns den Schrecken geschildert, der auf ihn gefallen, als ihn zum ersten mal die nächtliche Runde aus dem Schlaf aufstörte. Eine ganze Schar von Gensdarmen, den Palaisoberst an der Spitze, war in den Keller gestürmt, um den Raum und dessen Insassen, die Schreiner, zu visitiren. Schon glaubte der Lackirer alles verloren, d. h. seinen großen Sprengplan verrathen und vereitelt. Denn er hatte ja unter dem Kopfkissen seiner Lagerstätte ein Pack Dynamit, welches ihm von Kwiatkowski zugesteckt und von ihm nach und nach hereingeschmuggelt worden war. Wurde das entdeckt, so war alles aus.

Aber es wurde nicht entdeckt. Die Herren Gens-

darmen machten mit ihren Stimmen, Säbeln und Sporen viel Lärm um nichts, d. h. sie verrichteten ihre Visitationsarbeit sehr nur so obenhin. Unter Chalturins Kopfpolster zu sehen oder zu greifen fiel gar keinem ein. Zwar wiederholten sich eine Zeit lang diese lärmenden nächtlichen Besuche, aber sie blieben resultatlos, weil eben gerade da, wo etwas zu finden war, nicht gesucht wurde. Chalturin athmete auf. Die nächtlichen Ruhestörungen machten ihm keine Sorge mehr, wohl aber machte ihm solche die bedeutend erhöhte Schwierigkeit, noch mehr Sprengstoff hereinzubringen und seinen Vorrath nicht allein vor den Augen der Gensdarmen, sondern auch vor denen seiner Mitarbeiter zu verbergen. Als Dynamitlieferant war an die Stelle des verhafteten Kwiatkowski's Andrei Scheljabow vom Exekutivkomité „delegirt" worden und mit tausend Listen brachten es die beiden Sprenger soweit, daß Chalturin im Laufe des ersten Monats von 1880 unter seinem Kopfpolster nach und nach 3 Pud (120 Pfund) des gefährlichen Materials ansammeln konnte, ohne auch nur den leisesten Verdacht zu erregen. Es belustigte ihn, mit den die Werkstatt visitirenden Gensdarmen über den allgemeinen petersburger Gesprächsgegenstand von dazumal, über Nihilisten, Socialisten und Terroristen zu plaudern. „Ja, ja", sagte da wohl einer der Säbelträger, „das rothe Kreuz auf dem Palastplan das haben die Schurken nicht für

nichts und wieder nichts hingemalt. Es muß wo im Schlosse Verrätherei stecken. Es müßte hübsch sein, so einen Vogel zu erwischen". Darauf der Lackirer mit geschickt vorgesteckter Schafsmiene: „Aber wie soll man denn so einen Schubjak erkennen? Steht es ihm doch nicht auf der Stirne geschrieben, daß er ein Nihilist". Zur Antwort wieder einer der Gensdarmen: „Du dummer Muschik, du! Was, du glaubst, wir vermöchten so einen Kerl von Nihilisten nicht zu erkennen? Sofort erkennt man ihn, denn der schaut hoch herab, sieht verzweifelt aus und fürchtet sich vor nichts. Den erkennst du gleich, Bruder. Aber nimm dich vor ihm in acht: denn im Umsehen jagt er dir eine Kugel in den Leib".

Mit Scheljabow, welchen das Exekutivkomité zum obersten Leiter der ganzen Unternehmung bestellt hatte, pflegte Chalturin am späten Abend auf dem Admiralitätsplatze zusammenzutreffen. Ihr flüchtiges und geflüstertes Gespräch verrieth mitunter, daß die beiden Verschwörer verschiedener Meinung waren. Nicht hinsichtlich des mörderischen Vorhabens, aber inbetreff der Ausführung. Scheljabow vertrat die Ansicht des Exekutivkomité, daß es räthlich, den kaiserlichen Speisesaal, während der Zar mit seiner Familie bei Tafel wäre, in die Luft zu sprengen. Dabei würde eben „nur" die kaiserliche Familie, sowie „etwa noch" die Soldaten von der Palastwache im Mittelkraft unter dem Speisesaal ver-

nichtet werden und das „genüge“. Chalturin dagegen bestand darauf, den ganzen Winterpalast zu sprengen. „Denn — meinte er — die Zahl der unschuldigen Opfer wird so wie so groß sein. Darum ist es besser, möglichst viel Dynamit anzuwenden, damit die Leute wenigstens nicht umsonst getödtet werden und damit Er selbst (der Zar) ganz bestimmt mitgesprengt werde, so daß wir dann nicht genöthigt sind, noch weitere Attentate zu vollführen“. Scheljabow jedoch blieb dabei, daß es genüge, den Speisesaal in die Luft zu sprengen, und daß hierzu das bereits angesammelte Sprengmaterial ausreiche. Chalturin fügte sich widerwillig und setzte seinem Genossen auseinander, daß zur Ermöglichung des Anschlags ein Zusammentreffen günstiger Umstände nöthig sein würde. Die Mittagsmahlzeit der kaiserlichen Familie fand nicht immer genau zur selbigen Zeit statt, sondern unter Umständen eine halbe Stunde früher oder später. Schon dadurch konnte der ganze Mordplan zunichte gemacht werden. Sodann war es unbedingt erforderlich, daß genau zu derselben Zeit, wo der Zar im Speisesaale sich befände, der Lackirer allein und unbeaufsichtigt in seiner Kellerwerkstatt wäre, um das Letzte „am Werke“ thun zu können.

Zu diesem Letzten fühlte sich Chalturin, als der Februar herangekommen, immer mehr gedrängt. Ohnehin krank, wie er war — lungenkrank — vermochte er auf der Mine unter seinem Kopfkissen

nicht mehr zu ſchlafen, denn der vom Nitroglyzerin ausſtrömende Dunſt bereitete ihm furchtbare Kopfſchmerzen. Den alſo körperlich Leidenden ſtachelte die beſtändige Angſt, daß er jeden Augenblick errathen und verrathen werden könnte, in eine Ueberreizung der Nerven hinein, deren Beherrſchung eine wunderbare Willenskraft und Verſtellungskunſt erforderte. Indeſſen war er ſich klar, daß er das alles nicht lange mehr aushalten könnte, und er eilte daher zum Ende. Er that in den ſeltenen Augenblicken, wo er in der Werkſtatt allein und gänzlich unbeobachtet war, die 3 Pud Dynamit in ſeinen Koffer und verbarg das vulkaniſche Zeug ſo gut wie möglich unter Wäſche und Kleidern. Dann ſtellte er den Koffer in einen dunkeln Winkel zwiſchen zwei Grundmauern, nachdem er ſich vergewiſſert hatte, daß dieſer Winkel gerade unter dem Wachtlokal und folglich auch unter dem kaiſerlichen Speiſeſaal gelegen ſei. Hierauf füllte er zwei Leitröhren mit einer eigens hierzu gefertigten Zündmaſſe und brachte die geſchickt an und in dem Mauerwerk verſteckten Röhren mit dem Innern ſeines Koffers in Verbindung. So war dieſe Koffer-Mine hergeſtellt, geladen, zündbereit.

Wenn die Späher und Schirren der „dritten Abtheilung von Sr. Majeſtät höchſteigener Kanzlei“ ſchärfere Augen und feinere Ohren gehabt hätten, als ſie hatten, müßte ihnen wohl ein zwar unſicherer

bares, aber nicht unwichtiges Geſchehniß aufgefallen ſein, welches eine Reihe von Abenden hindurch auf dem Platze vor dem Winterpalaſt ſich wiederholte. Da begegneten einander regelmäßig zwei Männer, beide im Arbeiteranzug, der eine groß und ſtattlich, der andere klein und ſchmächtig. Sie begrüßten einander nicht, blieben auch nicht ſtehen und ihr ganzer Verkehr beſchränkte ſich darauf, daß, während ſie an einander vorübergingen, ohne ſich anzuſehen, der Schmächtige vor ſich hinflüſterte: „War nicht möglich!“ oder auch nur: „Nitschewo!“

Am Abend vom 5. (17.) Februar 1880 fand dieſe Begegnung abermals ſtatt. Dem ſo eben auf dem Platz angelangten Scheljabow kam von der Palaſtſeite her Chalturin eilends entgegen. „Gotowo!“ keuchte er athemlos. Kaum war dieſes „Fertig!“ geſprochen und vernommen, als die Beſtätigung des Wortes erfolgte in Geſtalt einer furchtbaren Donnerung, die vom Palaſt herkam, allwo im ſelbigen Augenblick alle Lichter erloſchen.

Die von Chalturin entzündete Lunte hatte die Mine erreicht. Sie war ausgeborſten. Aber hatte der Schlag getroffen?

Die beiden Attentäter ſtarrten, eine Antwort auf dieſe Frage zu erhalten, umſonſt nach dem Palaſt hin, in welchem und um welchen her ein gränzenloſer Wirrwarr ſich erhob. Sie ſahen nur noch todte und verwundete Soldaten aus dem Thore tragen.

Dann wagten ſie nicht, länger zu bleiben, ſondern eilten davon, um ihren gewohnten Unterſchlupf aufzuſuchen.

Getroffen hatte der Schlag wohl, aber nicht den, welchem er gegolten. Chalturin hatte mit diaboliſcher Kaltblütigkeit den Moment berechnet, wo der Zar mit ſeiner Familie in den Speiſeſaal getreten ſein würde, um ſich zur Tafel zu ſetzen. Er hatte die Zeit auf die Minute hin zu erſpähen gewußt. Als die Minute gekommen und er in der Werkſtatt allein war, that er den zündenden Funken an die Leitröhre zur Mine und entwich ſo ſchnell er konnte aus dem Palaſt. Aber die Rechnung hatte einen Fehler: es war in dieſelbe eine Ziffer, welche Zufall hieß, nicht eingeſtellt worden. Ein fürſtlicher Gaſt, den die kaiſerliche Familie zur Tafel erwartete, hatte ſich eine Verſpätung zu ſchulden kommen laſſen. Demzufolge begab ſich Alexander der Zweite etwas ſpäter als gewöhnlich auf den Weg zum Speiſeſaal und das rettete ihn, ſeine Familie und ſein Gefolge. Denn bevor der Zar in die Nähe des bedrohten Raumes gekommen, barſt Chalturins Mine los, ſchlug mit furchtbarer Gewalt aufwärts, zertrümmerte Mauern, Boden und Decken, tödtete 10 und verwundete 53 Soldaten vom finnländiſchen Garderegiment in dem Wachtlokal und trieb ihre verheerende Wirkung bis hinauf in den kaiſerlichen Speiſeſaal.

Derweil die Insassen des Kaiserschlosses vom Entsetzen betroffen waren, erwachte der Bösewicht, welcher ohne die geringste Gewissensregung das Leben von Hunderten auf's Spiel gesetzt hatte, aus einer Ohnmacht, in welche er, kaum in der Nihilistenherberge angelangt, gefallen war. Seine ersten Worte lauteten: „Ist er hin?“ Man wusste ihm keine Auskunft zu geben. Denn erst im Verlaufe vom 16. Februar erfuhren die Verschwörer, daß Alexander der Zweite ganz unverletzt der fürchterlichen Gefahr entgangen sei. Die Bestie von Lackirer brach darob in Wuth aus und überhäufte Scheljabow und alle vom Exekutivkomité mit wilden Vorwürfen, daß sie *seinen* Plan, den ganzen Winterpalast zu sprengen, nicht angenommen und durch Nichtlieferung einer ausreichenden Menge Dynamits vereitelt hätten. „Ich schwör' euch — schloß er seine Zorn- und Scheltrede — daß ich nicht ruhen werde, bis *er* hin!“

Dieser Schwur ist ein Jahr später zwar nicht von dem Schwörer selber, aber von anderen eingelöst worden. Chalturin vermochte ungefährdet Petersburg zu verlassen. Er trieb sich dann in Moskau, Kiew und Odessa um, immer mordlustig und mordbereit für das „Werk“. Im Jahre 1882 ereilte ihn das wohlverdiente Schicksal. Als er am 18. (30.) März seinem Genossen Schelwakow bei der Ermordung des Staatsanwalts Strelnikow in

Odessa geholfen, wurde er noch an demselben Tage verhaftet. Schelwakow und Chalturin sind am 22. März aufgegalgt worden, wie recht und ziemlich. Erst hernach wurde in Erfahrung gebracht und amtlich festgestellt, daß der in Odessa gehenkte Chalturin der Lackirer, Minenleger und Zünder vom Winterpalast gewesen sei.

22.

Auch der große Fehlschlag vom 5. Februar 1880 hat die Nihilisten weder entmuthigt noch von ihrem terroristischen Wollen und Thun abgelenkt. Sie gaben das in einer vom Exekutivkomité verfassten und in der Geheimdruckerei der „Narodnaja Wolja“ zurechtgestellten Proklamation bestimmt und deutlich genug zu erkennen. Denn sie ließen sich zwar darin herbei, dem Entsetzen „schwachnerviger“ Leute über die Explosion im Winterpalast eine Art von Beschwichtigung zuzubilligen, indem sie einen Blick des Bedauerns auf die getödteten und verwundeten Soldaten warfen: aber sie erklärten auch, daß sie den „Kampf“ gegen den Zarismus mit allen Mitteln fortsetzen würden, bis die „sociale Reform“ einem „freigewählten“ und „konstituirenden“ Parlament anheimgegeben wäre. Von der holdseligen Anarchie war in dieser Bekanntmachung keine Rede. Auch Fanatiker finden es mitunter angezeigt, „klug zu sein wie die Schlangen“ und demzufolge ein Mäntelchen der Mäßigung umzuhängen.

Wie das Exekutivkomité, welches sich, wann dieses oder jenes Mitglied ihm verlorengegangen, mittels Kooptation immer wieder ergänzte, den „Kampf“ gegen den Zarismus verstand und verstanden wissen wollte, machte es durch alle seine Maßnahmen den Eingeweihten klar. Es war im Jahre 1880 unablässig bemüht, die terroristische Organisation auszubreiten und zugleich alle Fäden derselben straffer anzuziehen, um allzeit und für alle Arten des „Kampfes“ eine ausreichende Mannschaft von „Kämpfern“ zur Verfügung zu haben. Daneben fuhr die „illegale“ Regierung, wie man ja wohl bezeichnender Weise das nihilistische Exekutivkomité genannt hat, mit Eifer und Erfolg fort, Verbindungen mit Angestellten der „legalen“ Regierung anzuknüpfen und zu unterhalten. Es unterliegt gar keinem Zweifel und ist auch hier wieder mit Betonung zu erwähnen, daß kaiserliche Beamte sehr verschiedenen Grades, sowie Polizisten und Officiere den Verschwörern als Geldsammler, Kundschafter, Helfer und Hehler bereitwilligen Vorschub und wichtige Dienste geleistet haben[1]). Nur *diese* Thatsache gibt Aufschluß, warum und wieso das nihilistische „Werk“ so

---

1) Ueber diesen Punkt vergleiche die lehrreichen Kapitel „Ein Ausflug nach Petersburg“ bei Stepniak a. a. O., S. 160 fg. und „Die illegalen und die legalen Mörder Alexanders II.“ bei Kropotkin a. a. O., S. 52 fg.

lange ſich halten und vollbringen konnte, was es vollbrachte.

In einem „vertrauten“ Hauſe der Teleſchnaja-Gaſſe in Petersburg hatte die „illegale“ Regierung eine Dynamitfabrik und Bombenſchloſſerei angelegt, welche unter der ſpeciellen Leitung Scheljabows ſtand. Aus dieſer Werkſtatt ſollten bald Mordgeſchoſſe hervorgehen, deren Geknall in ganz Europa widerhallte.

Denn unabläſſig ſann das Exekutivkomité darauf, dem Zaren an's Leben zu kommen, weil dieſe Fanatiker in ihrer monomaniſchen Verſtockung einander noch immer die Chimäre vorgaukelten, der Zarenmord müſſte und würde das ruſſiſche Volk zu einem allgemeinen Aufſtand rufen. Man erſtaunt immer wieder auf's neue, daß eine ſo groteſke Albernheit in menſchlichen Gehirnen mit dem höchſten Grad von kaltblütiger Berechnung und unbeirrbarer Entſchloſſenheit ſich verbinden konnte. Dieſe ruſſiſchen Terroriſten haben der Welt ein ganz anderes Beiſpiel von „Methode im Wahnſinn“ vorgeführt, als vordem Shakſpeare in der Perſon ſeines Träumers Hamlet eins aufgeſtellt hatte.

Aber wie war es denn derweil mit der „legalen“ Regierung? Wie ſtellte ſie ſich der „illegalen“ gegenüber an? Was that ſie, um den nun doch einmal unverkennbar auf die ruſſiſche Tagesordnung ge-

letzten Terror zu vernichten oder wenigstens niederzuhalten und zu entwaffnen? .

Sie that, als glaubte sie, daß dem Zarismus mittels Aufstellung eines Vice-Zars zu helfen wäre.

Eine Woche nach der Explosion im Winterpalast, am 12. (24.) Februar, bestellte Alexander der Zweite den Grafen Loris-Melikow, General und Generaladjutant, zum Oberbefehlshaber der sämmtlichen im Gouvernement Petersburg stehenden Truppen und zum Präses einer mit fast schrankenlosen Vollmachten ausgestatteten „Obersten Verwaltungskommission". Thatsächlich nahm demzufolge der Graf eine Stellung ein, die von der Diktatur kaum merklich verschieden war. Wie handhabte er sie? Mit Mäßigung und nicht ohne Einsicht in die Nothwendigkeit, die ganz lich anormalen Zustände in das Geleise einer regelrechten und entwickelungsfähigen Staatsverwaltung hinüberzuleiten.

In den gemäßigt liberalen Kreisen der Hauptstadt und des Reiches hat man die Diktatur von Loris-Melikow mit Vertrauen und Hoffnung begrüßt. Man glaubte da annehmen zu dürfen, und diese Annahme war keineswegs ganz grundlos, daß der Graf das Heil in einer anzustrebenden Ausgleichung und Versöhnung der zarischen Autokratie mit den liberalen Ideen und Elementen erblickte. Man hoffte daher, daß die Staatsverwaltung Melikows, der bald auch das Ministerium des Innern

übernahm und die freilich mehr nur nominelle als thatsächliche Aufhebung der berüchtigten „dritten Abtheilung von Sr. Majestät höchsteigener Kanzlei“ durchsetzte, den Uebergang Russlands vom Absolutismus zur verfassungsmäßigen Monarchie mit Volksvertretung herbeiführen oder wenigstens ermöglichen und anbahnen werde. In diesem Sinne war eine Denkschrift gehalten, welche, aus den bezeichneten Kreisen hervorgegangen, im Sommer von 1880, in zahlreichen Abschriften umlief, die Uebel, an denen der Staat krankte, freimüthig erörterte und Mittel zur Heilung derselben vorschlug[1]). Dieser Aufsatz gelangte natürlich auch in die Hände des Vice-Zars und missfiel ihm nicht.

Als Hauptschaden der Lage war darin die Existenz einer Partei bezeichnet, welche die Opposition gegen die Regierung in der Form eines Kampfes führte, den zu billigen kein verständiger und anständiger Mensch vermöge. Denn dieser Kampf sei ein rebellischer und gewaltthätiger. Wie ist es aber soweit und dazu gekommen? Weil es an allen Mitteln fehlte und fehlt, der unleugbar vorhandenen und weitverbreiteten Unzufriedenheit mit dem Bestehenden einen freien und doch zugleich gesetzlichen Ausdruck zu geben und die Gesellschaft zur Selbstthätigkeit zu

1) In deutscher Uebersetzung ist das Aktenstück gedruckt in „Russische Wandlungen“, 1882, S. 297 fg.

befähigen. Das wird dann im Einzelnen ausgeführt, mit Beweisen belegt und zu dem Schlusse gebracht, daß bloße Repressivmaßregeln nicht vermögend seien, weder die Unzufriedenheit zu beseitigen noch das gloiende Feuer der Revolution zu ersticken. Das absolute Bevormundungssystem müsse daher aufgegeben und zu freiheitlich repräsentativen Einrichtungen vorgeschritten werden. Ob denn für solche die Bulgaren, denen der Zar unlängst eine Verfassung verliehen, etwa reifer wären als die Russen? Die ganze russische Gesellschaft habe ja zur Zeit, als der Krieg gegen die Türken zur Befreiung der stammverwandten Bulgaren unternommen worden, gehofft und erwartet, daß diese „Befreiung" auch zur Befreiung des eigenen Volkes führen würde. Schließlich wies die Denkschrift darauf hin, daß die Semstwo's (Landschaftsversammlungen), obzwar die bisherige Thätigkeit derselben durchaus keine vielversprechende gewesen, immerhin das Material zu einer nationalen Repräsentation liefern könnten.

Der Vice-Zar Loris-Melikow soll diesem Vorschlag nicht abgeneigt gewesen sein. Aber wenn der Geist, d. i. das Wollen des Mannes willig war, sein Fleisch, d. i. sein Können war schwach. Der Zar selber hatte auch nicht das Zeug, mit energischer Hand seinen Alter Ego vorwärts zu treiben. So blieb denn, so viel immer von Reformen geredet und geschrieben werden mochte, der Hauptsache nach alles

beim Alten. Durch dieſe und jene Scheinkonceſſion, wie die Entlaſſung des Unterrichts-Miniſters Tolſtoi, die Entleerung der Gefängniſſe von etlichen hundert oder gar von etlichen tauſend auf bloßen Verdacht hin Verhafteten und andere gelegentlich der öffentlichen Meinung erwieſene Achtungsbezeigungen waren, wurde im Grunde gar nichts gebeſſert. Rußland war ein Kranker, welcher eines Arztes bedurfte, der Herz und Hand beſaß, den alten hippokratiſchen Spruch zu bethätigen: „Wo Arzneien nicht anſchlagen, muß Eiſen angewandt werden, und wo dieſes nicht fleckt, Feuer“.

Eins jedoch ſchien dem neuen Gewalthaber beſſer gelingen zu wollen als ſeinen Vorgängern: die Verhinderung von Attentaten. Weil der nihiliſtiſche Terror eine Weile ſich nicht rührte, wenigſtens nicht ſpürbar ſich rührte, hielt man ihn für todt und verkündete mit wahrhaft kindlicher Selbſtgefälligkeit, daß „ſchon“ drei Monate „attentatlos“ vorübergegangen ſeien. Daraus wurde dann leiſe oder laut der Regierungsſchluß gezogen, die „weitverbreitete Unzufriedenheit“ in Rußland ſei nur eine von den Liberalen aufgebrachte Sage und deßhalb habe es auch mit dem Reformwerke weiter keine Eile [1].

Eine wahrhaft kindiſche Illuſion alles das! Die furchtbarſte Enttäuſchung ließ nicht lange auf ſich warten.

1) Von Nikolaus I. bis zu Alexander III., S. 100.

23.

Derweil die „legale" Welt von Petersburg in trügerischer Sicherheit sich wiegte, war die „illegale" ihrerseits wieder rüstig „am Werk".

Das terroristische Exekutivkomité hatte sein Ziel, die Ermordung des Zaren, keinen Augenblick aus den Augen verloren und im Winter 1880—81 strebte es auf drei Wegen diesem Ziele zu, indem es drei Attentate vorbereitete, zwei Minenattentate und ein Bombenattentat. Eins von jenen sollte in Scene gesetzt werden mittels der unter Scheljabows Leitung unternommenen Minirung der „steinernen Brücke". Es kam aber nicht zuwege und wir wissen wenig davon. Das zweite war darauf berechnet, mittels einer unter der Malaja Sadowaja (kleine Gartenstraße) angelegten Mine den Zaren, wenn er zu Wagen durch diese Gasse käme, in die Luft zu sprengen.

Das Exekutivkomité, welches dem souveränen Einfluß der rastlosen Findigkeit von Sofia Perows-

kaja und der unbeugsamen Energie ihres geliebten Andrei Scheljabow unterstand, wusste seine Leute vortrefflich zu wählen. So hatte es sich in der Person des kleinrussischen Popensohns Nikolai Kibaltschitsch einen ausgezeichneten Sachverständigen in allem, was Chemie und Sprengtechnik betraf, anzueignen gewusst. So verstand es jetzt in der Person des Geometers Jurij Bogdanowitsch aus dem Gouvernement Pskow einen sehr tüchtigen Minirer zu gewinnen, welchem die Zurüstung des Attentats in oder vielmehr unter der Malaja Sadowaja Straße übertragen wurde.

In der genannten Straße besaß der Graf Menglden ein Haus, dessen Erdgeschoß an Leute von allerhand Krämereibetrieb vermiethet zu werden pflegte. Da es im Winter von 1880—81 gerade leerstand, war dem Hausmeister der Bauer Kobosew, welcher kam, das Lokal zu miethen, um darin einen Kaufladen einzurichten, ganz willkommen. Die „Eheleute Kobosew", d. h. Jurij Bagdanowitsch und die Nihilistin Anna Jakimova, zogen also ein und begannen scheinbar kaufhändlerisch zu wirthschaften, d. h. zu miniren, um von ihrem Keller aus einen Stollen unter die kleine Gartenstraße zu treiben. Es fehlte ihnen nicht an Mitarbeitern, welche das Exekutivkomité zu ihrer Verfügung stellte. Scheljabow brauchte ja im Namen desselben bloß „Freiwillige" aus den verschiedenen „Cirkeln" aufzurufen,

um allzeit eine zu allem willige und bereite Mannschaft bei der Hand zu haben.

Das Käsegeschäft der Eheleute Kobosew muß nun aber doch mit der Zeit dem Späherauge der Polizei aufgefallen und etwas fragwürdig vorgekommen sein. Um die Mitte Februars ungefähr beschloß sie demzufolge, eine Untersuchung der Bude zu veranstalten, und beauftragte mit derselben den Ingenieur-General Mrowinski als einen Sachverständigen. Sei es nun, daß die Minirer von der bevorstehenden Untersuchung mittels ihrer Verbindungen Wind bekommen hatten und sich demnach auf dieselbe vorbereiten konnten, was wahrscheinlich — oder sei es, daß Mrowinski, mit sträflicher Nachlässigkeit verfahrend, von dem Ehepaar Kobosew sich nasführen und betölpeln ließ; — genug, er stattete der Behörde die fachmännische Meldung ab, in der Käsebude nichts, durchaus nichts Verdächtiges vorgefunden zu haben. Die Polizei beruhigte sich dabei. Nicht so Bogdanowitsch und die Jakimova. Sie mochten denken, das Alarmzeichen sei doch einmal gegeben und es könnte immerhin ein zweiter Untersucher daherkommen, einer, der nicht gerade „fachmännische" Augen im Kopfe zu haben brauchte, sondern nur solche, womit man wirklich sieht, um zu erkennen, was für ein Käseverkehr eigentlich in der Bude stattfände. Infolge dieser Erwägung hielten es die „Eheleute Kobosew" für angezeigt, aus ihrer Mi-

minwerkſtatt und überhaupt von der petersburger Bildfläche zu verſchwinden [1].

Mit dem Sprengattentat in der kleinen Gartenſtraße war es alſo nichts.

Mit dem dritten der gleichzeitig geplanten und vorbereiteten Zarenmordverſuche dagegen, mit dem Bombenattentat, da war es etwas, da wurde der Vorſatz zur Erfüllung, der terroriſtiſche Entwurf zur Schreckensthat.

Scheljabow iſt, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, der Ausführer dieſes Attentats geweſen. Als er zur Zeit, wo Tag und Stunde der Aus-

1) Drei Tage nach dem Attentat vom 1. März 1881 wurde die von ihren Inſaſſen verlaſſene Käſebude einer wirklichen Unterſuchung unterworfen und nun fand man ſtatt Käſe nur mit friſch ausgegrabener Erde gefüllte Fäſſer und Kübel, ſowie Miniwerkzeuge, Dynamitbüchſen, Leitungsdrähte und den ſchon ziemlich weit unter die Straße vorgetriebenen Stollen. Von alledem hatte alſo der General Mirowitſch nichts geſehen? Er wurde verhaftet, proceſſirt, zum Verluſt aller ſeiner Aemter, Titel und Orden verurtheilt und verbannt. Was Juriij Bogdanowitſch angeht, ſo gelang es erſt ein Jahr ſpäter, auf ſeine Spur zu kommen und ihn zu Moskau, wo er ſich unter dem Namen Proſorowitſch umtrieb, zu ermitteln und zu verhaften. Er iſt dann im April 1883 mit 16 andern Terroriſten in Petersburg abgeurtheilt, mit 5 ſeiner Schickſalsgenoſſen zum Galgen verurtheilt und vom Zaren Alexander dem Dritten zu lebenslänglicher Bergwerksarbeit in Sibirien „begnadigt“ worden.

führung sich näherten, „Freiwillige" dazu aufrief, meldeten sich nicht weniger als 47 Zarenmordlustige. Aus dieser Bande wählte er ein halbes Dutzend, worunter N. Rissakow und J. A. Grinewizki sich befanden. Aber die Haupthilfe kam ihm von Sofia Perowskaja, welche im Februar 1881 wie ein gescheuchter Vogel — die Späher und Spürer waren auf ihrer Fährte — in Petersburg von einem Versteck zum andern flatterte und insbesondere bei einem Ministerialbeamten, den die nihilistischen Aufzeichnungen Olenin nennen, Unterschlupf fand[1]. Dieses Weib, eine umgekehrte Antigone —

„Nicht mitzulieben, mitzuhassen bin ich da"

lechzte nach dem Blut Alexanders des Zweiten und die wilde Energie, womit sie den Mordplan betreiben half, machte sie auch stark genug, einen heftigen Krankheitsanfall niederzukämpfen und Tag und Nacht „am Werke" zu sein, obzwar sie sich mitunter kaum auf den Füßen zu halten vermochte.

Die Dynamitbomben wurden in dem von dem Nihilisten Sablin und der Nihilistin Sofie Helfmann in der Telefchnaja Gasse gehaltenen Verschwörerquartier gefertigt. Sie steckten in mit Deckeln versehenen Zinkzylindern und waren so geformt, daß sie unbemerkt und „bequem" unter dem Rock an der

[1] Stepniak, S. 173 fg.

Bruſt getragen werden konnten [1]). Nikolajſchitſch war der ſo zu ſagen Bombenprofeſſor. Er las in dem bezeichneten Schlupfwinkel ein Privatiſſimum über die Handhabung der mörderiſchen Wurfgeſchoſſe und, um der Theorie die Praxis zu geſellen, veranſtaltete er dann auch noch im Freien außerhalb der Stadt ein „Probewerfen“ [2]).

Da traf die Verſchworenen, welche förmliche Mordproben abhielten, ein ſchwerer Schlag: — am Abend vom 27. Februar fiel der ſchon lange und eifrig geſuchte, von einem Verſteck in das andere geſcheuchte Scheljabow in die Hände ſeiner Verfolger.

Wenn dieſer Schlag die Perowſkaja nicht zu Boden warf, ſo geſchah es wohl deſſhalb nicht, weil dem mörderiſchen Fanatismus der Nihiliſtin die Hoffnung des Weibes zur Hilfe kam, der Zarenmord könnte, müſſte einen revolutionären Umſchwung, einen Umſturz herbeiführen, welcher natürlich den geliebten Freund aus ſeinen Banden befreien würde. Sofia zeigte in dieſer Kriſis, daß ſie wenigſtens für

1) Kropotkin, S. 176. Einer aus ſpäterer Zeit, aus dem Herbſte von 1881 ſtammenden, gelegentlich von mir ſchon weiter oben benützten Mittheilung zufolge ſoll die Füllung der Bomben in der Behauſung der dazumal ebenfalls in Petersburg anweſenden Wera Filippowa Figner geſchehen ſein. Einen Beweis hierfür zu erbringen vermag ich nicht.

2) Thun, S. 219.

ihre Person ausreichenden Grund hätte zu ihrem Glauben, das Weib überrage den Mann. Sie trat in die durch Schetjabows Verschwinden in das Komplott gerissene Lücke und wußte dieselbe nur allzu gut auszufüllen.

24.

Wirklich glücklich — das Wort im gemeinen Sinne genommen — sind nur die ganz dummen Leute. Denn zufrieden mit sich selbst, sind sie es auch mit der Welt, welche ja vortrefflich sein muß, weil dieselbe so liebe Geschöpfe wie *sie* hervorbringt und ernährt. Sie dämmern so ihr Zwielichtsdasein dahin, welches weder den heißen Sonnenschein der Leidenschaft noch das sternlose Nachtgrauen des Zweifels und der Enttäuschung kennt.

Das edlere Glück, welches dem fühlenden und denkenden Manne, der sich selbst zu bescheiden versteht, als das einzig erstrebenswerthe erscheint: der Frieden und die Stille eines bescheidenen, aber wohlgeordneten Haushalts, der innige Zusammenklang mit einer gleichgestimmten Frauenseele, das fröhliche Lachen gesunder und intelligenter Kinder, die Herzensheiterkeit, welche ein reines Familienleben mit sich bringt — *dieses* Glück wird immer seltener, je höher die Sprossen der socialen Leiter hinaufgehen. Wenn die Unkenntniß wüßte, wenn der Neid wissen

wollte, wie öde und traurig nicht selten in den prunkvollen Gemächern von Fürstenschlössern und Königspalästen das Dasein sich hindehnt! Ja, häufiger, viel häufiger, als die Gedankenlosigkeit es sich vorstellt, sind die Könige mitleidswerth, aber mitleidswerther noch die Königinnen.

Alexander der Zweite, ein Mann von reichem und weichem Gemüth, hatte sich ein häusliches Glück geschaffen, indem er die, welche während der langjährigen Krankheit seiner Gemahlin seine Nebje gewesen, nach dem Tode der Zarin in aller Form zu seiner zweiten Frau machte. Die Fürstin Juriewsky — diesen Titel führte die „morganatische" Gemahlin des Kaisers — hatte nichts, durchaus nichts vom gewöhnlichen Maitressentypus. Schon ihre selbstlose Zurückhaltung und entsagende Zurückgezogenheit erbringen hierfür den Beweis. Sie sah es für ihre Aufgabe an, es dem Zaren in seinem Palaste „heimelig" zu machen, wie wir Deutschen mit einem sinnvollen Worte sagen, und sie löste diese Aufgabe vollständig. In der ihm von ihr bereiteten friedlichen Häuslichkeit, im Umgange mit seiner zweiten Frau und den drei Kindern, die sie ihm geboren, fühlte sich der Zar zufrieden, behaglich, glücklich. Nur recht und billig, daß er der Fürstin alle Güte und alles Vertrauen eines liebevollen und treuen Gatten erwies.

Das Schicksal gönnte ihm, seine letzten Tage in

Ruhe und im Frieden zu verbringen, obzwar dieſe Tage doch nicht ganz ohne drohende Zeichen verliefen.

Samſtags den 12. März (n. St.) von 1881 ſtand Alexander, etwas früher als ſonſt, um 8 Uhr auf [1]). An andern Tagen pflegte er vor dem Frühſtück mit ſeinem achtjährigen Sohn Georg und ſeinen beiden Töchterlein Olga und Katharina einen Spaziergang durch die weiten Säle des Winterpalaſtes zu machen. Heute unterblieb das, weil ſich der Zar mit ſeiner Familie in die Palaſtkapelle zur Meſſe begab, um die öſterliche Kommunion zu begehen. Auch ſeine beiden älteſten Söhne erſter Ehe, der Großfürſt Thronfolger Alexander und der Großfürſt Wladimir, betheiligten ſich mit ihren Frauen an dieſer Ceremonie. Als der Gottesdienſt zu Ende, frühſtückte der Zar mit ſeiner Familie und etlichen Vertrauten vom Hofſtaat. Dann begab er ſich in ſein Arbeitskabinett, wo er den Leiter der auswärtigen Angelegenheiten empfing, Herrn von Giers, welcher ihm Vortrag hielt. Während deſſelben wurde ein Schreiben hereingebracht, worin der Graf Loris Melikow dem Zaren die Verhaftnahme Scheljabows meldete. So bald Giers weggegangen, eilte Alexander, ſeiner Frau

1) Ich folge hier in den Einzelnheiten den wohl zweifellos von der Fürſtin Juriewſky und andern Perſonen aus der nächſten Umgebung des Zaren herrührenden Angaben bei P. Laferté, a. a. O. passim.

die Neuigkeit mitzutheilen, ein Beweis dafür, daß der gemachte Fang für einen sehr wichtigen angesehen wurde.

Mittags erschien Loris-Melikow im Palast und gab Bericht über das Ergebniß der inzwischen mit Scheljabow angestellten Verhöre. Es war kurz beisammen, enthielt aber eine finstere Drohung. Der Gefangene hatte sich geweigert, die ihm vom kaiserlichen Prokurator vorgelegten Fragen zu beantworten, und hatte erklärt, der Beamte würde mit der Wiederholung dieser Fragen nur seine Zeit verlieren. Dann aber hatte er hinzugefügt: „Meine Verhaftung ändert nichts. Ein neues Attentat auf den Kaiser wird unfehlbar zur Ausführung kommen".

Angesichts dieser ebenso bestimmten als kühnen Drohung versuchte der Minister in Gegenwart des Großfürsten Thronfolgers den Zaren zu bewegen, der auf den nächsten Tag angesetzten Truppenparade nicht anzuwohnen oder wenigstens, falls er es dennoch thun wollte, dabei alle nöthige Vorsicht walten zu lassen. Dieser Rath wirkte auf Alexander den Zweiten, welcher ein Mann von Muth, mehr antreibend als abschreckend und der Besuch der Sonntagsparade war beschlossene Sache.

Hier verlangt aber die historische Gerechtigkeit, daß an die ebenso grausigen als grundlosen Märchen erinnert werde, welche dazumal im westlichen Europa über die raffinirten Folterungen gefangener Nihilisten

verbreitet waren. Hätte die zarische Regierung zu solchen Abscheulichkeiten greifen wollen, so hätte sie aller Wahrscheinlichkeit nach aus Scheljabow über das angedrohte Attentat mehr „herausfoltern" können, als der Gefangene zu sagen für gut fand. Warum er überhaupt etwas gesagt hat oder gesagt haben soll, ist freilich unklar. Denn immerhin war seine Drohung, wenn er sie ausgestoßen, zugleich eine Warnung gewesen.

Die Fürstin Jurjewsky fühlte sich dadurch doch sehr beunruhigt. Sie fuhr Nachmittags zum Grafen Loris Melikow, welcher, weil er krank, die Einladung zur kaiserlichen Tafel abgelehnt hatte. Es drängte sie, von dem Minister Näheres über den Zustand der Hauptstadt zu erfahren. Der Graf beschwichtigte ihre Sorgen. Er glaubte aufrichtig, Gefahr sei nicht vorhanden oder wenigstens nicht nahe, indem er sich auf die Rapporte des Generals Fedorow, Stadthauptmanns von Petersburg, berief. Daneben wohl auch auf die Wachsamkeit, Umsicht und Thatkraft des Hauptmanns Koch, welchem die Hut der persönlichen Sicherheit des Zaren und zu diesem Zwecke der Befehl über 60 auserlesene Leute von der Gensdarmerie übertragen war.

Die Frau Alexanders kehrte etwas beruhigter in den Winterpalast zurück, wo sie ihren Gemahl in heiterer Stimmung traf. Gleichwohl scheint gerade in diesen Stunden etwas wie düstere Vorahnung die

Seele des Malers flüchtig angeschauert zu haben. Denn als er der Fürstin den Arm gab, um sie in den Speisesaal zu führen, sagte er: „Ich fühle mich so glücklich, daß mein Glück mich erschreckt“ [1]. Während er Abends bei seiner Frau den Thee nahm, war er wieder ganz heiter und beantwortete die Frage der Fürstin, ob er morgen zur Parade fahren werde, sorglos mit der Gegenfrage: „Warum denn nicht?“

Er schlief die Nacht über gut, stand am folgenden Morgen, Sonntags den 1. (13.) März, zur gewohnten Stunde auf, spazierte mit seinen drei jüngsten Kindern in den Sälen des Schlosses, hörte hierauf die Messe, frühstückte in Gesellschaft einiger Personen seines Hofstaats und ging dann zu seiner Frau hinauf, um ihr zu sagen, daß er den Grafen Loris Melikow vergeblich erwartet habe. Er hätte

[1] Das erinnert an eine Aeußerung von Nikolaus Lenau, dessen herrliche Lyrik zu der in unsern Tagen modischen sich verhält wie Nachtigallenschlag zum Spatzengeschrei. Im November 1831 schrieb der Dichter aus Heidelberg an seinen Schwager Schurz: „Ich fühle mich jetzt geschlagener denn je. Das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist mir verdächtig. Ich möchte mir fast einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Fernklänge des Abschieds und mir vom Schicksal gegeben, daß ich mit einem besseren Begriffe von seiner Gastfreundlichkeit von dannen gehe. Auch noch ein Sonnenblick der Liebe! Bruder, das ist mir verdächtig“.

demſelben einen ſo eben von ihm unterzeichneten Ukas übergeben wollen, der am folgenden Tage bekanntgemacht werden ſollte. „Ich hoffe — fügte der Zar hinzu — der Ukas werde einen guten Eindruck machen. Derſelbe gibt Rußland eine neue Bürgſchaft, daß ich ihm alles gewähren will, was möglich iſt".

Was wohl dieſer Ukas enthalten haben mag? Man hat nachher nichts Beſtimmtes davon gehört [1].

Der Kaiſer verabſchiedete ſich ruhig und wohlgelaunt von ſeiner Familie, weil die Stunde der Parade gekommen. Die Fürſtin ſagte ihm noch: „Ich hoffe, du wirſt nicht über den Newſky Proſpekt fahren, ſondern am Katharina-Kanal entlang" — und mit einem „Ja, ſo werd' ich thun", ging er weg. 5 Minuten vor 1 Uhr.

Die Fürſtin hatte den Weg am genannten Kanal angerathen, weil ſie denſelben für den ſicherſten,

---

1) Dies bedarf einer Einſchränkung. Seit dem Erſcheinen der 1. und der 2. Auflage meines Buches erhielt ich den Beſuch eines wiſſenden Ruſſen, der mir die ganz beſtimmte Verſicherung gab, die im 2. Bande des bekannten Werkes von Leroy Beaulieu über das Zarenreich gemachte Mittheilung, Alexander der Zweite hätte ſeinem Lande eine Verfaſſung nicht nur geben wollen, ſondern dieſelbe wäre auch ſchon fertiggeſtellt geweſen, als ihn am verhängnißvollen 1. März ſein Schickſal ereilte, ſei durchaus wahrheitsgemäß und zweifellos. Dieſen großen Akt der Verfaſſungsverleihung habe der Zar mittels des Ukas, von welchem er an ſeinem letzten Lebensmorgen zu ſeiner Frau geſprochen, Rußland kundzugeben beabſichtigt.

am leichteſten zu bewachenden hielt. Auf der einen Seite iſt ja dieſe Straße durch den Kanal abgeſchloſſen, auf der andern durch eine hohe Gartenmauer und etliche Staatsgebäude. Es war alſo in der That nicht ſchwierig, dieſen ganzen Weg unter ausreichende Ueberwachung zu ſtellen. Die Sicherheitsbehörden haben es aber damit nach gewohnter ruſſiſcher Manier keineswegs genau, ſondern nur ſehr obenhin genommen. Die Ueberwachung der Kanalſtraße am 1. (13.) März war gerade ſo, wie etliche Wochen zuvor die Unterſuchung von Kobojews Käſebude in der Malaja Sadowaja geweſen [1]). Ueberhaupt muß die Erwägung aller Umſtände, unter denen das mörderiſche Attentat vom Märzſonntag in Scene ging, wiederum die Ueberzeugung hervorrufen und begründen, daß die „illegale“ Welt Rußlands den Frevel nicht zu inſceniren und durchzuführen vermocht hätte, ſo ihr nicht aus der „legalen“ her helfende Hände geboten worden wären. Iſt es doch Thatſache, daß die Nihiliſten von der Fahrt des Zaren zur Parade, ſowie von dem Weg, welchen er im Hin und Her einſchlagen würde, zum voraus genau unterrichtet waren. Ferner, daß demzufolge ſchon zeitig am Morgen des Tages nicht weniger als 6 Bombenſchleuderer mit ihren „bequem

1) „Nul doute que la catastrophe n'eût échoué, si les abords de cette route eussent été gardés par des sergents de ville, comme cela devait être“. Laferté, l. c. 25.

vor der Bruſt" getragenen Geſchoſſen in Abſtänden auf der Kanalſtraße bereitſtanden und daß Sofia Perowſkaja geſchäftig ab- und zuging, um den Mordgeſellen einzuſchärfen, wieſo und wasmaßen ſie ihnen das Herankommen des Opfers mittels des Wehens ihres Schleiers ſignaliſiren werde.

Von alledem und alledieſem bemerkte die Polizei nichts, gar nichts. Wo blieben denn da alle die „menſchenmöglichen" Vorſichtsmaßnahmen, welche Tags zuvor der Graf Loris-Melikow der ſorgenvollen Frau des Zaren verſprochen hatte?

25.

Der Tag war, was in Petersburg ein ſchöner, milder Wintertag genannt wird. Windſtiller Froſt von „nur“ 6 Graden. Eine aus blaßblauer Luft hell leuchtende Sonne, deren Strahlen von den Schneemaſſen auf den Straßen mit verdoppelter Blendung zurückgeworfen wurden. Viel Volk in feiertäglicher Muße die Häuſerzeilen entlang. Geklingel blitzſchnell dahinſchießender Schlitten überall.

Auf der Hinfahrt zur „Manège“, unter deren weitgeſpannter Wölbung die Parade ſtattfand, paſſirte der kaiſerliche Schlitten die Kanalſtraße ungefährdet und ohne daß dem Gefolge des Zaren irgendein verdächtiges Merkmal aufgefallen wäre. Die Schneeblendung war vielleicht zu groß. Was die lauernden Bombenmänner angeht, ſo ſcheinen ſie die Gelegenheit zum Schleudern ihrer Geſchoſſe nicht günſtig genug gefunden zu haben.

Die Parade verlief nach Vorſchrift. Die zahlreich anweſenden Officiere bemerkten, daß der Kaiſer, welcher die Uniform der Gardeſappeure trug, heiter

gestimmt war und mit Generalen seiner Umgebung unbefangen plauderte.

Von der Reitschule weg fuhr Alexander zum Palais seiner Base, der Großfürstin Katharina, einer Tochter seines verstorbenen Oheims Michail und der Prinzessin Helene von Wirtemberg, mit welchen Verwandten er immer sehr befreundet gewesen. Er kürzte seinen Besuch ab, weil er vor Tische noch einen Spaziergang mit seiner Frau im „Sommergarten" machen wollte, und trat um 2 Uhr die Rückfahrt zum Winterpalais an.

Sechs Gardekosaken zu Pferde bildeten die unmittelbare Schutzwache des Zaren. Ein siebenter Kosak saß neben dem Kutscher. Hinter dem kaiserlichen Schlitten fuhr der des Polizeiministers Oberst Dworjitsky und diesem folgte der Schlitten des Hauptmanns Koch.

Kaum nun ist der Zug etwa 300 Schritte auf dem Quai des Katharinakanals vorwärtsgekommen, so erschüttert ein fürchterlicher Krach die Luft und wird eine dichte Wolke von Schnee, Erde und Steinen aufgewirbelt.

Die Perowskaja hat ihren Schleier wallen lassen und Rysakow hat seine Bombe unter das kaiserliche Gefährt geschleudert.

Das Hintergestell des Schlittwagens ist zertrümmert, die Wagenfenster sind zersplittert, aber

der Zar iſt unverletzt, eine Tuchſchung am linken Fuß abgerechnet.

Als er wahrnimmt, daß die Exploſion einen Koſaken ſeiner Eſkorte, ſowie einen Knaben, welcher mit einem Korb auf dem Kopf auf der Straße gegangen, ſchwerverwundet in den Schnee hingeſtreckt hat, ruft er dem Kutſcher zu, anzuhalten, und dieſe Regung des Mitleids hat höchſt wahrſcheinlich dem Kaiſer das Leben gekoſtet.

Der Kutſcher, ſei es aus Inſtinkt, ſei es infolge einer geheimen Weiſung vonſeiten der Fürſtin Jurjewſky, beachtet den Haltruf nicht. Allein der Zar zerrt ſo heftig an der am Arme des Roſſelenkers befeſtigten Schnur, daß der Mann gehorchen und halten muß.

Der Oberſt Dworjitſky öffnet den Wagenſchlag und hilft dem Kaiſer ausſteigen, welcher ſich zu den Getroffenen wendet und die Frage thut: „Wer iſt der Mörder? Hat man ihn?“

Man hat ihn und der Hauptmann Koch müht ſich ab, Ryſſakow gegen die Wuth der raſch angeſammelten Volksmenge zu ſchützen, welche ſich auf den verhafteten Attentäter ſtürzen will.

Der Hauptmann Koch könnte fürwahr in dieſem Augenblick Geſcheideres und Beſſeres thun. Statt das Leben eines Mordbuben zu bewachen, bewachte er beſſer und geſcheider das Leben Alexanders des Zweiten. Und wo ſind denn die 60 „Auserwählten“

des Hauptmanns? Entweder gar nicht da oder jedenfalls nicht da, wo sie sein sollten: rings um die Person des Kaisers.

Der Leibkosak, welcher neben dem Kutscher gesessen, thut seine Schuldigkeit und bewahrt inmitten des allgemeinen Trubels die Besonnenheit. Er sagt, während der Zar unter Vorantritt Dworjitsky's auf die Stelle zuschreitet, wo Rysakow festgehalten wird: „Majestät, die Menge nimmt mehr und mehr zu. Es wäre doch wohl rathsam, daß Eure Majestät nicht näherginge". Worauf Alexander: „O, das hat gar nichts zu sagen". Und wieder der besorgnißvolle Kosak, zu Dworjitsky gewendet: „Herr Oberst, die Menge ist zu dicht; man sollte ihr fernbleiben". Der Herr Oberst antwortet nur mit einer abweisenden Handbewegung und geht weiter.

Drei Schritte vor dem dingfest gemachten Attentäter bleibt der Zar stehen und fragt den Hauptmann Koch: „Ist es der?" Worauf der Befragte: „Ja. Er sagt, er heiße Griaznow und gehöre der Bürgerklasse an". Alexander betrachtet den Bombenwerfer, zuckt die Achseln und sagt: „Ein netter Herr!"[1] Dann wendet er sich zu Dworjitsky mit

[1] Einer andern und vielleicht glaubhafteren Ueberlieferung zufolge hätte der Zar zu dem Attentäter gesagt: „Was? Du, Grünschnabel, wolltest mich ermorden?" — Ich muß anmerken, daß der Verlauf der Katastrophe in ihren sämmtlichen Einzelnheiten bislang weder amtlich noch außeramtlich

der Frage: „Wo iſt die Stelle der Exploſion? Ich will ſie ſehen“.

Warum, während der Zar ſeine Schritte rückwärts dem Orte zuwendet, wo die Bombe unter ſein Gefährt geworfen worden, warum fällt da der Blick von keinem der Männer, die zur Sorge für ſeine Sicherheit verpflichtet ſind, auf einen Menſchen, der in trotziger Haltung, den Hut auf dem Kopf und die Arme verſchränkt, auf dem Trottoir ſteht und ſich an das den Quai gegen den Kanal zu abſchließende Geländer lehnt?

Alexanders Antlitz iſt blaß und eine Wolke von Trauer liegt auf ſeiner Stirne, wie er ſich von Ryſſakow abkehrt. Vielleicht daß ſich ihm in dieſem Augenblick auch die bittere Frage nach der unfindbaren „ſittlichen Weltordnung“ auf die Lippen drängt.

Sein Weg führt ſo nahe an dem ſo eben ſignaliſirten Menſchen vorbei, daß er denſelben beim Vorübergehen faſt ſtreifen müſſte.

Da, als der Zar noch etwa drei Schritte von ihm entfernt iſt, erhebt dieſer Menſch plötzlich beide Arme, etwas Glänzendes entfährt ſeinen Händen und fällt vor den Füßen Alexanders nieder — die von Grinewizki geſchleuderte Bombe. –

ganz zweifellos feſtgeſtellt worden iſt. Das aber iſt geſchichtliche Thatſache, daß Alexanders Gebaren auf der Unglücksſtätte das eines Mannes von großer Unerſchrockenheit und Selbſtbeherrſchung war.

Ein Donnerschlag, ein Schwanken und Zittern des Bodens, als bäumte sich die Erde. Eine Schneehose, in welcher Steine und Schlittentrümmer umherwirbeln, schießt auf, begleitet von Angstschreien, Klagerufen und Schmerzgestöhn.

Als sie zerborsten, wird die schreckliche Wirkung des Mordgeschosses offenbar. Verwundete, darunter der Oberst Dworzitzky, und Todte, worunter der Bombenschleuderer Grinewizki selbst, bedecken Straße und Trottoir. Rings ist der Schnee roth von Blut. Zerbrochene Waffenstücke, Kleiderfetzen, abgerissene menschliche Gliedmaßen ragen daraus hervor.

Der Zar ist tödtlich getroffen.

Man findet ihn auf dem Trottoir, mit dem Oberkörper an das Geländer des Kanals gelehnt, mit den Händen unsicher im Schnee umhertastend, als wollte er sich dadurch aufrecht erhalten. Er ist barhaupt, sein Soldatenmantel hängt in Fetzen um seinen Leib. Beide Beine sind ihm zerschmettert und bieten einen schrecklichen Anblick von zerrissenem Fleisch und zermalmten Knochen. Stromweise entfließt den fürchterlichen Wunden das Blut. Die Lippen des Kaisers bewegen sich unhörbar. Die fahle Hand des Todes liegt schon auf seiner Stirne.

Sein Bruder, der Großfürst Michail, durch das Getöse der beiden Explosionen herbeigerufen, beugt sich über ihn. „Alexander, hörst du mich?“ Worauf der Verwundete mit schwacher Stimme: „Ja, ich höre“.

Es war so: denn als in der Gruppe, welche rathlos den unglücklichen Mann umstand — kein Arzt war zur Stelle — der Vorschlag laut wurde, den Verwundeten in eins der nächstgelegenen Häuser zu schaffen, um einen ersten Verband anzulegen, sagte er in abgebrochenen Flüstertönen: „Schnell, schnell — heim! — Tragt mich ins Schloß! Dort . . . sterben!“

So die letzten artikulirten Worte, die er sprach. Rettung war keine.

Bevor es Abend geworden, um 3½ Uhr, ist Alexander der Zweite im Winterpalast gestorben. Seine Familie umstand sein Sterbebett. Die Hände der Frau, die er geliebt und die ihn beglückt hatte, schlossen dem Todten die Augen.

Alexander der Dritte, welcher unter so traurigen Umständen auf den Zarenthron gelangte, erfüllte nur eine heilige Sohnespflicht, wenn er als Rächer des Vaters sein Herrscheramt antrat.

Dabei war es aber merkwürdig, zu sehen, wie rasch und verhältnißmäßig leicht es gelang, der Zarenmörder sich zu bemächtigen — wenigstens der „illegalen“. Hätten die Sicherheitsbehörden vor dem 1. (13.) März dieselbe Findigkeit und denselben Eifer entwickelt, so würde wohl dieser Märztag nicht so verlaufen sein, wie er verlief.

Schon am 2. (14.) März hat man die Dynamitfabrik in der Teleschneja-Gasse entdeckt und aufgehoben, wobei die Jessie Helfmann verhaftet wurde und ihr Genoß Sablin mittels Selbstmords der Verhaftung sich entzog. In den nächstfolgenden Tagen sodann sind Michailow, Kibaltschitsch und Sofia Perowskaja aufgespürt und eingebracht worden.

Die Procedur, welche gegen die „Zarenmörder" Scheljabow, Michailow, Kibaltschitsch, Ryssakow, die Perowskaja und die Helfmann angestrengt wurde, währte vom 26. bis zum 29. März (7—10. April). Das Urtheil lautete: Tod am Galgen. Jessie Helfmann wurde geschont, weil sie gesegneten Leibes, und später „begnadigt". Scheljabow, Michailow, Kibaltschitsch, Ryssakow und Sofia Perowskaja sind am 3. (15.) April auf dem semenow'schen Platz in Petersburg hingerichtet worden[1]).

1) Der Henker scheint seine Sache ebenso schlecht verstanden und gemacht zu haben wie jener, welcher am 26. Juli 1826 auf dem kronwerk'schen Walle der petersburger Festung die fünf zum Tode verurtheilten Dekabristen hingerichtet hatte — (vgl. mein „Neues Historienbuch", S. 55). Der Korrespondent einer deutschen Zeitung, welcher am 3. April 1881 die fünf Nihilisten hinrichten sah, nannte diesen Akt empört „eine Schinderei". Im weiteren meldete er: Scheljabow und Kibaltschitsch waren sehr ruhig, Michailow war bleich, aber fest, Ryssakow ganz aschfarben und matt. Sofia Perowskaja

26.

Epilog.

Der Nihilismus ist am 3. April von 1881 nicht mit den 5 Zarenmördern am Galgen gestorben. Schon zuvor, schon am 10. (23.) März, also nur 9 Tage nach dem Platzen von Grinewizki's Mordbombe, hatte sich das seiner Häupter beraubte terroristische Exekutivkomité wieder gesammelt, ergänzt und zur Fortführung „des Werkes" starkgemacht.

Denn am genannten Tage warf es ein langes Sendschreiben „An Kaiser Alexander den Dritten" aus, worin es zum Eingang hieß: „Majestät! Das Exekutivkomité begreift ganz gut die Niedergeschlagenheit des Gemüthes, von welcher Sie dermalen be-

zeigte eine wunderbare Festigkeit; sie hatte sogar leichtgeröthete Wangen. Ihr Gesicht war wie immer ernst, ohne jeden Ausdruck von Pralerei, aber voll echten Muthes und beispielloser Ergebenheit. Kölner Zeitung vom 16. April 1881. Siehe auch Stepnjak, S. 165—7.

herrscht sein müssen; aber es glaubt, nicht länger aus Rücksichten des Zartgefühls eine nothwendige Erklärung verschieben zu dürfen". Dann heißt es: „Die blutige Tragödie, welche sich am Katharinakanal abspielte, ereignete sich weder zufällig noch konnte sie für jemand überraschend sein. Infolge alles dessen, was seit 10 Jahren von unserer Seite gethan worden, erschien sie unvermeidlich und darin beruht ihre tiefe Bedeutung, die von demjenigen, welchen das Geschick an die Spitze eines Staats gestellt hat, wohl verstanden werden muß". Und weiterhin: „Es gibt nur zwei Auswege aus der gegenwärtigen Situation Rußlands: entweder eine Revolution, welche man durch Todesurtheile nicht vermeidet noch verhindert, oder eine freiwillige Berufung des Volkes zur höchsten Macht, zur Regierung" [1].

Der neue Zar fand sich nicht veranlaßt, es mit dieser Knall- und Fall-Demokratisirung Rußlands zu versuchen, und so ging der „Krieg" zwischen Zarismus und Nihilismus weiter. Denn auf das Kriegsmanifest, welches dieser am 10. März hatte ausgehen lassen, antwortete jener am 1. (13.) Mai seinerseits mit einem andern, worin das Festhalten an der zarischen Autokratie verkündigt und der Ent-

[1] Das ganze, in der „Druckerei der Narodnaja Wolja" gedruckte Sendschreiben siehe bei Stepniak a. a. O. S. 117 f.

ſchluß bekanntgegeben wurde, „im Gehorſam gegen die Stimme Gottes die Zügel feſt zu faſſen und im Glauben an die Kraft und Wahrheit der ſelbſtherrſchenden Gewalt dieſe zu befeſtigen und vor allen Anfechtungen zu bewahren“ [1].

Mit der „Stimme Gottes“, auf welche der Zarismus ſich berief, hatte es wohl dieſelbe Bewandtniß wie mit der „Stimme des Volkes“, von welcher der Nihilismus flunkerte. Das ſind ſo Stimmen, welche die Parteien nach Bedarf aus ihren Ziehharmoniken hervorlocken.

Thatſache dagegen iſt zweierlei: — erſtens, daß die nihiliſtiſch terroriſtiſche Behauptung, die Ermordung des Zaren würde zu einer ruſſiſchen Revolution das Signal geben, als kläglicher Schwindel ſich erwies; zweitens, daß der Frevel vom 1. (13.) März zu einer ſtraffen Rückwärtserei das Zeichen gegeben hat.

An die Stelle der wohlmeinend ſchwachmattiſchen Miniſterſchaft des Grafen Loris-Melikow trat die rückſichtslos brutale des Grafen Ignatjew, eines Moskowiters vom Schlage der Fadejew, Tſchernajew und Skobelew.

Alles zuſammengehalten, dürfte die Anſicht gerechtfertigt ſein, das Drama des Nihilismus habe am 1. (13.) März von 1881 ſeine Peripetie erreicht.

Wie die Kataſtrophe ſein wird, wer kann es ſagen? Wahrſcheinlich jedoch iſt, daß der Nihilismus in allen Metamorphoſen, die er noch durchzumachen haben mag, fortfahren werde, in Rußland, ja, auch im heiligen Rußland die Mittel und Wege zu bereiten für einen europäiſchen Umſturz.

Der wird kommen, ihr mögt eure Köpfe noch ſo tief in den Sandhaufen eurer Gedankenloſigkeit, Sattheit und Leichtfertigkeit ſtecken, federnloſe Strauße, die ihr ſeid!

Der Geiſt der Revolution, d. h. die wahnwitzige Vorſtellung, mittels Vernichtung alles Beſtehenden ihr Loos verbeſſern zu können, iſt in den Maſſen, wie noch nie, ſeit es eine menſchliche Geſellſchaft gibt, und täglich, ſtündlich nimmt ein wilder Zerſtörungstrieb an Ausdehnung, Vertiefung und Stärke zu. Sein Tag wird kommen, ſo gewiß vordem die Tage der Völkerwanderung, der Reformation und der Revolution von 1789 gekommen ſind.

Wer denn ſoll das Drohende beſchwören und abwenden?

Das Königthum? — Als ob es nicht das Gefühl des Vogels auf dem Zweige hätte!

Die Ariſtokratie? — Es gibt ja nur noch eine gemalte.

Die ſogenannte Bourgeoiſie? — Sie hilft mit ihrer vom wilden Wirbelwind der Konkurrenz entfachten Ueberproduktionswuth und Raffgier, mit ihrer

moralischen Lässigkeit und ihrer politischen Feigheit den großen Gesellschaftskrach beschleunigen.

Die Kirche — nämlich die katholische? — Aber es gehört doch eine sehr abgehärtete Stirne dazu, im offenen Reichstag mit der ernsthaften Miene eines römischen Augurs, ja mit Pathos und Salbung die Behauptung vorzubringen, immer wieder vorzubringen, die Kirche, so sie „frei", d. i. herrschend wäre, würde dem Drachen der Revolution das Haupt zertreten. Hat die Kirche im katholischen Frankreich, im katholischeren Italien, im erzkatholischen Oestreich, im erzestkatholischen Spanien, allwo sie überall „frei" war, d. h. unmittelbar oder mittelbar despotisch herrschte, die Revolution hintangehalten? Hat sie in Polen, wo sie nach Niederwerfung des Protestantismus ebenfalls ganz „frei" war, d. h. über die Gewissen, so viele es deren gab, unbedingt gebot, die peremirende polakische Revolution, will sagen die anarchischen Faktionskämpfe und „Konföderationen", welche den polnischen Staat zu Grunde richteten, verhindert? Hat im Jahre 1847 in dem stockkatholischen Bayern die Kirche jene noch dazu schon stark vertanzte spanische Tänzerin verhindern können, das „Jesuitenregiment" Abel lachend wegzutanzen? Hat die Kirche nicht sogar schließlich den Kirchenstaat, wo ihre „Freiheit", d. h. ihre Tyrannei, doch gewiß die denkbar unbeschränkteste gewesen, der Revolution überlassen müssen? Hat die Kirche etwas ausge-

richtet, wenn sie, wie in christlicher Liebe angenommen werden mag, sich bemühte, den gutkatholischen Iren ihre ruchlose Mord- und Brandbüberei auszureden? Nein, überall nein! In Wahrheit ist die katholische Kirche oder, was jetzt anerkannt dasselbe, der Jesuitismus nichts anderes mehr als ein weiteres und zwar höchst wirksames Ferment in dem ungeheuren Gährungsproceß, welcher im Innern der europäischen und der amerikanischen Gesellschaft wühlt.

Die anatolisch katholische Kirche? — Das hieße Trieb, Kraft und Wirkung erwarten von einem Petrefakt.

Die verschiedenen protestantischen Kirchen? — Die kranken ja sammt und sonders an unaufhaltsamer Selbstzersetzung.

Die Wissenschaft? — Sie hat, obzwar selbstverständlich wider ihren Willen, zur Entgötterung und Vermaterialisirung des ganzen Daseins sehr viel beigetragen und folglich das Ueberhandnehmen roher Instinkte und das Sichbreitmachen brutaler Leidenschaften mittelbar mitverschuldet[1]. Diese Instinkte

[1] Wahrhaft erschreckend verwüstend und verwildernd hat, wie jedermann weiß oder wissen könnte, die materialisirte und materialisirende Wissenschaft auf die Kunst und die Literatur eingewirkt, allwo sie einen sogenannten „Realismus" pflanzte und großzog, welcher dann nothwendig zum rohesten „Naturalismus" absinken mußte. In der Malerei und Dichtung ist

und Leidenſchaften gehören aber zu den wirkſamſten Hebeln des ſocialen Um- und Grundſturzes. Außerdem iſt die Wiſſenſchaft dazu verdammt, zum Heere des Socialismus, Nihilismus und Anarchismus

es damit ſo weit gekommen, daß auf beiden Gebieten ein gut arbeitender Photographie-Apparat für die höchſte Leiſtung gilt. Namentlich dann, wann er die menſchliche „Natur“ in ihrer ekelhafteſten Blöße getreu reflektirt. Nur bei einer Generation, deren Phantaſie in Grund und Boden verdorben iſt und welcher der Begriff „ſchön“ abhanden gekommen, konnte eine gänzlich ideenloſe und gefühlsleere Fleiſchbeſchauermalerei und konnten ſo abſcheuliche Bücher wie Zola's „**Nana**“ und Daudets „**Sapho**“ jubelnden Beifall finden. Aber die genannten Franzoſen, über deren Stories of whores deutſche Kritiker lange und lobende Abhandlungen ſchrieben, wurden noch überfranzoſ't durch einen landsmänniſchen Konkurrenten Namens Jean Richepin. Der hat einen Band Verſe veröffentlicht unter dem Titel „**Les Blasphèmes**“ (**Paris, Dreyfous, 1884**) und zwar mit glänzendem Erfolg. Denn dieſer Haufe von wie in unnennbaren Lokalitäten zuſammengekehrtem Unflat erlebte raſch etliche zwanzig Auflagen und wird es wohl bis zur hundertſten bringen. (Deutſchen Kritikern, welche für den pariſer „Realismus“ und „Naturalismus“ ſchwärmen, dürfte insbeſondere das Sonett „**Tes père et mère**“, pag. 38, zur bewundernden Analyſe zu empfehlen ſein.) Ja, ja, ſchmeichelt nur der Gemeinheit der Menge und ihr habt ſie! Menſchen freilich, welche nicht zum „profanum vulgus“ gehören, wird das frech bombaſtiſche Großthun und Stagiermachen des Monſieur Richepin mit ſeinem Unglauben und mit ſeiner Unzucht wie ein Mehraus Caucan vorkommen, der ſie anwidern und entſetzen muß.

zahlloſe Rekruten zu ſtellen, indem ſie jahraus jahrein „ſtudirtes" Proletariat maſſenhaft ſchafft, — gerade wie der Kapitalismus dazu verdammt iſt, mittels ſeiner „Förderung" der Induſtrie unſtudirtes Proletariat maſſenhaft zu züchten.

Der Staatsſocialismus? — Ein zweifelsohne ebenſo wohlgemeintes als kühnes Experiment. Wer, der überhaupt ein Gefühl hat für die Leiden ſeiner Mitmenſchen, möchte das Gelingen des Experiments nicht auf's innigſte wünſchen? Aber glauben kann an dieſes Gelingen nur, wer die Menſchen für unendlich viel geſcheider und beſſer hält, als ſie jemals waren, als ſie ſind, ſein werden und ſein können. Der legale Socialismus wird nur dazu dienen, die Illuſionen und Gelüſte des illegalen zu ſteigern und zu ſtacheln, und demzufolge wird man immer weiter hineingezerrt werden in das Kubikkubikel der Phantaſterei, Naturwidrigkeit und Unmöglichkeit. Kann der „Kader" von Staat etwas, warum ſollte er nicht mehr, viel, alles können? Und daß der Socialismus, auch der von ſtaatswegen gewollte und gemachte, nur das überall zu kurze und zu ſchmale Feigenblatt des Kommmunismus iſt, weiß jedermann. Der Staatsſocialismus wird demnach als Linienbeſtimmer, Bahnbauer, Brückenſchlager und Tunnelbohrer für den revoluzijchen Kommmunismus arbeiten.

Alſo gäbe es keinen der heranbrohenden Sündflut entgegenzuſtellenden Damm mehr?

Doch, einen gibt es vorerſt noch.

Was für einen?

Die deutſche Armee. Alles andere ringsum in Europa iſt fragwürdig, unzuverläſſig und haltlos. So lange das Gefüge, die Mannszucht und der Gehorſam des deutſchen Heeres ſtandhalten, wird das Verderben aufzuhalten ſein.

Nur ſo lange?

Nach menſchlicher Vorausſicht, ja, gerade nur ſo lange. Wir treiben dem Kommmmismus zu. Daß alle bislang zeitweilig und örtlich angeſtellten kommuniſtiſchen Verſuche kläglich und ſchmählich mißlungen ſind, hat gar nichts zu ſagen. Die Menſchheit hat daraus nichts gelernt. Die Leute wollen ja bekanntlich nicht belehrt und bekehrt, ſondern belogen und betrogen ſein. Je plumper der Schwindel, deſto mehr Gläubige. Je toller der Wahnwitz, deſto allgemeiner die Zuſtimmung. Je gemeiner die Poſſe, deſto lauter der Beifall. Die Poſſe des Kommmmismus wird in Scene gehen, um zu dem furchtbarſten Trauerſpiel auszuſchlagen, welches die Welt geſehen. Wird daſſelbe die Geſellſchaft barbariſiren oder wird es ſie läutern — wer weiß es? Die geſammte moderne Civiliſation arbeitet aber mit allen Mitteln und Kräften, mit ihrem Dünkel und Größewahn, mit ihrer ſkrupelfreien Erwerbshaft und ihrer zügelloſen Genußſucht auf dieſes Trauerſpiel hin. Schon darum, weil ſie des Induſtrialismus ſchlechterdings nicht

mehr entbehren kann, sondern vielmehr gezwungen ist, die Riesenglieder des Molochs, welcher den Menschen zum Sklaven der Maschine und zum Spielball der Spekulation entwürdigt und unersättlich die glühenden Erzarme nach Myriaden von Opfern ausstreckt, so ins Maßlose zu dehnen, daß die Verzweiflung zuletzt den Wuthgedanken gebären muß, den Koloß von Götzen zu zertrümmern.

Das Verhängniß nimmt seinen Lauf und das Wollen und Thun wissender und redlicher Menschen ist nur Staub auf seiner Bahn.

Wer sehende Augen hat und damit sehen will — also selbstverständlich eine kleine Minderheit — muß bemerken, daß wir mit raschen Schritten auf die Epoche der Massenherrschaft zueilen. Da wird die Mehrheit, deren Unfehlbarkeit ja lange vor der päpstlichen dogmatisirt worden ist, in allem und jedem und einzig und allein rechthaben. Sie wird geradezu alles sein, die Allerweltstyrannin. Vivat Ihre unfehlbare Majestät Hagia Ochlokratia! Dann zumal wird der Genius seine Schwingen entfalten, um der auf der Erde lastenden Stickluft platter Mittelmäßigkeit und stupificirender Uniformität zu entfliehen. Die Persönlichkeit geht unter im faden Gleichheitsbrei und in der Menge verschwindet der Mensch.

Wohl allen, die es nicht erleben müssen, in das grauenhaft öde Rechenexempel des Kommunismus als

seelenlose Nummern eingejocht zu werden, und wäre es auch nur für einen Tag! Und zu denken, daß das nicht nur Tage, Wochen, Monate und Jahre, sondern Jahrzehnte währen könnte! So lange, bis der souveräne Unverstand sich selber verzehrt haben wird. Und ferner zu denken, daß, so es den Menschen überhaupt noch gelänge, unter der erstickenden ochlokratischen Bleidecke sich wieder hervorzuarbeiten, dies nur mittels der fürchterlichsten Krämpfe und Kämpfe möglich wäre, — mittels Krämpfen und Kämpfen, welche Europa vielleicht ins Mittelalter zurückschleudern müßten!

Spottet und lacht immerhin des „Schwarzsehers". Ihr habt ja jetzt noch Zeit und Stimmung dazu und er mag euch die Freude wohl gönnen. Aber wenn ihr eurer Denkträgheit und Frivolität etliche Stunden der Umschau, des aufmerksamen Lauschens und der ernsten Betrachtung abzugewinnen vermöchtet, dürftet ihr wahrnehmen, daß die schneidenden Dissonanzen, welche die Gegenwart durchgellen, nichts sind als das Verstimmen der Instrumente für die große Zukunftskakophonie.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.